BRUNO HANS HIRCHE

ERLEBTES GENERAL-GOUVERNEMENT

BRUNO HANS HIRCHE

ERLEBTES GENERALGOUVERNEMENT

Erlebtes Generalgouvernement

von Bruno Hans Hirche

Zum erstenmal erscheint auf dem deutschen Büchermarkt mit diesem Erlebnisbuch eines aktiven Journalisten ein zusammenfassender feuilletonistischer Bericht über den weiten und vielgestaltigen Lebensraum des Generalgouvernements. Für die meisten Außenstehenden jenseits der Grenzen des Generalgouvernements ist dieses schmucke aufschlußreiche Buch von aktuellem Reiz. Wie gar so wenig kennt man eigentlich die Gesamtstruktur dieses Lebensraumes, seine Wirtschaft, seine Landschaft, die Eigenheiten seiner Bewohner und auch die alten deutschen kulturellen Bindungen dieser Gebiete innerhalb des Riesendreieckes Krakau, Warschau, Lemberg mit seinen verschiedenen Landschaften und Schicksalsströmen des Ostens.

Soeben ist der Feldzug der achtzehn Tage über diese Ebenen und Berge gebraust. Schon setzt deutscher Aufbau allerorten ebenso ungestüm und zielbewußt ein. Von der ersten Hakenkreuzfahne im deutschen Gesicht Krakaus bis zur ersten Begegnung mit sowjetrussischen Grenzposten, vom glitzernden Winter der Hohen Tatra bis zu Bohrtürmen und Erdgasquellen Galiziens, von der Wunderwelt unter Tage, unterirdischen Kirchen und Seen bis zur romantischen Auffahrt über Almen, Abgründe und Schneehalden hochalpiner Firnen und Gipfel, von jüdischem Raubbau und Folterzellen der GPU., von erschütternden Kolonistenschicksalen und deutschen Pionierleistungen gibt der Autor mit gewandter Journalistenfeder erschöpfenden Aufschluß.

Daß nicht trockene statistische Berichte, sondern persönliches Erleben vom deutschen Osteinsatz und deutscher Verwaltung im Generalgouvernement aus diesen zwanglosen Reportagen spricht, bringt dem Leser gerade diesen Lebensraum des Ostens besonders nahe. Die vornehme Gestaltung des großformatigen, 235 Seiten starken, geschmackvoll gebundenen und mit 48 ausgezeichneten, ganzseitigen Tiefdruckbildern ausgestatteten Werkes, macht dieses „Erlebtes Generalgouvernement" von Bruno Hans Hirche nicht nur zu einem dankbaren Geschenkbuch, sondern zugleich zu einem wertvollen geschichtlichen Dokument.

235 Seiten, Kartoniert, 18 Zloty (9 RM)

BUCHVERLAG DEUTSCHER OSTEN G. m. b. H.
Krakau, Annagasse 5

Erlebtes Generalgouvernement

von

Bruno Hans Hirche

Alle Rechte vorbehalten

Buchverlag „Deutscher Osten“ G. m. b. H., Krakau 1941

Druck: Zeitungsverlag Krakau-Warschau G. m. b. H., Krakau, Universitätsstrasse 19a.

Kapitelfolge

Seite

Zunächst ein Bekenntnis... 7

Aus dem grünen Herzen an die graue Front
Abschied von Weimar — Beobachtung an der Grenze — Der „Passierschein" aus der Bundeslade — Fiakereinzug in Krakau — Laufende Flecke, sprechende Litfaßsäulen — Das wetterwendische Wenn — Steinerner Gruß der Heimat — Eines Stadttorwächters Irrtum 9

Erste Begegnung mit sowjetrussischen Grenzposten
Quer durch Galizien — Höllenmaschine zerriß Tarnower Bahnhofsgebäude — Przemysl, die Stadt am San — Früher Synagoge, jetzt Elektrizitätswerk — Symbolisches Feuerwerk papierener Köpfe 20

Zwischen Bohrtürmen und Erdgasquellen
Fabrik ohne Fenster und Maschinen — Land der Gegensätze — Die Interessengrenze wandert 29

Die Polen öffneten Zuchthäuser und Irrenanstalten
Banden überfallen Bauernkaten — Veit-Stoß-Altar verschleppt — bei Sandomir sichergestellt 34

Die erste Hakenkreuzfahne in Krakau
Komödie um einen polnischen Kommissar 40

In Lumpen und unter zerfetzter Fahne
Aber deutsch, treu und Tränen in den Augen — Rettung aus der Hölle von Beresa Kartuska 43

Weichselbrücke bei Deblin gesprengt
Jetzt im Winter des Ostens, damals in sengender Wüste — Auf den Spuren des Weltkrieges Ein Erntefeld von Beutestücken — Magdeburger Brücke an der Weichsel 47

Hier fielen ein Major und sieben Mann
Acht Birkenkreuze am Waldrand der Lysa Gora 51

Sowjet-Delegierte machen Kinderaugen
Zum ersten Male Gebirgswelt erlebt — Besuch aus dem Moskauer Flachland 53

Im glitzernden Winter der Hohen Tatra
Entdeckungsfahrt durch das Tal der Strazyska 58

Industriewerk sollte in Flammen aufgehen
Die Polen waren aber nicht schnell genug 60

„Staatsfeind" Lore Jenkner
Das tapfere Sterben einer volksdeutschen Lehrerin 62

Bombentrichter im Heidewald
Pulverschuppen zerrissen — Bäume wie Streichhölzer geknickt 65

Warschau — entthronte Hauptstadt Seite
Die Blutschuld eines Größenwahnsinnigen in Generalsuniform 67

Minus 42 Grad...!
Da wird die Eisenbahn zur Eisbahn und es gefrieren die Bärte. 78

Verwüstete Fabriken, geplünderte Schokoladenlager...
Jüdische Direktoren ließen ihre Betriebe im Stich 84

Lublin — die Pechsträhne der Polen
Eine deutsche Stadtgründung — Im Ghetto der Katakomben — Drei bis vier Stockwerke unter der Erde — Wasserträger in der „europäischen Wüste" — Ein Marschall kam, ein Hauptmann ging 86

Auf Schinkels Spuren bei Krzeszowice
Entdeckung unweit der Straße Krakau—Kattowitz — Zur Linken 160000 Kubikmeter Erde ohne Halt, rechts unvergängliche deutsche Bauwerke — Schloß und Kirche von Kressendorf 91

Als Deutscher unter polnische Waffen gezwungen
Der Einberufung nicht mehr entronnen — Qualvolle Tage auf Seiten des Feindes — Stunden der Hoffnung vor Lemberg — Unter Lebensgefahr zu den Deutschen gestoßen 95

Das deutsche Krakau
Deutsches Leben und deutsche Bauwerke — Ein Meter Staub der Jahrhunderte — Die Legende des Bruderzwists — Burg zu Krakau — Herzkammer des Generalgouvernements . . 101

Kasprowy-Bergbahn — ein deutsches Meisterwerk
Eine der längsten Seilbahnspannen der Welt — Auffahrt über Almen, Abgründe und Schneehalden Frontkämpferdank im Weltkurort Zakopane — Kameradschaft in Stahl und Feuer erprobt 109

Die Ladenberger aus der Pfalz
Deutsches Kolonisten-Schicksal am Dunajec — Die Erfüllung eines großen Glaubens . . . 115

Gärtner in Hauptmannsuniform
Begegnung mit Professor Maurer/Piekary — Beispiel deutscher Gartenbaukunst 120

Grenzaufsichtsstelle Morskie Oko
„Meeresauge" in 1400 Meter Höhe — Das Wunder des smaragdgrünen Sees 123

Bollwerk Peskenstein
Deutsche Ritterburg im romantischen Ojcowtal 127

Polnischer Geheimbefehl sollte Krynica vernichten
Kriegerische Schritte im Kurdirektionskabinett — Polnische „Siegfriedlinie" am Hutaberg Wahnsinnsbefehl: „Bohrlöcher der Quellen sprengen!" — „Die Deutschen kommen!" gellt eine Stimme 131

Aufbruch in die Heimat der Väter
Ins Sumpfland am Bug — Aufgelauert und abgefangen — Kaufpreis doppelt verlangt — Die Jagd nach dem Dokument — Selbst vor die Egge gespannt — Aufbruch um Mitternacht 142

Die Sprenglöcher im Tunnel von Zegiestow
Beim größten Tunnelbau der Ostbahn — Mit einer slowakischen Maschine am Poprad hinauf — Pompöses Kurhotel und nur ein einziges Bad — Im Winter von der Außenwelt abgeschnitten 162

Seite

Jüdischer Raubbau finanziert Monte-Carlo-Leben
Das „Herz Polens“ ein Judennest — Der Wunderrabbi von Belz — Judenvilla jetzt Werkstätte wertvoller Volkskunst — Bunte Huzulenschnitzerei auf schwarzglänzendem Holz . . 167

Der fliegende Mönch von Czorsztyn
Burg Zornstein über dem schäumenden Dunajec — Wie die Sage seinen Feuerweg deutet — Tosender Pienini-Durchbruch — Die verunglückte Flucht des „edlen Mirsa“ 173

Funkelnder Tanzsaal unter der Erde
Auch Kirchen und Seen unter Tage — Im Märchenreich glitzernder Kristalle — Kronleuchter und Statuen aus Salz — Der deutsche Salzgraf von Krakau 178

Der Pionier von Drwalew
Ortsgruppenleiter der NSDAP. im Kolonialeinsatz des Ostens bewährt — Ein Beispiel von vielen 182

Als Pelzhändler im Osten...
Ein Telegramm kostet ein Vermögen — Die große Katastrophe — Schwankendes Minarett, grausige Himmelsuhr — Barfuß und im Hemd über Trümmer gehetzt — Im tiefsten Unglück über Nacht davongejagt — Neuer Anfang in Lemberg — Heimkehr in eisklirrender Weihnachtsnacht 186

Wir fahren in Lemberg ein
Der San keine Grenze mehr — Von den Sowjets zu Befestigungsarbeiten gezwungen — Alte Konservenbüchsen als Kochgeschirr — Die Greuel in den Lemberger GPU.-Gefängnissen — Glocken läuten die Freiheitsstunde ein — Überall jubelnde Dankbarkeit 205

Auf der Straße der Vernichtung
Das große sowjetische Panzersterben zwischen Lemberg und Tarnopol — Bolschewistischer Transportzug entgleist — Abgestürzte Sowjetbomber am Wege — Alle Hoffnung auf die Deutschen gesetzt 213

An den Sonnenhängen von Zaleszczyki reift Wein
Im südlichsten Zipfel des Distriktes Galizien — Das „polnische Nizza“ — Häuser nicht höher als Telegraphenstangen — Farbenprächtige Bilder bunter Trachten — Die Freudenküsse von Kolomea 218

Das deutsche Klein-Bethel in Stanislau
Ein Stadtteil für sich — GPU.-Zentrale im Deutschen Haus — Deutsche als Spione verdächtigt — Mit elektrischem Strom gemartert — Durch den Einmarsch unserer Truppen befreit 225

Kirche erst Munitionsdepot — dann Kino
So hausten die Bolschewiken in der deutschen Siedlung Babawilon — Deutsche Schule zur GPU.-Kaserne gemacht — Die Mordstunden von Stryj — In der Wäschetrommel zu Tode gequält 229

Im Wald der Bohrtürme von Boryslaw
Das Drohobyczer Erdölgebiet — Der schnelle deutsche Vormarsch rettete Milliardenwerte — Die Gesundbrunnen von Truskawiec — Nach dem Kampf kommt das Ernten 233

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zunächst ein Bekenntnis...

Das Buch beginnt in jenen Tagen, da der Polenfeldzug zu Ende geht. Es schildert die andere Seite, das neue Leben, das neugewonnene Land, seinen polnischen Zustand und die deutsche Erschließung. Nicht als Verwaltungsrechenschaftsbericht, vielmehr aus dem Erlebnis heraus fügt sich mosaikartig das Bild des Generalgouvernements.

Das mag vielleicht seine beste Empfehlung sein. Und jene — daß es in Hunderttausenden Erinnerungen wach halten soll an das Erlebnis, das sie im Entscheidungskampf unseres Volkes entweder als Soldaten oder als Dienstbeorderte im Osten hatten, als sie mit donnernden Motoren über das glitzernde Band der Weichsel brausten, durch polnischen Staub und Dreck und schier endlosen Wald den Feind in die Flucht schlugen und nach achtzehn Tagen blitzartiger Vernichtung das erste Jahr des kolonialen Aufbaues begannen, der mit die Voraussetzungen für den gewaltigen Aufmarsch gegen den herausfordernden Sowjetnachbar geschaffen hat.

Dieses Erlebnis des Ostens wird allen, die dabei sein durften, unvergeßlich bleiben!

Der Stoff für das Buch ist aus der tagesnahen Zeitungsarbeit hervorgegangen. Wie die deutsche Wehrmacht sich diesen riesigen Raum im Sturm erobert und die deutsche Verwaltung ihr auf dem Fuße die weiten Gebiete mit energischen Schritten und ordnender Hand durchmessen hat, so haben auch wir uns von der deutschen Presse alles Material, von der kleinsten Meldung bis zur großen Reportage, unter schwierigen Verhältnissen Zeile für Zeile erarbeiten müssen. Als einer der Schriftleiter dieses Einsatzes habe ich den Versuch unternommen, die interessantesten Phasen jener Zeit in dem vorliegenden Buch zusammenzufassen.

Damit will das Buch nicht zuletzt auch ein werbendes Bekenntnis ablegen. Wir von der Zeitung stehen immer wieder an der Front des Erlebens, ob im feldgrauen Soldatenrock oder in brauner Uniform der Bewegung; stets treten wir dem aktuellen politischen oder menschlichen Geschehen mit zuerst von Angesicht zu Angesicht gegenüber und vermitteln den erhebenden oder erschütternden Eindruck an Millionen, denn wes das Herz voll ist, dem geht die Feder über.

Ich aber wünsche mir kein anderes Leben, als dieses Erleben!

Aus dem grünen Herzen an die graue Front

Abschied von Weimar — Beobachtung an der Grenze — Der „Passierschein“ aus der Bundeslade — Fiakereinzug in Krakau — Laufende Flecke, sprechende Litfaßsäulen — Das wetterwendische Wenn — Steinerner Gruß der Heimat — Eines Stadttorwächters Irrtum

Zwei leuchtende Augen tasten mich an. Sie quellen aus frühfahler Dämmerung hervor. Über ihre Brauen wölbt sich die Stirn eines plumpen, fauchenden Schattens.
Ich trete unwillkürlich einen Schritt zurück. Den Bahnsteig entlang klappern Gewehre und Gepäckstücke. Im sorgfältig abgedunkelten Lampenlicht blinken matt Eisen und Scharniere.
Eine weiche, warme Hand faßt meine Rechte. So als sollte es keiner sehen. Rührendes Bemühen. Ich spüre Worte, die kein Mund spricht, die allein aus dem Herzen schlagen.
Und während jene ausdruckslosen Augen des schwarzen Ungetüms an mir vorbeisehen, sind mir zwei andere umso näher.
Bremsen kreischen. Türen schlagen. Gedränge entsteht. „Weimar... umsteigen nach Jena...!“ erhebt sich eine grelle Stimme darüber hinweg. Das brodelt und brandet um uns herum, wie um eine Insel. Ich wende mich den zwei Sternen zu, die mir aus der letzten Nacht in viele kommende hineinleuchten werden. Noch einmal erfüllt mich ihr funkelnder Glanz. Zwei Hände umspannen mich, als wollten sie mich halten. Aber das ist nur für einen Augenblick. Eine Welle der schäumenden Brandung erfaßt mich und trägt mich fort, in die Dämmerung eines neuen Morgens, hinaus in eine neue Welt.
Ein schriller Pfiff. Der Zug rollt an. Zwischen Koffern, Kisten, Gasmasken und Stahlhelmen stehe ich eingezwängt. Durch das regennasse Fenster sieht mir ein Augenpaar nach. Der Glanz in den Lichtern flimmert, als legten sich Schleier darauf.
Ich werde sie lieb behalten diese unvergeßlichen, treuen Augen!

Weichen klirren unter uns. Draußen treten aus dem Frühschimmer die Umrisse Weimars heraus. Freilich zunächst noch verschwommen und nur für den wahrnehmbar, der die Stadt wie seine Stube kennt.

Ein Stück vor uns durchstoßen gewaltige Gerüste die Nebelschwaden. Dort wächst am Adolf-Hitler-Platz das neue Weimar in eine neue Zeit. Dahinter liegt das traditionelle gebettet, das historisch gewahrte Weimar Goethes und Schillers. Die Tempelstätte einer ganzen Welt.
Noch gestern stand ich vor Goethes Gartenhäuschen. Dort drüben muß es sich an der lieblichen Ilm verbergen. Es war eine kurze Atempause in der Hast eines plötzlichen Aufbruches. Ein Augenblick der Besinnung und des Abschieds zugleich.
Um mich fielen die bunten Blätter. Der Wind jagte sie über den welken Rasen. Regen klatschte mir in das Gesicht. Ich spürte es kaum. Die Gedanken waren zu Gast bei Goethe.
Und als ich mich wieder abwandte, hatte ich an irgend etwas schwer zu tragen, obwohl ich nichts in den Händen hielt.
Schon über der zierlichen Ilmbrücke bei den Grotten sprang mich erneut die Hast des Alltags an. Der hat nun mal keinen Sinn für Träumereien.
Am schlichten, breiten Haus der Frau vom Stein vorüber, dessen großflächige Wände naß schimmern, eile ich zurück. Schnurstracks zum Polizeipräsidium. Poesie und Prosa.
Doch das hatte seinen guten Grund. Eine dringende Beorderung rief mich nach dem Osten in die besetzten Gebiete des soeben vom Führer errichteten Generalgouvernements. Das Pech wollte es, daß mein Paß ausgerechnet in diesen Tagen abgelaufen war. Damit begann die Jagd der noch schnellstens notwendigen Erledigungen. Die Reise ging zwar nicht an das Ende der Welt; immerhin — wenige Stunden haben mir eine Woche Morgengymnastik erspart. Mit der kriegsmäßig erforderlichen Einreiseerlaubnis in die besetzten Gebiete hatte es trotz fernmündlicher Beschleunigung nicht geklappt. So reiste ich nun auf's Geradewohl. „Du schlägst dich auch so durch...!“ höre ich die Stimme meiner Frau noch. Und die muß mich ja kennen!
Ja, meine liebe, kleine Frau! Während mich die dröhnenden Räder nun auf singenden Schienen in eine unbekannte Ferne tragen, geht sie jetzt allein in die noch schlafende Stadt zurück. Mit ihr so manche tapfere Soldatenfrau.

Ich bin unbehelligt über die Grenze gekommen; die nun schon über Kattowitz hinaus vorverlegte Reichsgrenze. Meine Schriftleiterausweise und der Paß genügten. Ich entsann mich in diesem Augenblick, daß ich bei früheren lokalen Absperrungen nicht immer das Glück hatte, so reibungslos passieren zu dürfen. Fast war es ein Willkommensgruß, als mir der Beamte vom Zollgrenzschutz Ausweise und Paß ermunternd zurückreichte: „Von der Zeitung sind Sie?

Da haltet euch nur ran in Krakau, daß wir bald eine bekommen!" Der Mann hatte Humor; der gefiel mir.

Umsomehr mißfiel mir mein Gegenüber. Da hockte seit Breslau ein Jude. Er hockte, denn er wagte wohl nicht zu sitzen. Zumal während der Fahrt durch das Reichsgebiet rundum einige Parteiabzeichen mit dem unmißverständlichen Hakenkreuz blitzten. Nu werd ich mer hibsch still verhalten! mag er sich gedacht haben.

Wir beachteten ihn nicht. Für uns war er Luft, und die ist nun mal nicht immer staub- oder stubenrein.

Nach der Grenze zu begann mich der Fall schon zu interessieren. Und zwar im Hinblick auf die Einreisegenehmigung. Paß auf, sagte ich grimmig in mich hinein, der hat eine und du nicht oder...

Der Kerl hielt den schärfsten prüfenden Blick des Grenzbeamten mit einer gottesfürchtigen Dreistigkeit aus, die — ja, die eben keine Grenzen kennt. Und tatsächlich — es war alles in Ordnung, der Jude besaß eine vollgültige Einreisegenehmigung. Vielleicht war sie noch druckfeucht der Bundeslade entnommen!

Nachdem wir die Grenze hinter uns hatten, gingen mit meinem Gegenüber merkliche Veränderungen vor sich. Er hockte nicht mehr, er saß jetzt. Und das sogar aufrecht. Von Kilometer zu Kilometer wurde er munterer. Hier fühlte er sich freier, und kaum, daß die ersten schmutzigen Polen unser Abteil gestürmt hatten, plapperte er mit ihnen drauflos, wie mit alten Bekannten. Dabei stiegen aus dem dreckigen Gepäck der Polen, das sehr oft nur aus einem zusammengerafften Lumpensack bestand, üble Dünste auf, die alle meine guten Nichtrauchervorsätze über den Haufen warfen. Auf der nächsten Station kaufte ich „Papierosi" und qualmte wie ein Schlot.

Das also war der Osten?

Und die Landschaft?

Flach, endlos gestreckt, schmutzig. Darüber ein fahler, grauer Himmel.

Schon will ich mich enttäuscht zurückwenden, da wird es auch draußen lebhafter. Waldstücke schieben sich unvermittelt in die mehr zerstückelten, als gepflegten Felder. Hügel schichten sich auf, an denen blaugetünchte, strohgedeckte Bauernhütten lehnen. Eine gräßliche Farbe, dieses Blau! Sie soll aber weniger uns, als vielmehr die sommerlichen Heerscharen der Fliegen abschrecken.

Zur Rechten begleitet uns bald ein bewaldeter Höhenzug, aus dem ebenso plötzlich, wie die Landschaft vorhin ihr Gesicht veränderte, ein Kegel in den Himmel spießt.

Auf meine deutsche Frage in das Abteil antwortet natürlich der Jude (Gott,

der Gerechte, hat ihm seine Stimme wiedergegeben... !) dienernd und zu allen Geschäften bereit...
„...Ist Pilsudski-Hügel, Ehrenmal geheiligtes..."
...Strohgewitter setzte ich unausgesprochen hinzu.
Wie eine Klette wirft sich der Kerl an mich. Meine Augen mögen ihn garnicht mehr ansehen. Ich kann das verstehen und blicke nun unverwandt zum Fenster hinaus. Ich bin der einzige Deutsche im Abteil.

Was mir an Krakau zuerst aufgefallen ist?
Der fürchterliche Dreck auf dem Bahnhofsplatz. Inzwischen hat freilich deutsche Ordnung gründlichen Kehraus gehalten, aber damals... da trat man aus dem altösterreichischen Bahnhofsgebäude heraus noch mitten hinein.
Unter solchen Umständen ist ein Fiaker eine Gabe Gottes.
Gemächlich schaukelte man so in die Stadt hinein. Klipp, klapp platschten die Pferdehufe in die Pfützen. Das Pflaster schien mir stellenweise soeben ein Erdbeben überstanden zu haben.
Dann aber waren es vor allem die vielen gotischen Türme, die im wortwörtlichsten Sinne mein Aufsehen erregten. Dieser Kranz, über den sich stolz die wuchtige Burg am Weichselstrand erhebt, war mir inmitten aller Fremdheit ein deutscher Willkommensgruß an jenem trüben Tage.
Dieses deutsche Gesicht Krakaus, das nur einer gründlichen Reinigung bedurfte, hat sich nie verleugnen lassen. Auch unter bewußter Vernachlässigung und polnischem Schmutz nicht. Dazu waren die Züge zu klar und glaubensstark in Stein gehauen.
So fühlte ich mich deutsch angesprochen, obwohl ich rundum nur Polnisch hörte. Jede deutsche Uniform grüßte ich wie einen Kameraden. Und als gar eine marschierende Kolonne mit schallendem Gesang um die Ecke bog, rüttelte ich den Kutscher vor mir, daß ihm die Pelzmütze in das gedunsene, versoffene Gesicht stürzte und er schon deshalb seinen Gaul zurückreißen mußte; ich aber war glücklich, wie ein Kind, wieder deutsche Laute zu hören und winkte den Soldaten ungestüm zu. Die mochten sich ihren Teil denken und nickten munter zurück.
Der Kutscher, ja, der hat mich freilich nicht begriffen; der rückte sich unbeholfen die Kappe zurecht und kauderwelschte etwas von Wodka und so... durcheinander. Ich versetzte ihm einen Rippenstoß, den er zügelwärts auf den Gaul übertrug, daß der dürre Klepper fast in die Knie brach. Dazu grölte der bärtige Bösewicht „hedza, hedza!" und fuchtelte fuchsteufelswild mit der Peitsche herum.
Als er sich beruhigt hatte, zog der Gaul in geruhsamen Trott an.

Diese artistische Einlage kostete mich einige Zloty mehr. Ich habe sie damals noch gezahlt; später gehörte ich zu den — Einheimischen.

Zunächst fiel ich noch von einer Überraschung in die andere.
Natürlich glaubte ich mit der Quartierzuweisung vom Regen in die Traufe zu treten, zumal das Haus eine für den Fremden höchst mysteriöse Bezeichnung führte. Was würden sie sich in Polen unter „YMCA" vorstellen?
Ich war auf alles gefaßt.
Und richtig, schon bog der Fiaker in eine wenig lichtvolle Straße ab. Ausgerechnet vor der unscheinbarsten Fassade blieb der Gaul störrisch wie ein Esel stehen. Der Kutscher bedeutete mir brummend und umständlich gestikulierend, daß ich jetzt wohl aussteigen müsse.
Ich war nicht in der Stimmung dazu.
Da packten zwei schmutzige, derbe Fäuste von vorn meine Koffer und setzten sie auf die Straße. In diesem Augenblick hielt ich es für klüger, den Fäusten zuvorzukommen.
Indessen geschah ein Wunder — die Tür des äußerlich so unscheinbaren Hauses öffnete sich und irgend ein dienstbarer Geist mit vertrauenerweckender Hausmeisterschürze um den irdischen Leib bemächtigte sich seinerseits meiner Koffer. Mir verlegen zulächelnd (er konnte kein Wort deutsch, wie ich später feststellte), verschwand er mit dem Gepäck im Haus.
Was blieb mir anderes übrig, als zu folgen?
Beim Betreten dieses Hauses, das — wie ein Schild im Vorraum gebieterisch ankündigte — vom Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda beschlagnahmt worden war, erlebte ich das zweite Wunder. Aus Dreck und Unfreundlichkeit schritt ich unversehens über ein paar Stufen in Sauberkeit und gefällige Hilfsbereitschaft hinein.
Helle, geradezu liebenswürdige Räume nahmen mich auf. Ich erhielt ein schmuckes Zimmer im zweiten Stock. Einfach, aber sauber. O, ich habe hier sehr rasch schätzen gelernt, Dinge des kleinen Alltags zu besitzen, die daheim im Reich eine Selbstverständlichkeit sind, wie die Sonne am Himmel.
Ich sollte jedoch aus dem Staunen noch nicht herauskommen. Ein erster Rundgang offenbarte mir Spielzimmer für Billard und Tischtennis, eine stattliche Turnhalle mit modernsten Gerätschaften und einer fenster- und uhrenvergitterten Ballspielhalle und — ein unterirdisches Schwimmbad mit zahlreichen Brauseeinrichtungen sowie einer 25-Meterbahn, alles in blanken weißen Fließen gehalten. Überhaupt — für Hygiene schien hier in jeder Hinsicht gesorgt zu sein!
Dieser erste Eindruck war verblüffend. Ein solches Hallenbad gehörte selbst

im modernen Mitteleuropa zu den Seltenheiten. Hier mutete es nur wenige Meter unter polnischem Dreck geradezu paradox an.
Nun — die Polen hätten sich zu solcher Reinlichkeitsdemonstration kaum aufraffen können. Sie dankten diese neuzeitlichen Errungenschaften in Krakau, ebenso wie in Warschau einer amerikanischen Stiftung, dem — *Y*oung *m*en *c*hristian *a*ssociation.
Polnisch waren kleine Zugaben, die ich später bei der Benutzung der Schwimmhalle entdecke. Mir wollten da einige schwarze Flecken auf den sonst so hellen Fließen etwas deplatziert erscheinen. Wie ich es aber auch anstellte, mich ihnen kritisch zu nähern, sie liefen immer wenige Meter vor mit her.
Ich gab es schließlich auf. Sie aber schienen an dem Spielchen Gefallen gefunden zu haben; denn — dem Schöpfer sei's geklagt! — später liefen sie mir nach.

Übrigens — sind sie schon einmal von einer Litfaßsäule angesprochen worden? Dann kommen sie in das Generalgouvernement.
In Krakau trat ich seinerzeit ahnungslos auf eine dieser Säulen zu, die damals zum Teil noch mit polnischen Vorkriegsplakaten überklebt waren. Oberhalb lief ein Wortstreifen, den ich rundum verfolgte.
Plötzlich redete eine Frauenstimme auf mich ein. Etwas unsanft unhöflich, muß ich schon sagen; außerdem war es am hellichten Tage, wie ich betonen möchte.
Ich wende mich also aus der Lektüre gerissen mit einem Ruck herum und — weit und breit ist kein weibliches Wesen zu sehen. Alle guten Geister... dachte ich mir. Wer spielt denn hier so neckisch mit mir Versteck?
Da zupft mich schon jemand von hinten am Mantel. Ärgerlich fahre ich herum... „Illustrierte oder Ansichtskarten gefällig...?" klingt es jetzt etwas fremdländisch betont, aber auf gut deutsch entgegen.
Ich muß nicht schlecht gestaunt haben; denn die Frau inmitten der Litfaßsäule setzte ihr liebenswürdigstes Lächeln auf, wobei mir erst auffiel, daß die Lippen knallrot und auch die übrigen Gesichtspartien kräftig geschminkt waren. Kioskverkäuferin mit mondänem Pariser Einschlag.
Diese Entdeckung ließ ich mir sechs Ansichtskarten kosten. Zwei brauchte ich eigentlich nur.

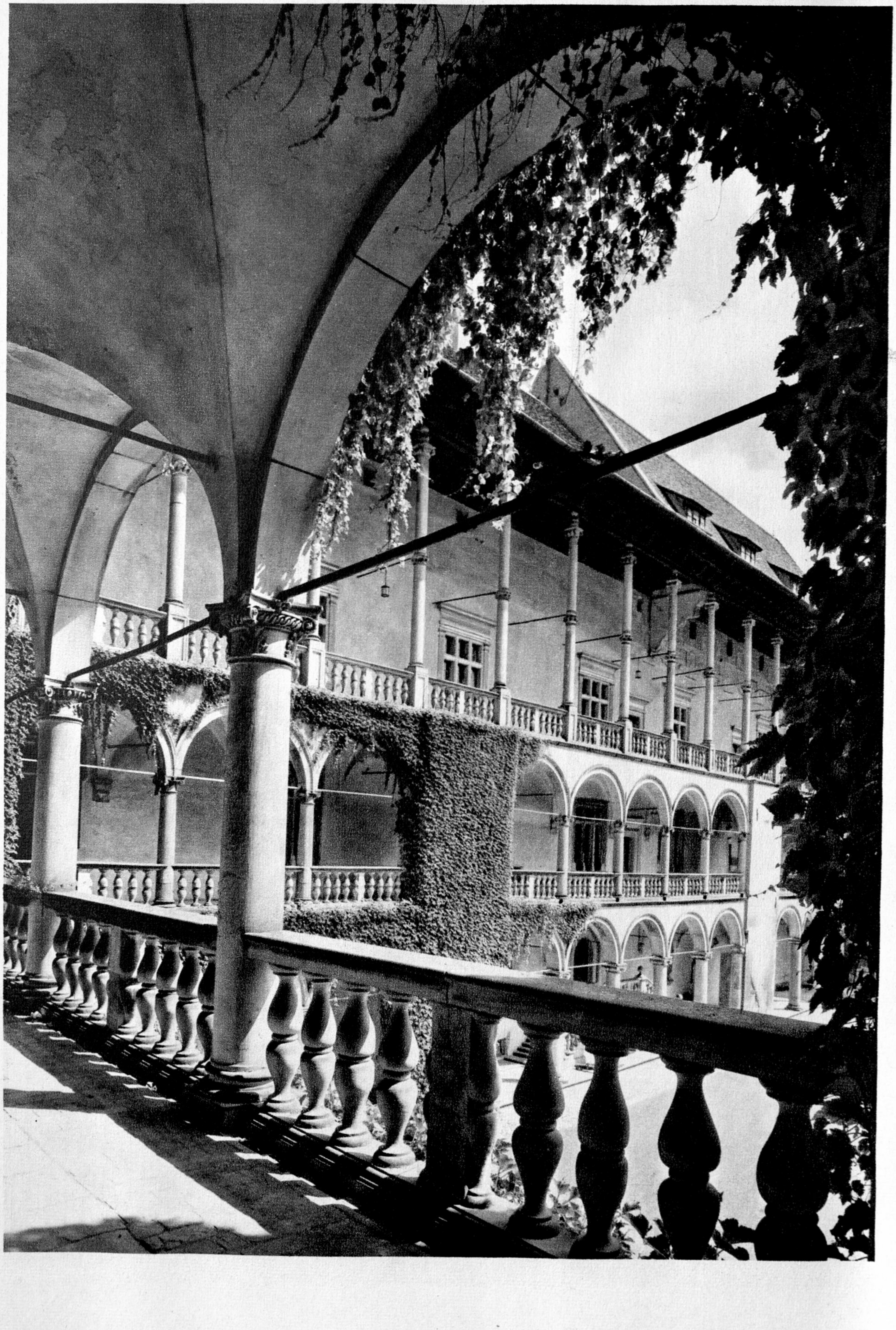
Eine andere auffällige Erscheinung im Straßenbild der Städte des Generalgouvernements — die Zeitungsjungen. Wir kennen sie im Reich nicht mehr. Hier scheinen sie mit den druckfeuchten Exemplaren auf die Welt zu kommen. Sie schreien sie jedenfalls aus Leibeskräften in den Morgen hinein. Und reißend

setzen sie ihren Arm voll Neuigkeiten in den Straßen um. Schmutzig und zerlumpt springen sie einher, aber mit einem Eifer, der rührend ist. Auch die Stimme scheint längst über ihr Alter hinausgewachsen zu sein.
Heute tragen sie schmucke rote Mützen mit der weißen Aufschrift „Krakauer Zeitung", und können sie auch sonst noch kaum ein Wörtchen deutsch, dieser Begriff ist ihnen inzwischen in Fleisch und Blut übergegangen.

Der Anfang ist immer das Schönste. Je mühevoller und schwieriger, umso erfolgversprechender.
Das war damals so in der kleinen winkligen Redaktionsstube des Gaues Schlesien, in der nur eine Holzkiste, ein wackliger Tisch, eine wahrhaft klapprige Schreibmaschine, ein Wirrwarr von Papier und Zeitungen und das Führerbild an der sonst so schmucklosen Wand ahnen ließen, daß es sich hier vielleicht um eine Art Schriftleitung handeln könnte. Jene Zeit des Kampfes und eines harten, aber zähen Beginnens ist uns all die Jahre des Aufbruches und Aufstieges hindurch ein verpflichtendes Vermächtnis geblieben.
Wir haben später nicht mehr auf Holzkisten gesessen. Und auch die Räume veränderten sich in Maß und Gestaltung.
Aber eines Tages — da standen wir wieder vor einem Anfang. Er machte uns so bescheiden und doch glücklich wie damals. Das war hier in Krakau. An Raum und Ausrüstung litten wir freilich keine Not. Im Gegenteil — ein Glaspalast von Verlagsgebäude nahm uns in seiner schillernden Fensterfülle auf. Über gewaltigen hochaufstrebenden Säulen flammte Leuchtschrift die neuesten Meldungen der Kriegslage in die dunkle Nacht. Allerdings auf polnisch. Immerhin, das war — technisch gesehen — ein imposanteres Aushängeschild als das matte Firmenschild aus Holz, das die ersten schwarzen Schriftzüge des NS-Gauverlages Schlesien trug. Heute hat auch er seine großen Verlagsgebäude und flimmernden Lichtbuchstaben.
Hier in Krakau blieb es trotz solcher mondänen Voraussetzungen ein Anfang. Ein schwerer Anfang...
Wir folgten sozusagen den deutschen Truppen auf dem Fuße. Sie hatten diesen polnischen Staat im Sturmschritt des unaufhaltsamen Sieges durchmessen. Unsere W a f f e n hatten gesprochen, schlagkräftig und unerbittlich. Nun sollte das deutsche W o r t in Front gehen.
Für die besetzten Gebiete war die deutsche Zeitung mit dem Amtsantritt des vom Führer beauftragten Generalgouverneurs der berufene Mittler deutscher Ordnungsmaßnahmen und deutschen Aufbaues geworden.
Das ist nun wirklich rascher hingeschrieben, als es in die Tat umgesetzt werden konnte.

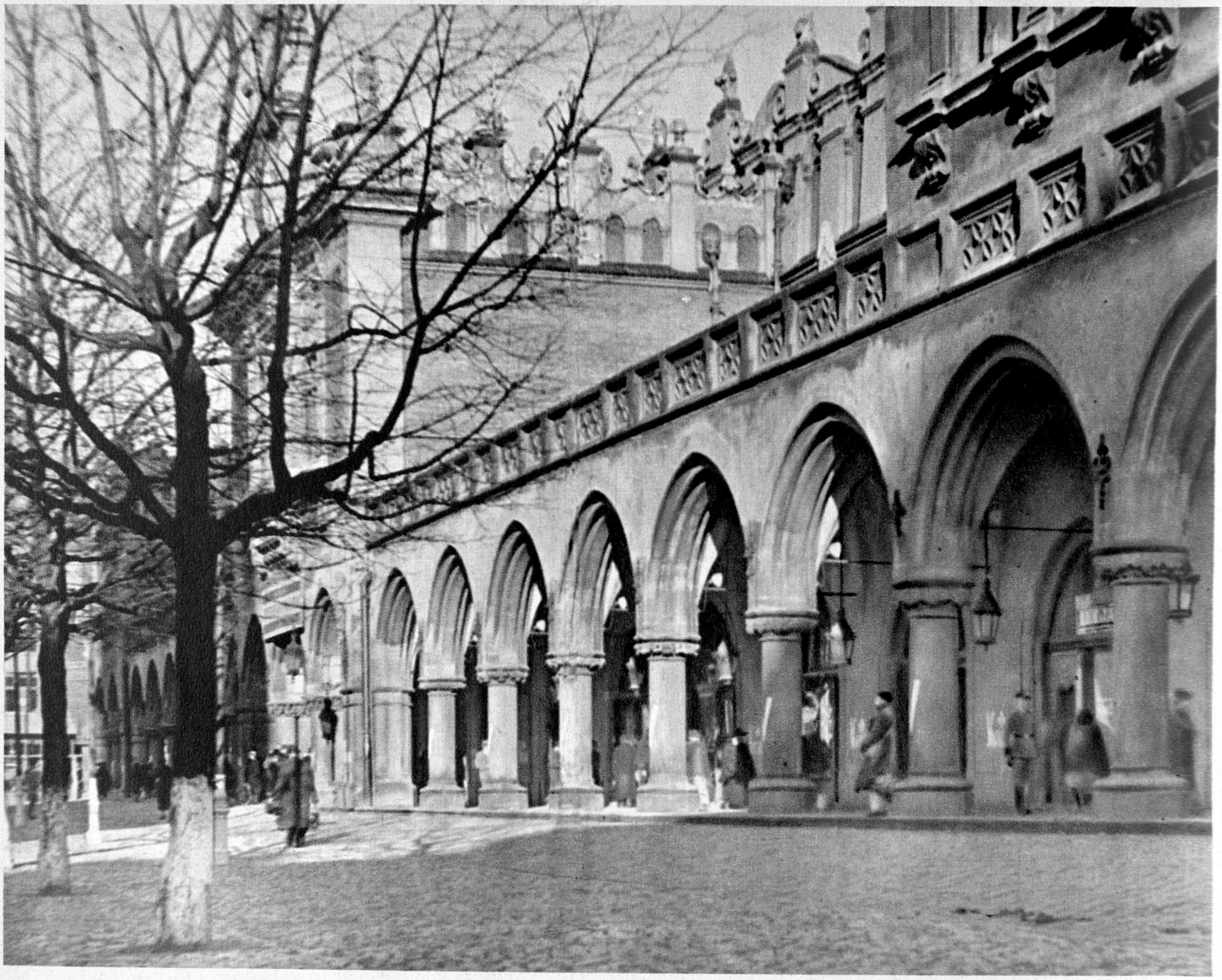
Was nützt der schönste Schreibtisch, wenn es auf seine polierte Platte keine Meldungen herniederregnet; was hilft schon ein noch so funkelnder Telefonapparat — an ihm klebte übrigens noch der weiße Polenadler auf rotem Grund —, wenn er stumm bleibt.
Die „zivilen" Leitungen waren zerstört. Daran hatten die flüchtenden polnischen Truppen ihre ohnmächtige Wut ausgelassen. So blieben uns lediglich die deutschen Militärleitungen; und die — das konnte nicht weiter wundernehmen — waren überbesetzt.
Wir sind wochen- und monatelang jenen Alpdruck nicht losgeworden, der immer wieder mit der zentnerschweren Frage auf uns lastete: Woher und wie verschaff ich mir das Nachrichtenmaterial für die nächste Ausgabe? Denn auf polnische Berichterstatter konnte aus allzu naheliegenden Gründen nicht zurückgegriffen werden. Es waren sowieso zumeist Juden oder von polnischem politischen Intelligenzlertum gezeichnete Zeiterscheinungen gewesen, die mit ihren falschen Propheten gleichermaßen rechtzeitig die Flucht ergriffen hatten. Die deutschen Dienststellen blieben zunächst eine vereinzelte Einrichtung und hatten vorerst auch Wichtigeres zu tun, als deutschen Schriftleitern etwa Interwievs zu gewähren oder irgendwelche Nachrichtenquellen zu erschließen. Ihr eigentlicher Einsatz und Ausbau erfolgte zwar dann mit dem Amtsantritt des Generalgouverneurs in erstaunlichem Tempo, ihre Türschwellen konnte man — journalistisch betrachtet — trotzdem bis auf weiteres nur mit List und Tücke passieren. Nicht immer hatte man auf solchem Pirschgang auch etwas Verwertbares erhascht. Das war bei allem Eifer unvermeidlich, wenn...
Da haben wir's!
Dieses Wenn erlebten wir hier so heuchlerisch und wetterwendisch, wie nur irgendwo auf dieser Welt!
Es blinkte uns aus den Novemberpfützen entgegen; es grinste hämisch aus den Winkeln jener Gebäude, in denen wir vergeblich die angeblich „schon anwesend sein sollende Dienststelle" gesucht hatten; es prasselte uns mit unaufhörlichem Regen gegen das Objektiv der Kamera und ließ jede noch so planvolle Motivjagd zu Wasser werden; es sprang uns aus den Tasten der Schreibmaschinen entgegen, die bearbeitet sein wollten; es blinkte uns vom weißen Papier in die schweißtrüben Brillengläser, denn dieses Papier sollte beschrieben werden; es narrte uns mit dem schrillen Alarmruf des Wehrmachtsanschlusses, dessen Muschel uns alles andere in die Ohren schnarrte, nur keine Nachrichten; es hielt uns nicht minder zum Besten, wenn man schon glaubte, etwas erschnappt zu haben und der sonst so wenig gefällige Draht unerwartet störungsfrei den Widerruf vermittelte; es brachte den Ruhigsten unter uns zum Toben, aber auch im gleichen Zuge fertig, den lautesten Schreier sooo

SENATORENTURM DER BURG ZU KRAKAU AM WEICHSELBOGEN



BURG ZU KRAKAU, DER DIENSTSITZ DES GENERALGOUVERNEURS

NORDOSTTEIL DER BURG ZU KRAKAU MIT DEM KOSCIUSZKO-HÜGEL RECHTS IM HINTERGRUND



DIE HISTORISCHEN

klein werden zu lassen; es verfolgte uns auf Schritt und Tritt wie ein Schatten, auch wenn die Sonne nicht schien; es war einfach zum...

Wir sind dennoch hier geblieben. Wir haben es dennoch geschafft. Das Wie... ich wollte tippen — das Wenn aber bleibt uns unvergessen.

Wir könnten da der Beispiele viele erzählen. Sie standen noch niemals in der Zeitung oder einem Buch. Auch nicht gewagterweise zwischen den Zeilen. Das war die andere Seite des Lebens, die nicht immer druckreife.

Mancherlei haben wir in der Fülle des ereignisreichen Ansturms auch schon wieder vergessen. Und das ist für alle Beteiligten auch besser so.

Ja, du meine Güte, wer wollte die Papierkörbe zählen, die allein in diesem einen Jahr geleert worden sind!

Einige Blickpunkte seien jedoch in dieser — sagen wir menschlichen — Rückschau anvisiert.

Hat man da nach viel Gebimmel und unentwegter Fragerei in den aller ersten Tagen eine deutsche Dienststelle ausfindig gemacht, die auch in der Lage und bereit ist, schon mit einigem Material zu dienen.

Jetzt nur nicht locker lassen!

Man vereinbart, sich am nächsten Vormittag Punkt 11 Uhr dort einzufinden.

Dem Himmel sei Dank — die Aufmachung für morgen ist gesichert!

Mit noch einmal so sorgfältig gespitztem Bleistift und dickem Notizblock stürmt man am anderen Tag die Treppen hinan und durch die Tür, die zwar eigenartigerweise sperrangelweit offensteht (aber uns wunderte damals schon gar nichts mehr!)

Doch was ist das?

In den Zimmern keine Menschenseele mehr. Nicht einmal von Schreibtischen und Papierkörben eine Spur. Nur auf der Diele steht inmitten gähnender Leere ein — o, Ironie des Schicksals! — ein Telefonapparat.

Die Dienststelle ist schon wieder umgezogen; aber wohin? Auch der polternde Pole auf der Treppe weiß das nicht... „nie ma, nie ma!"

Die deutsche Antwort blieb unausgesprochen. Sie bestand sowieso nur aus einem Wort.

Bei aller Verärgerung kam der Humor selten zu kurz weg.

So war die Telefonzentrale zunächst mit polnischen Arbeitskräften besetzt, die zwar einigermaßen deutsch sprachen, deren restliche Unkenntnis aber jedoch ausreichte, der deutschen Schriftleitung — wenn auch ungewollt — das Leben schwer zu machen.

Da hemmten die tollsten Verwechslungen und Irrtümer alles angestrebte Arbeitstempo. Leider hatten wir beim besten Willen keine Zeit, die Pointen

irgendwo aufzuschreiben. Nur eine purzelt uns soeben in das Gedächtnis zurück; sie ist schließlich auch bezeichnend genug.
Meldet da die politische Schriftleitung das tägliche (!) Berliner Ferngespräch mit dem Pressedienst Transozean an.
Eine gute Weile vergeht. Wo bleibt nur wieder die Verbindung?!
Plötzlich schrillt der Apparat. Endlich! — greift man aufatmend danach. Am anderen Ende der Strippe aber flötet fragend und unschuldsvoll eine weibliche Stimme, welche Berliner Anschlußnummer denn der „Graf Ozean" eigentlich habe...

Doch auch die privaten Begebenheiten ließen an Zwischenfällen nichts zu wünschen übrig. Das war so kurz nach dem Feldzug kein Wunder und wir quittierten sie zum guten Teile nicht minder mit Humor. So kam man am ehesten darüber hinweg.
Einer unserer Kameraden hatte mit seinem Aufräumemädchen laufend Ärger. Säuberung war hier geradezu eine Lebensfrage! Und die Erziehung dazu kostete nicht zuletzt einigen Nervenaufwand.
So hatte er eben wieder einmal tüchtig geschimpft und mit erheblichem Energieaufwand gedroht, wenn das Zimmer heute abend nicht, dann...!
Soweit ging der Fall noch in Ordnung. Was aber nun folgte, war typisch polnisch.
Als der Kamerad abends todmüde vor seine Wohnungstür trat, mußte er feststellen, daß sie mit der Axt zertrümmert worden war und der Türflügel nur lose in den Angeln hing.
„Ein Überfall, das fehlte mir gerade noch!"
Der Kamerad stürzte in das Zimmer und findet auf dem Tisch einen verschmierten Zettel. Mit Hilfe der polnischen Nachbarschaft wird er entziffert. Es stellt sich heraus, daß er die Zimmerschlüssel mitgenommen und das Polenmädchen — eingedenk der fürchterlichen Drohung — sich keinen anderen Rat gesehen hatte, als die Wohnung aufzubrechen.
Immerhin — das Zimmer war diesmal wirklich sauber aufgeräumt.

Eines Tages aber begegnete mir ein alter hochgeschätzter Weimarer Bekannter in Krakau. Ich wollte erst meinen Augen kaum trauen. Das war ein Wiedersehen! Dort oben stand er auf einer Tafel am Eckhaus der Hauptstraße zum späteren Adolf-Hitler-Platz, der Name — Johann Wolfgang Goethes.
Ich habe die Inschrift buchstabiert wie ein ABC-Schütze.
Meine Gedanken eilten die Brücke zurück nach Weimar, über die Ilm und standen plötzlich wieder vor dem traulichen Gartenhäuschen, die Füße aber hier

vor einer plumpen, behäbigen Mauer, an der sich die kleine Tafel wie ein Fenster in eine schönere Welt auftat.
Natürlich — Goethe hatte im Jahre 1790 Oberschlesien besucht und war auch bis über die Weichsel vorgestoßen. Leider sind uns nähere Äußerungen über seine Eindrücke nicht überliefert. Lediglich im Wochenrapport vom September dieses Jahres war folgende Eintragung eines Krakauer Stadttorwächters zu finden:
Tag der Ankunft: Die 5. Septembris. Hausnummer 399. Im Hause des Hochwohlgeborenen Herrn Bartsch eingekehrt: Hoheit Fürst de Sachsen-Weimar, Preußischer Generalmajor; Graff der Rey, Preußischer Geheimkonsilarius und W. de Goller, Preußischer Generalgrubeninspektor aus Schlesien. Die 7. Septembris: Abgereist.
Der biedere Stadttorwächter ist vielleicht etwas schwerhörig gewesen; er hat die Namen höchst dero eigenmächtig abgewandelt und aus Goethe Goller, sowie aus Graf Reden de Rey gemacht. Denn aus Goethes Briefen geht hervor, daß damals mit dem Fürsten von Weimar, der Geheimkonsilarius, Geheimrat und Minister von Goethe und der Direktor der schlesischen Grubenwerke Graf Reden reisten.
Ein Stadttorwächter ist nun einmal kein Geschichtsschreiber. Wie hätte er auch in seiner Einfalt ermessen können, daß da soeben das Gottesgeschenk eines Dichters an ihm vorübergefahren war, der noch versonnen den Gedanken nachhing, die sich unmittelbar vor der Ankunft in Verse geprägt hatten...

„Ach, wir sind zur Qual geboren,
Sagt ihr unter Tränen wert,
Erst in dem, was wir verloren,
Dann in dem, was wir begehrt“.

Erste Begegnung mit sowjetrussischen Grenzposten

Quer durch Galizien — Höllenmaschine zerriß Tarnower Bahnhofsgebäude — Przemysl, die Stadt am San — Früher Synagoge, jetzt Elektrizitätswerk — Symbolisches Feuerwerk papierener Köpfe

Mit Generalgouverneur Dr. Frank gelangen wir im Sonderzug und Kraftwagen bald über Krakau hinaus. Schon die erste Fahrt stößt quer durch Galizien bis an die deutsch-sowjetrussische Interessengrenze nach Deutsch-Przemysl vor, jene Interessengrenze, die sich später durch den Verrat der Sowjets als gegen unsere Interessen gerichtet erwies und deshalb inzwischen aus dem Buch der Geschichte getilgt werden mußte.

Noch ist es Nacht. Ein grelles Signal. Der Sonderzug der Ostbahn rollt aus dem Krakauer Bahnhof.
Die Bahnhofswache grüßt. Über ihre Stahlhelme blinkt der Lichtschein der Zugabteile.
Schon schieben sich die plumpen Umrisse von Häuserblöcken in das Blickfeld, bis unter uns matt der Bogen der Weichsel aufleuchtet. Die Achsen dröhnen über die Brücke.
Wir fahren auf der Strecke, über die früher der gesamte internationale Verkehr nach Rumänien und dem Orient geleitet wurde. Der Krieg hat auch diese Ader zerrissen. Zwei der wichtigsten Brücken sprengten die Polen. Die eine zwischen Klaj und Bochnia über die Raba und die andere zwischen Bogumilowice und Tarnow über den Dunajec.
Im Verlaufe der uns aufgezwungenen Kampfhandlung redete, im übrigen die Zielsicherheit unserer gegen Bahnanlagen angesetzten Flieger eine überzeugende Sprache.
Inzwischen haben die Bautrupps der Ostbahn im Interesse der Erleichterung der Verwaltung in erstaunlich kurzer Zeit diese zweigleisige Hauptbahn wieder soweit hergerichtet, daß über Tarnow, Debica, Rzeszow und Jaroslau die Fahrt bis Deutsch-Przemysl am San-Grenzfluß möglich ist.
Seit 14 Tagen konnte wieder durchgehend geregelter Personenzugverkehr aufgenommen werden.
Draußen dämmert der Morgen.

Trübe ist der neue Tag und flach das Land. Endlos dehnen sich zu beiden Seiten Felder und Wälder, in die unvermittelt die kleinen Bahnstationen rücken oder strohgedeckte Bauernhütten, wie von ungeschickter Kinderhand tapsig aufgestellt, die Eintönigkeit der Fläche unterbrechen.
Wir erfahren, daß ein hoher Prozentsatz der in den besetzten, polnischen Gebieten eingesetzten Eisenbahner aus dem Saargebiet stammt und daß ihr Geist trotz aller bei ihrer Arbeit zu überwindender Schwierigkeiten vorzüglich ist. Es waren Deutsche eines Grenzgebietes und sie bleiben es in ihrer Pflichterfüllung.
Soeben bremst der Sonderzug. In langsamer Fahrt passieren wir eine Baustelle. Über gerätebeladene Güterwagen ragt das Schild einer deutschen Hoch- und Tiefbaufirma. Dumpf dröhnt es unter uns. Die Dunajec-Brücke.
Männer des Bautrupps winken herauf. Schmutzig gelb gurgelt unten das Wasser gegen die Eisenteile des gesprengten zweiten Brückenarmes. Er ist wie ein Ellbogen in der Mitte zusammengeknickt.
Es war trotzdem keine Glanzleistung der polnischen Pioniere. Für eine Pfeilersprengung hat es anscheinend nicht ausgereicht.
Hier ist später auch gekämpft worden. Zur Rechten sind Bombenabwurfspuren zu erkennen. Nicht weit davon befinden sich drei polnische Soldatengräber. Formlose Erdhaufen ohne Kreuz und Kennzeichen.
Der Zug gewinnt wieder an Geschwindigkeit. Wir nähern uns Tarnow.
Unerwartet streben hohe Schornsteine auf. Es sind die Moscickiwerke.
Sie sollten so etwas ähnliches wie die Reichswerke Hermann Göring werden. Nur ist man dabei hier von unzulänglichen Voraussetzungen ausgegangen, und wie mit so vielen hoffnungsvollen Werken in Polen, nie recht fertig geworden.
Dicht vor Tarnow stoßen wir auf ein Bahnausbesserungswerk. Es präsentiert sich eigentlich mehr als ein Sammellager oller Klamotten. Im Reiche finden solche Kästen nicht einmal mehr in einer Laubenkolonie Verwendung.
Tarnow. Hier ist allerlei passiert.
Der Mittelteil des Bahnhofsgebäudes klafft uns aufgerissen entgegen.
Eine Fliegerbombe? Nein, diesmal war es eine Höllenmaschine.
Einer, der den Polen nicht wohl wollte, gab eines Tages mit der Miene eines Biedermannes sein kleines Handgepäck im Aufbewahrungsraum ab. Er hatte es nicht einmal sonderlich eilig.
Einige Zeit später zerriß ein furchtbarer Knall die polnische Geruhsamkeit. Steine und Balken splitterten. Mauerwerk stürzte krachend zusammen.
Es konnten nur noch 20 Tote geborgen werden.
In Tarnow ist u. a. das Postgebäude ausgebrannt. Auch das hatte seinen besonderen Grund.
Der polnische Postamtsleiter behielt vor Kriegsausbruch die Gehaltszahlungen

der letzten Zeit ein; als der erste Kanonenschuß fiel, steckte er die stattliche Summe in seine Tasche und verschwand mit gleicher Schallgeschwindigkeit, nicht ohne vorher den Ort seiner schimpflichen Handlungsweise in Brand gesteckt zu haben.

Die Bahnstrecke berührt die Ausläufer der Waldkarpaten. Schade, daß das Wetter so diesig ist. So bleiben uns die Karpatenkuppen verhüllt.
Auf dem Bahnhof Debica herrscht ein dichtes Gewimmel. Menschenbündel lehnen an Gepäckhaufen von Körben und Kisten. Der fahrplanmäßige Personenzug wird erwartet.
Hinter Debica zeigen sich zahlreichere Spuren des Krieges.
Auf toten Gleisen stehen zersplitterte Waggons. Dort lehnt ein ausgebrannter Polentank. Weiter vorn hat eine 50 Kilobombe die Erde aufgerissen.
Debica ist auch unter Artilleriefeuer genommen worden. Die Häuser weisen eine Menge Volltreffer auf. Die Wucht der explodierenden Granaten hat die Mauern zumeist bis ins Erdgeschoß aufgeschlitzt. Auch die Dörfer der Umgebung wurden stark in Mitleidenschaft gezogen.
Der Bahnhof Rzeszow hat einen schweren 500 Kilo-Brocken abbekommen.
Auf dem Streckenteil Debica bis Rzeszow und darüber hinaus sind die polnischen Militär- und Nachschubzüge vollkommen ins Stocken geraten. Bis 20 km Länge stand da Zug um Zug festgefahren. Einmal hatten die Bombenabwürfe unserer Luftwaffe vernichtend gewirkt, zum anderen haben die polnischen Würdenträger und Befehlshaber die Nerven verloren.
Da befahlen polnische höhere Regierungsbeamte beispielsweise einfach auf dem falschen Gleise weiter zu fahren. Ergebnis: Man fuhr erst recht fest. Sie haben sich alle festgefahren...
Nur der Bauer hat wieder die Betreuung der Mutter Erde aufgenommen. Er ist ehrlich froh, daß der Krieg für ihn vorbei ist. Die Felder sind überall bestellt. Über die geborgene Saat fegt jetzt ein frischer Wind. Er treibt die Flügel der kleinen Mühlen unweit der Bauernkaten, in denen sich die Landleute das Brotgetreide selbst malen.
Nur Frieden und das tägliche Brot — mehr wollen sie nicht. Beides ist ihnen nun gewiß.
In Rzeszow steigt der deutsche Amtsvorstand zu. Er berichtet, daß er mit seinem Dienstantritt am 17. September hier völliges Durcheinander angetroffen habe. Wagen habe an Wagen gelegen. Umfangreiche Aufräumungsarbeiten brachten erst einigermaßen Ordnung in das Chaos. Rzeszow zählt 40000 Einwohner, darunter 60% Juden.
Längs des Bahngeländes liegen größere Landgebiete brach. Sie waren von

Juden aus angeborener Spekulationssucht aufgekauft worden. Künftig wird hier der Bauer pflügen und ernten.
In diesem Gebiet baut man auch stark Ölpflanzen an.
Seitlich steigt unvermutet ein Schwarm Fasanen auf. Es ist fast eine Wolke. Weit über hundert Stück mögen es sein.
Indessen gleiten wir weiter durch das Land polnischen Wirrwarrs. Man erzählt uns, daß der Zustand der Straßen hier besonders schlimm ist. Was die Karten als Straßen vermerken, erweist sich in Wirklichkeit für Personenkraftwagen als unbefahrbar. Selbst Geländewagen erreichen nur die Höchstgeschwindigkeit von 25 km in der Stunde.
Und im krassen Gegensatz zu dieser Schilderung erspähen wir plötzlich durch das Abteilfenster eine großzügig angelegte Polobahn.
Ja, ein Fürst Potocki konnte sich bei 88000 Morgen Landbesitz so etwas leisten. Wozu braucht man Straßen!
Eine Polobahn war wichtiger... nach polnischer Auffassung.

Dort drüben erstreckt sich das Tal der Wisloka. Dahinter folgt nichts als Sand und Kiefern.
Allmählich nähern wir uns dem Grenzfluß San, der in seinem Unterlauf keine einzige Brücke besitzt.
Bei Jaroslau drehen wir südlich nach Radymno bei. Über finstere geschmacklose Wohnkästen und schmutzige Straßen ragen noch schwärzere Schlote auf. Dicht beieinander stehen eine Ziegelei und eine Kirche.
Hier rotbrauner Dreck, dort glänzende Kuppelpracht.
Die Hauptstraße vom Bahnhof nach der Stadt ist mehr ein Morast. Rechts taucht ein Kasernenblock auf, der in seiner Anordnung und Bauweise den österreichischen Ursprung nicht verleugnen kann. Davor ausgebrannte und zertrümmerte Bahnwagen. Ein Stück weiterhin werden wieder friedlich Kartoffeln verladen.
Nach Süden steigt die Landschaft immer gebirgiger an. Die Bahnlinie verläuft hier parallel zum San.
Einen Kilometer seitwärts zieht sich die deutsch-sowjetrussische Interessengrenze hin.
Auf den Feldern haben sich Wasserpfützen gebildet. Die Kühe versinken im Morast bis über die Hufe.
Mitten auf dem Acker plötzlich ein Soldatengrab. Kreuz und Helm spiegeln sich im angestauten Wasser. Darüber hängt ein grauverhüllter Himmel.
Es liegt einsam dieses deutsche Soldatengrab. Aber der da fiel, ist mitten unter uns.

Die San-Niederung. Zu beiden Seiten flache und öde Ufer. Am Horizont qualmt es aus einer einsamen Bauernkate. Die Wege führen ohne Begrenzung quer über den Acker.
In dieser Grenzeinsamkeit ein unverhofftes Wiedersehen. Bei einem kurzen Aufenthalt auf der Bahnstation Zurawica meldet der Posten der Bahnhofswache mit strahlendem Gesicht dem Generalgouverneur und gibt sich als Ortsgruppenleiter der NSDAP von Wien zu erkennen. Es stellt sich heraus, daß Reichsminister Dr. Frank einmal in einer Kundgebung der Partei in dieser Ortsgruppe gesprochen hat. Er erinnert sich wie jeder Nationalsozialist nur zu gern jener Kampfepoche. Inzwischen tritt der Distriktschef von Krakau, Gouverneur Dr. Wächter, heran, der in dem Ostmärker Landesschützen seinen Wiener Ortsgruppenleiter von der Ortsgruppe Hohe Warte erkennt.
Nun ist die Freude natürlich erst recht groß. Beglückt empfängt der Wiener Kamerad eine Handvoll Zigarren und Zigaretten; hier ist das ein Geschenk des Himmels!

Bei Przemysl stößt die Bahn auf den San.
Kurz vor der Grenzbrücke hält der Sonderzug. Deutsche Grenzposten grüßen. Auf der anderen Seite patrouillieren sowjetrussische Grenzer braun bemäntelt, den Sowjetstern auf der wulstigen Mütze.
Sie lugen mißtrauisch herüber. Gingen wir nur wenige Schritte weiter, so würden sie aus ihrer plumpen Fülle heraus drohend anfangen zu brummen, wie aufgestörte zottige Bären. Fotoapparate können sie überhaupt nicht vertragen, meint ein deutscher Grenzer mir zur Seite. Ich habe dennoch die Kamera gezückt; einer erhaschte mit seinen schiefen Augen den blinkenden Zauberkasten und äußerte sich in der Tat darüber mit wild rudernden Armbewegungen wenig entzückt. Ich wollte ihm schon zurufen: „Brüderchen, wenn du schwimmen willst, spring in den San und nicht auf mich...!“
Er und ich — wir haben es uns anders überlegt.
Unter uns rauscht der San. Zur Linken lehnt am gebirgigen Hang der ursprünglich Rußland zugesprochene Stadtteil von Türmen und Kuppeln überragt. Zur Rechten erstreckt sich längs des San das zum Generalgouvernement gekommene Stadt-Drittel. Weiter unten spießen Eisenteile einer gesprengten zweiten Sanbrücke in das Grau des Himmels.
Die deutschen Grenzposten erzählen von den sowjetrussischen Grenzern. „Nachts hören wir sie oft singen. Einer fängt an, die anderen fallen dann vielstimmig ein. Sie haben klangvolle Stimmen“.
Mitunter kommen Vermessungstrupps herüber, wie verlautet — extra eingekleidet. Auch unsere Kameraden sind drüben tätig. Bei einem Zigarettenwechsel meinte einer der Russen: „Nix deine Zigarette, zu swak“. Dabei nahm er ein

Stück Zeitungspapier zur Hand, ein bißchen von „seinem Tobak“ und drehte umständlich eine Zigarette zurecht. Das wäre das Rechte.
Unter uns: es war auch danach.
Eine Stadtrundfahrt bringt uns auf die Zusaniehöhen.
Weit öffnet sich von hier aus der Blick über Przemysl diesseits und jenseits des San. Der Fluß windet sich wie ein silbernes Band durch die gebirgig karge Landschaft. An den Hängen stoßen wir auf einige alte österreichische Forts. Die Polen haben sie verfallen lassen.
Später erzählt mir ein Kamerad, der das alte österreichische, das polnische und das neue Deutsch-Przemysl erlebte, über das Wiedersehen mit dieser Stadt am San...
Ja, wie war das vor fünfundzwanzig Jahren...?
Vor allem fiel das fürchterliche Sprachengewirr auf. Es stürzte mit einer Vieltönigkeit auf die Ohren ein, daß man mitunter Mühe hatte, die einzelnen Nationalitäten auseinander zu halten; kamen doch zu dem Kunterbunt der Zivilisten mit Deutschen, Ukrainern, Polen und Juden noch die aus dem Völkergemisch der österreichischen Monarchie zusammengewürfelten Soldaten. Es war ein überaus bewegtes und buntes Bild! Überkreischt wurde es von der an allen Ecken und Enden, oft unter Anwendung schrillster Kehllaute, erfolgenden Mauschelei der Judenmischpoke.
Waren sie nicht damals schon die Herren der Situation?!
Ein Blick in die Geschäftsstraßen bestätigte diese Vermutung eher in erschrekkender Vielfältigkeit, anstatt sie als unbedenklich ad acta legen zu lassen. Obwohl jiddische Schriftzeichen auf den Schildern und Anpreisungen nicht zu lesen waren, sondern deutsche, mit polnischen und ukrainischen Bezeichnungen wechselten, wurde dem aufmerksamen Käufer mit dem Schritt über die Ladentür nur zu deutlich offenbar, wes’ Geistes Kinder zum überwiegenden Teil ihre allzu rührigen Besitzer waren.
Gewiß — manches Geschäft und manche Gaststätte zeigte unverkennbar deutsches Gepräge; gewiß prangte an den Dienst- und Behördengebäuden der Doppeladler; gewiß leuchteten die Türen der Monopolläden und die Briefkästen mit schwarzgelben Anstrich irgendwie beherrschend in das Gewoge der Menge hinein — dazwischen aber wischten die langen, schmierigen Kaftane in wehender Geschäftigkeit, so daß die angestrebten Züge der Ordnung und Klarheit verschwammen.
Mit der Sprache war es dasselbe. Vor allem mit der deutschen. Was man hier als deutsch zu hören bekam, das klang schon so polnisch untermischt, daß man mitunter nicht sogleich erkennen konnte, ob man sich nun mit einem in deutsch radebrechenden Polen oder polnisch infizierten Deutschen unterhielt.

Diese Verwaschenheit mußte einen wahrhaft Deutschen überaus nachdenklich stimmen. Hier handelte es sich bereits um ein fortgeschrittenes Stadium jener von den Habsburgern leichtfertig geduldeter, ja — durch ihr großmütig-gleichgültiges Verhalten geradezu geförderter Polonisierungsbestrebungen, die sich früher oder später verhängnisvoll auswirken mußten.
Es loderte der große Krieg von 1914—18 auf und tauchte die brennende Fackel auch in dieses Land, so daß die schwelende Glut hell emporflammte.
Und so präsentierte sich dem, der zehn Jahre später Przemysl als die Stadt der Republik Polen besuchte, die nüchterne Quittung jener Indifferenz...
Überall herrschte das Polnische vor.
Die Schilder am Bahnhof, in den Straßen zeigten sich nur noch polnisch beschriftet.
Nur noch eine Uniform hob sich aus dem Straßenbild ab — die des polnischen Militärs.
An die Fronten der Dienst- und Behördengebäude hatte sich der polnische Adler gekrallt.
Aus den Fenstern bauschten sich behäbig rot-weiße Fahnen.
Bei allem lauten Lärm kein deutscher Laut mehr. Auch Ukrainisch war verpönt.
Nur die Juden hatten sich behauptet. Ihr Kaftan verdient als das wertvollste Patent der Welt in das Buch der Bücher eingetragen zu werden; er läßt sich so leicht nach dem Winde hängen.
In Przemysl hatten sie inzwischen über das allerheiligste Geschäftsviertel hinaus auch die meisten Vergnügungsstätten unter ihre Regie bekommen. Gut bedienen hieß jetzt das Doppelte und Dreifache verdienen!
Vom Kino bis zum mondänen Ballhaus erlebte alles einen verwirrenden Auftrieb. Pomp und Aufmachung — dafür hat der Pole etwas übrig, und wenn es auch nur Fassade ist!
Das hatten die Juden rasch spitz bekommen, und sie verstanden es diese Nationalschwäche international zu nutzen. Sie zogen grelle, blendende Kulissen auf, hinter denen es freilich vor Schmutz nur so starrte. Sie förderten auf ihre schlaue Weise Korruption und Günstlingswirtschaft und schöpften allenthalben ein gut Teil Fett ab. Sie sorgten für Stimmungsbetrieb in den Kaffeehäusern und den Nachtlokalen, so daß die polnische Oberschicht ein leichtlebiges Leben in vollen Zügen genoß, während an der Peripherie der Stadt jene, die nicht den Anschluß nach oben gefunden hatten, in Lumpen gehüllt verhungerten.
So hat auch hier eine Hand die andere gewaschen, bis dieses Kartenhaus aus Lug und Trug frevelhaft leichtfertig himmelwärts gebaut in sich zusammenstürzte.
Als wir nun kurz nach dem Polenfeldzug durch die Straßen und Gassen gingen,

war das alles wie ein Spuk weggeweht. Wir stießen auf erschreckende Zustände polnischer Verwahrlosung. Um nur ein Beispiel herauszugreifen — die Kasernen waren in einer Weise zugerichtet, daß unsere Soldaten in Schulen untergebracht werden mußten.
Die Kasernen eigneten sich nur noch als Entlausungsanstalten.
Inzwischen hat die nach jener deutsch-russischen Grenzziehung uns verbliebene Vorstadt ihr Gesicht wesentlich verändert. Es ist eine neue Stadt entstanden. Die deutsche Verwaltung hat gründlich zugepackt und in einer Weise Wandel geschaffen, daß es den Polen geradezu wie eine Sünde erschien. So viel Sauberkeit auf einem Fleck!
Vor allem — es gibt in Deutsch-Przemysl keine Juden mehr. Sie haben sich hier an der Grenze schnellstens aus dem Staube gemacht. Die übrigen hob der frische Wind hinweg, der vom Osten her die Sanniederung heraufgewirbelt kam. Ein gut Teil polnischer Staub und Dreck ging dabei auch gleich mit in die Lüfte. Was allzu hartnäckig liegen blieb, ist inzwischen über den Bordstein gespült worden.
Die Straßen wurden ausgebessert, Häuser hergerichtet, neue gebaut, Parkanlagen entstanden; wohin man blickte, regten sich fleißige Hände und die Spuren jahrelanger Mißwirtschaft verschwanden.
Vom Bahnhofsneubau aus gelangt man am Krankenhaus vorbei in die Rathausstraße. Ein deutscher Straßenname! Sie macht ihm alle Ehre! Ein Stückchen weiter oben taucht ein stattliches, sauberes Gebäude auf. Schöne gotische Buchstaben grüßen von der Wand „Deutsches Hotel". Gegenüber ein ebenso schmuckes Gebäude, die Stadthauptmannschaft von Deutsch-Przemysl. Von hier aus wurden die Geschicke der jungen deutschen Stadt geleitet.
Deutsche Uniformen beherrschen das Straßenbild. Die Aufschriften sind wieder dreisprachig. Zu solcher Großzügigkeit hatten sich die Polen niemals aufraffen können.
Deutsch-Przemysl ist von einem pulsenden Arbeitsrhythmus erfüllt. Schon die langen rollenden Güterzüge kennzeichnen Bedeutung und Umschwung. Die Stadt ist eine der wichtigsten Umschlagplätze.
Zug um Zug verläßt die langen Rampen. Unzählige Hände verladen herüber hinüber. Es ist ein stetig laufendes Band.
Aber auch in den Arbeitsstätten der Stadt pocht und hämmert ein neuer Werktag. Während in der ersten Zeit der russische Nachbar immerhin von der gegenüberliegenden Seite mit Gas und Wasser aushalf, konnten später wichtige Versorgungsbetriebe auch diesseits errichtet werden. So ist u. a. die einstige Synagoge zu einem Elektrizitätswerk umgebaut worden. Der Betsaal wurde zur Maschinenhalle. Die Wände, die vor Schmutz trieften, versah man bis

zu einer gewissen Höhe mit einem Ölanstrich; nur den oberen Teil und die Decke, an denen verschiedene scheußliche Bilder und hebräische Sprüche prangten, beließ man der Kuriosität halber in ihrem ursprünglichen Zustand. Einer der wichtigsten Umbauten aber war der des früheren polnischen sogenannten „Arbeiterhauses" auf der Uferpromenade. Hier, wo so oft politische Hetzversammlungen und deutschfeindliche Kundgebungen stattgefunden hatten, entstand als ein neuer kulturpolitischer Mittelpunkt im äußersten Osten, ein deutsches Theater. Nun — es ist ein stattlicher Bau geworden und seiner Bedeutung entsprechend würdig ausgestaltet. In glänzenden Lettern liest man an der schlichten, aber geschmackvollen Fassade „Stadttheater". Die wehenden Fahnen des Großdeutschen Reiches schmücken die Stirnseite.
Trat man nach dem Erlebnis deutscher Kunst und Musik aus dem Theater auf die Promenade hinaus, so wollte es fast unbegreiflich erscheinen, daß nur wenige Schritte weiterhin die Grenze floß. Wie Silber in der mondhellen Nacht. Und über den San hinweg sah man den Häusern von Russisch-Przemysl in die Fenster, die matt herüberblinkten. Darüber ragten die Türme und der Schloßberg auf. Ihre plumpen Umrisse warfen verschwommene Schatten.

* * *

Heute trennt der San nicht mehr die Stadt.
Im Dämmer eines geschichtlichen Morgens setzten unsere Truppen über. Kanonendonner hallte die Flußniederung herauf. Dazwischen knatterten Maschinengewehre.
Die Riesenbilder Stalins, Molotows und Woroschilows an den Häuserwänden der gegenüberliegenden Uferstraße gingen in Flammen auf. Das war zugleich ein symbolisches Feuerwerk.
Das deutsche Schwert bannte die Gefahr bolschewistischer Invasion.
Straßenzug um Straßenzug, Bunker um Bunker wurde der Feind zurückgeworfen, der heuchlerisch vorgegeben hatte, ein guter Freund zu sein.
Wohl versuchten die Sowjetrussen noch die Eisenbahnbrücke, die einzig verbliebene, zusammenzuschießen. Es gelang ihnen jedoch nicht mehr. Dafür zerstörten sie umso wütender die Häuser der Südstadt, während das diesseitige Przemysl verhältnismäßig wenig unter Kampfeinwirkung gelitten hat.
Als ein Symbol bot sich unseren Truppen im früheren sowjetrussischen Stadtteil auch der Anblick eines frischen Denkmalsockels dar, auf den Lenin postiert werden sollte. Die Sowjetrussen sind nicht mehr dazu gekommen. Der Kopf und die anderen Körperteile lagen verlassen herum, etwas leicht durcheinandergeraten. Sie waren zwar übermenschlich groß, doch — hohl.

Zwischen Bohrtürmen und Erdgasquellen

Fabrik ohne Fenster und Maschinen — Land der Gegensätze — Die Interessengrenze wandert

Über Nacht weilen wir zum zweiten Male an der damaligen deutsch-sowjet-russischen Grenze. Diesmal in einem südlichen Zipfel bei Zagorz.

Die Landschaft hat hier ein anderes Gesicht. Es ist zwar an der Stirn faltenreicher, in den Zügen aber jung und frisch; in den Adern des langgestreckten Rumpfes, pulst ein kostbarer Blutstrom — Öl.

Längs der Eisenbahnlinie begeben wir uns von der Bahnstation aus nach der Grenze hinüber. Eine Reihe Fenster des Bahnhofsgebäudes sind zersplittert. Bei Zagorz und in seiner Umgebung hat es heftige Kämpfe gegeben. Hier haben die Polen auch eine große Anzahl Häuser selbst in Brand gesteckt. Aus zusammengestürzten Mauerresten ragen verkohlte Balken. Weiter im Gelände entdeckt man den Einbau von polnischen Maschinengewehrnestern. Die sind unsererseits ausgeräuchert worden. Und das gründlich.

Von der Strecke aus steigen zu beiden Seiten in wechselvoller Schichtung die Berge an. Es sind die waldbedeckten Ausläufer der Beskiden. Dahinter spannt sich der Karpatenbogen. Die Bergrücken recken sich bis zu 400 Meter empor. Wir könnten uns ebenso gut in einer mitteldeutschen Gebirgslandschaft befinden. Es ist der gleiche Landschaftscharakter.

Wir schreiten dem San zu. Unter uns strudelt zunächst einer seiner vielen Nebenflüsse, die Oslawa, über Sandbänke und Steinblöcke. Die zweigleisige Bahnstrecke hört hinter der Brücke plötzlich auf. Die Polen haben ein Schienenpaar samt Schwellen und sonstigem Zubehör einfach herausgerissen. Wozu eine zweigleisige Strecke? Das ist einmal österreichischer Luxus gewesen. Die Polen waren schon immer genügsam... Nur nicht in ihren politischen Forderungen. Aber das ist ein Kapitel für sich.

Zur Rechten erspähen wir unvermutet das Mauerwerk einer Fabrikanlage. Keine Fenster, keine Maschinen, keine Menschen.

Dahinter liegen zwei Direktionsgebäude und einige Arbeiterwohnungen. Auch sie waren noch nie bezogen.

Wir erfahren, daß es einmal eine Papierfabrik werden sollte. Schon seit dreizehn Jahren. Polnische Planung verstrickte sich auch hier in selbstverschul-

deter Wirrnis. Ungeheure Zollerhöhungen verurteilten dieses Werk schon bei seiner Geburt zum Tode.
Von drüben nahen sowjetrussische Grenzer mit aufgepflanztem Bajonett.
Sie blinzeln neugierig durch das Drahtverhau.
Noch ein Blick auf die lebendige quirlende Grenze, den San, dessen Ufer, versandet und verschlammt, fast unmerklich, in die wellige Landschaft übergehen. Drunten schmutzig graues Wasser, darüber der gleiche Himmel.

Drüben der Bug, der nördlichere Grenzfluß des Distrikts Lublin, ist noch ein eigenwilligerer Bursche, als der südliche San.
Er verändert rasch einmal seinen gewundenen Lauf, wie es ihm gerade in den Sinn kommt, und damit auch die Interessengrenze. Sie wandert sozusagen. Einmal nach dieser, einmal nach jener Richtung. Stecken heute noch die Pfosten der Grenzmarkierung in der Mitte des Flusses, kann es in wenigen Tagen passieren, daß sie sich über eines der beiden Ufer erheben, ohne selbst einen hölzernen Schritt getan zu haben.
Jedenfalls war dieser Grenzfluß mit seiner damaligen Grenzbestimmung offensichtlich unzufrieden.
Heute bereitet er keinen Grenzkommissionen mehr Kopfzerbrechen. Ein selbstherrlicher Bursche ist er jedoch ebenso wie der San geblieben.

Land der Gegensätze im Norden, Land der Gegensätze im Süden.
Einige Kilometer weiter ein überaus farbenprächtiges Bild. Auf dem Bahnsteig in Sanok begrüßt eine ukrainische Trachtengruppe den Generalgouverneur. In buntschillernden Gewändern, das blonde Haar sorgfältig geflochten und mit leuchtenden blauen Augen — so treten die Burschen und Mädel mit vielfarbigen Bändern geschmückt uns gegenüber.
Nach altüberliefertem symbolhaften Brauche reichen zwei Bäuerinnen Brot und Salz.
Ein kurzer Abstecher mit dem Kraftwagen bringt uns nochmals an den San. Von einer früheren Brücke sind hier nur noch die Ausgangspfeiler zu sehen. Deutsche Pioniere haben indessen eine befehlsmäßige Holzbrücke geschlagen. Obwohl es sich nur um einen Notbau handelt, wurde er sauber und stabil durchgeführt. Selbst in diesem Grenzort ist die NSV. hilfsbereit zur Stelle. Täglich werden bis 1500 Essenportionen ausgegeben. Die ursprünglich vorhandenen Kochgelegenheiten waren solchem Ansturm des Elends nicht gewachsen. Man hat inzwischen größere Küchen eingebaut. Die Männer der Partei kommen hier draußen besonders opfervollem Einsatz nach. Sie sprechen aber nicht darüber. Das ist nationalsozialistische Selbstverständlichkeit.

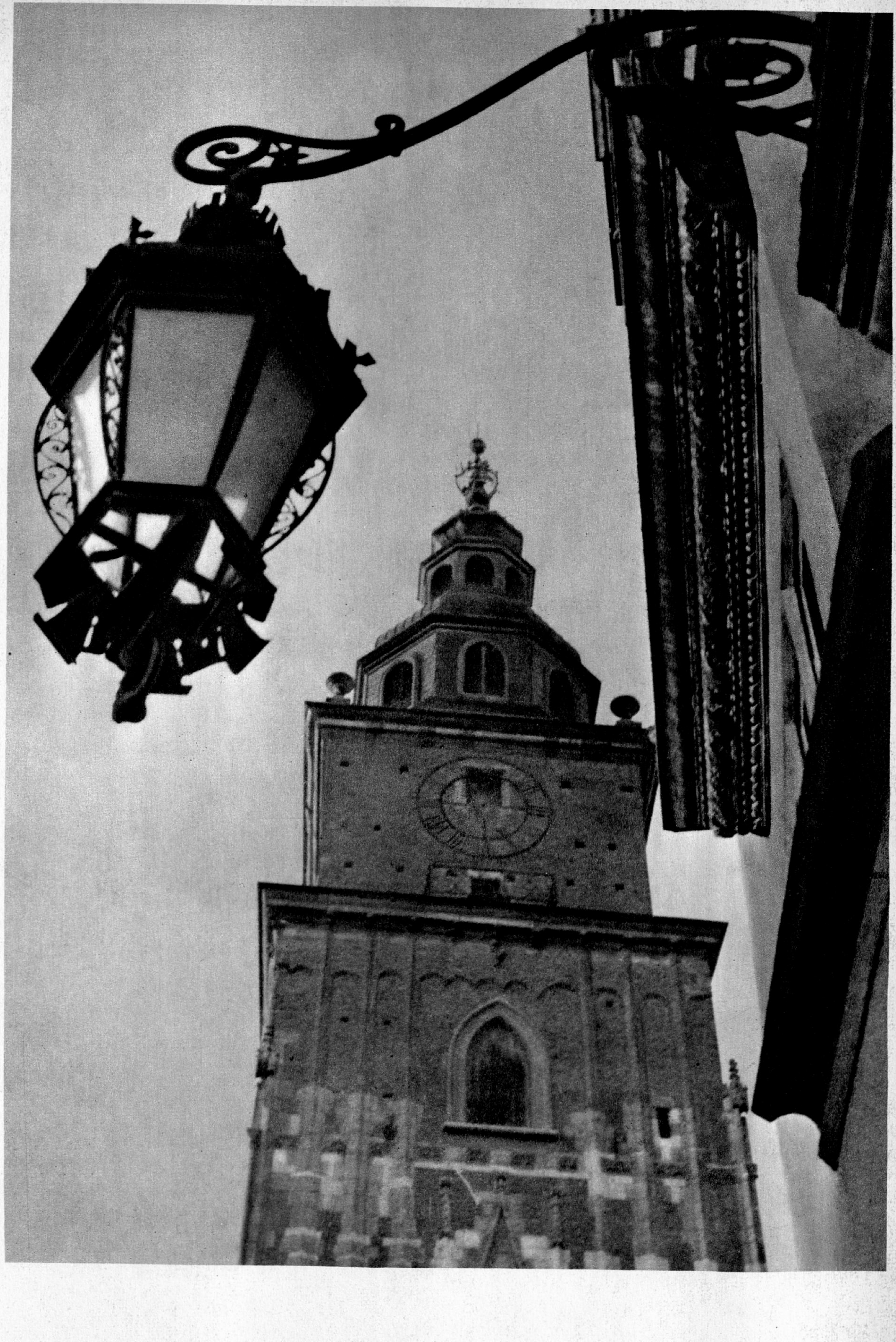
Die Polen jedoch erleben solchen Sozialismus der Tat zum ersten Male. In ihren Gesichtern ist staunende Dankbarkeit zu lesen, aber auch ernüchternde Erkenntnis, wie sehr sie eigentlich über das wahre Deutschland belogen worden sind.
Wir haben übrigens vor Sanok noch Gorlice passiert. Hier hat schon einmal im Weltkrieg eine deutsche Front gestanden. Das war im Frühjahr 1915. Dieser Kampf ist als die große Durchbruchsschlacht zwischen Tarnow und Gorlice in die Geschichte eingegangen.
Im Rahmen des Abteilfensters taucht der graue Stahlhelm und das bärtige Gesicht eines deutschen Landsers auf. Es ist ein Brückenposten. Ob er auch schon damals mit dabei war?

Die Landschaft macht hier einen geradezu lieblichen Eindruck. Alles ist freundlicher, heller und — sauberer.
Schnurgerade verlaufen die Felder. Auf breiten Weideflächen erfreuen sich gepflegte Pferde ungezügelter Freiheit. Die Strohdächer der Häuser sind sorgfältig instand gehalten. Das Mauerwerk leuchtet im hellblauen Anstrich, der mitunter von dunklem Balkengefüge wirkungsvoll unterbrochen und umrahmt wird.
In den Höfen trifft man neben den Brunnen mit der Handwinde in Wagenradgröße schon sehr zahlreich auch den Ziehbrunnen mit langer steinblockbeschwerter Stange an.
Kilometerweit ein Bild des Friedens.
Dann aber blenden auch immer wieder und unerbittlich Bilder des kürzlichen Kampfes auf.
So ist Leko von Grauen und Schrecken heimgesucht worden. Eine abgebrannte Bauernkate an der anderen. Rundum schwarze verkohlte Löcher. Das Mauerwerk ist wirr durcheinander gestürzt oder ragt bizarr in die regenfeuchte Luft. Von den Bäumen fegt der Wind letzte Blätter darüberhin. Bald dürfte der Winter dieses Sterben mit seinem weißen Leinentuch verhüllen.
Ein neuer Frühling wird auch hier neues Leben bringen.

Krosno kommt in Sicht. Im Hintergrund ragen die ersten Bohrtürme auf. An diesem Streckenteil liegen auch eine Reihe Bäder, deren Wannen mit Erdgas geheizt werden.
Erdgas ist hier überhaupt neben Erdöl die große Losung. Selbst die Kachelöfen des Krosnoer Bahnhofs werden mit Erdgas geheizt, das hier sozusagen versandfertig aus der Erde strömt.
Bei Manschinko treibt, statt Wasser oder Dampf, Erdgas die Turbinen eines

riesigen Elektrizitätswerkes an, das Strom bis über den San nach Rußland hinein liefert. Fernerdgasleitungen speisen nicht nur Dörfer und Städte der Umgebung, sondern vor allem auch das Zentralindustriegebiet des Generalgouvernements über die Weichsel hinaus bis Sandomir. Eine weitere Fernleitung beheizt die Hochöfen von Stalowa wola.
Wir besichtigen später eine solche Erdgasquelle bei Roztoki. Die Auffang- und Ableitungsvorrichtungen sehen höchst unkompliziert aus. Kurz wird die Rohrleitung einmal geöffnet und der heiße Atem in die Luft abgelassen. Das Pfeifen schwillt rasend schnell zu ohrenbetäubendem Kreischen an, sodaß man wie beim Kanonendonner unwillkürlich den Mund öffnet. Mit 80 bis 100 Atmosphären tritt das Gas aus der Erde.
Die Erdgasquelle bei Roztoki enthält, wie auch eine Anzahl weiterer Erdgasvorkommen, Gasolin. Es wird in besonderen Absorbtionsanlagen gewonnen. Der Heizwert des Gases erreicht die stattliche Höhe von 8000 bis 13000 Kalorien.

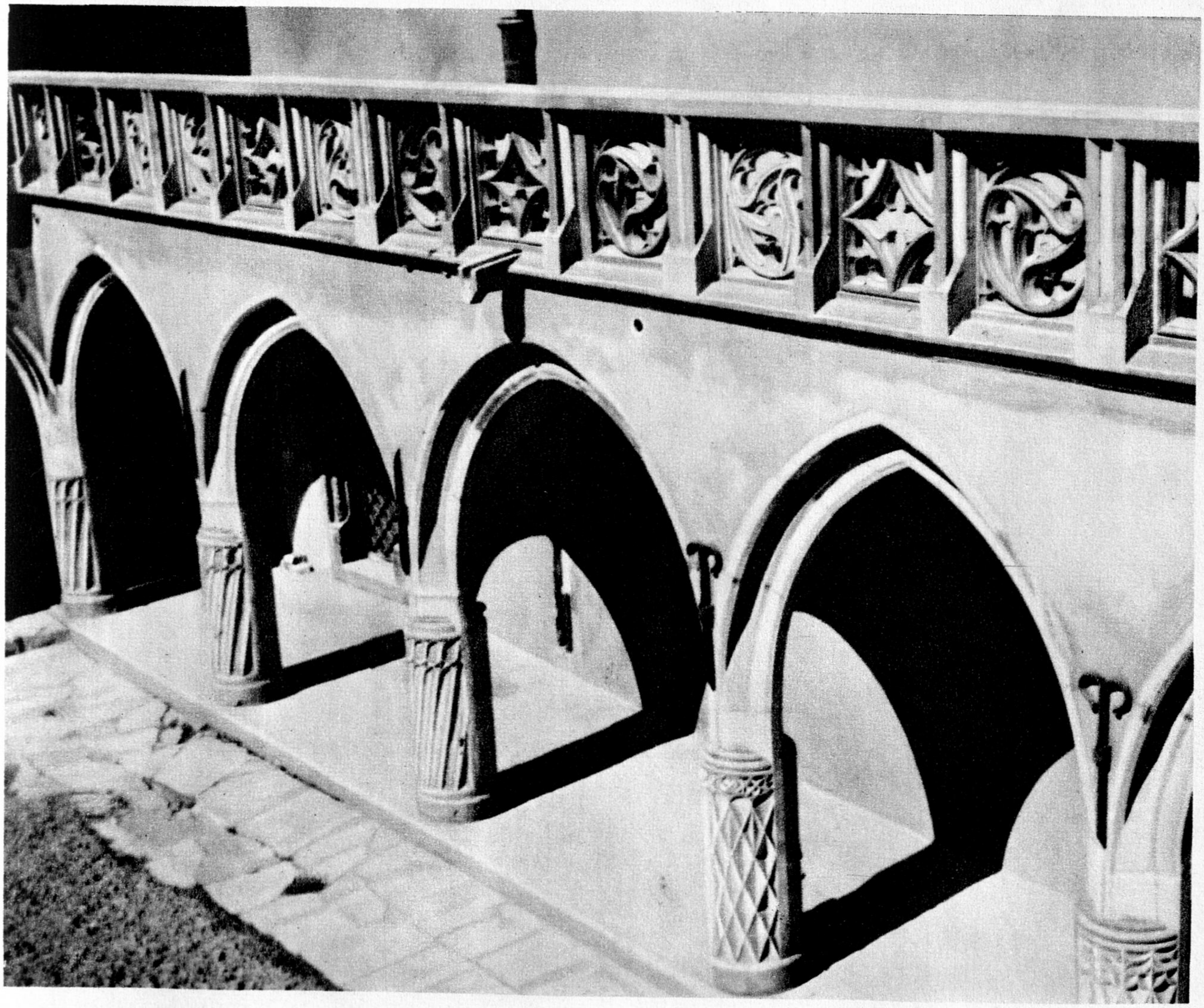
Mit dem Kraftwagen geht es von Krosno aus nach Jaslo hinüber. Die Straße ist erst kürzlich von 300 Pflichtarbeitern einigermaßen in Ordnung gebracht worden. Vorher war sie schlechthin unbefahrbar. Immer mehr Bohrtürme ragen zur Rechten auf. Die pyramidenartige hölzerne Verkleidung hebt sich gespenstisch vom trüben Himmel ab. Es sind aber gute Geister, die man hier gebannt hat.
Unseren Truppen waren mit dem Einmarsch unmittelbar am 5. September 1939 die deutschen Kommissionen gefolgt, so daß am 15. des gleichen Monats die Förderung wieder aufgenommen werden konnte.
Wir besichtigen die Grube Toroszunka bei Krosno und treten in den Wald der Bohrtürme ein. Es riecht geradezu nach Öl in der Luft. Hier handelt es sich um eine Versuchsbohrung.
Ein dickes Seil läuft über eine riesige Winde und ein hohes dreiarmiges Balkengestell. Daran hängt der Meißel, der in die Tiefe vorstößt. Ruckartig wuchtend hebt und senkt ihn eine Dieselmaschine. Der ölführende Horizont ist noch nicht erreicht. Bei diesem Verfahren wird das zertrümmerte Gestein trocken herausgeholt, sonst leitet eine Spültrübe die gelösten Erd- und Steinteile ab. Für einen Augenblick wird der Meißel emporgewunden. Er besitzt Fischschwanzform.
Über das flache Gelände verteilen sich 34 Schächte. Fast lautlos heben und senken sich die Pumpschwengel, die durch Seile mit dem Kehrrad zentral verbunden sind. Seine jeweilige Kehrtwendung bewirkt, daß die Pumpenschwengel nach ausgeklügelter Kuppelung zu einem Teil hinuntertauchen, während der andere emporgedrückt wird bzw. auch umgekehrt.



DER GOTISCHE TURM DES ALTEN KRAKAUER RATHAUSES MIT TUCHHALLEN-FRAGMENT

DE REVOLVTIONIBVS

FRAGMENT DER ALTEN KRAKAUER UNIVERSITÄT, AN DER VIELE DEUTSCHE STUDIERT HABEN



EIN GRÜNER RING UMSCHLIESST DEN ALTSTADTKERN KRAKAUS

Neugierig werfen wir einen Blick in einen der Ölbottiche mit seiner kostbaren, dunklen, glänzenden Flüssigkeit. An anderer Stelle sind wir Zeugen der Ölförderung. Sie erfolgt nach veraltetem System. Immerhin füllt ein Schöpfzug ein ganzes Faß.
Das Rohöl gelangt in die Raffinerien. Wir statten der Raffinerie in Jedlice einen Besuch ab. Aus einem Gewirr von Rohren und Behältern ragt der Schornstein auf. Rundum gliedern sich die zahlreichen Laboratorien und Destillationsanlagen. Sie erstrecken sich weit verstreut über das Gelände. Die Befeuerung erfolgt auch hier mit Erdgas.
Die Destillation des Rohöls ergibt vor allem Benzin, Petroleum und Flugmotorenöl, Öl für Zylinderkopfschmierung, Zylinderöl, sowie Sommer- und Winterautoöl. Der Rückstand wird noch zu Asphalt, Paraffin und Petrolkoks von gutem Heizwert verarbeitet.
Ermessen wir an dieser Aufzählung, wie willkommen uns der Zuwachs dieses noch jungen Erdölgebietes war, das sich von Neu-Sandez bis Sanok in einer Länge von 100 km ausdehnt und eine mittlere Breite von 15 km aufweist!
Und wie ist es entstanden? Hier muß einmal Meeresgrund gewesen sein, den die gewaltige Gebirgsfaltung der Karpaten verdrängte. Denn das Öl findet sich in der Tertiärformation. Es handelt sich dabei um Reste tierischer und pflanzlicher Stoffe, die unter Luft und Wasserabschluß bei hohem Druck und hoher Temperatur verwest sind.

Über Nacht rollte der Sonderzug die 300 km nach Krakau zurück. Als wir aufwachen, glitzert wieder das Band der Weichsel unter uns und über das Dächergewirr grüßen die Türme der Burg zu Krakau.

Die Polen öffneten Zuchthäuser und Irrenanstalten

Banden überfallen Bauernkaten — Veit-Stoß-Altar verschleppt — bei Sandomir sichergestellt

Seit vierundzwanzig Stunden regnet es in Krakau. Eigentlich ist es schon mehr ein Schneegemisch. Der Erfolg bleibt aber der gleiche — straßenweise mehr Pfützen als Pflastersteine.

Es gibt aber auch Alleen am Rande dieses Häusermeeres, großzügige, langgestreckte und baumbewachsene Alleen. Daran grenzen Häuser und Kirchen in neuzeitlicher Bauart. Kirchen fehlen kaum in einer Straße. Sie passen sich hier auch den modernsten bautechnischen Auswüchsen an und sind mitunter rein äußerlich von einem Geschäftshaus nicht stets so ohne weiteres zu unterscheiden.

An einer solchen Allee hat die Zentrale der Sicherheitspolizei ihr Quartier aufgeschlagen. Es ist ein vielstöckiger, wuchtiger Gebäudeblock und nach außen hin ein Haus wie jedes andere hier auch, aber innen voller Geheimnisse. Hier laufen unzählige Fäden zusammen, die fein säuberlich aufgerollt und verwoben manches überraschende Gewebe ergeben...

Geräuschlos schwebt der Fahrstuhl von Stockwerk zu Stockwerk. Ein leichter Druck, die Tür öffnet sich. Wir passieren einige Räume... da tritt uns der Befehlshaber der Sicherheitspolizei entgegen. Ganz Soldat und Kamerad in seiner Art.

Die Sicherheitspolizei hat als mobile Einsatztruppe der Wehrmacht den Polenfeldzug von Beginn an mitgemacht.

„Wir hatten vor allem für die Sicherheit der kämpfenden Truppen im Rücken zu sorgen" betont der Brigadeführer.

„Das war bei dem blitzschnellen Vormarsch gewiß keine leichte Aufgabe?"

„Ja, wir haben uns besonders die Insurgenten und Heckenschützen aufs Korn genommen. Am hellichten Tage wagten sie ja nur vereinzelt loszuballern, aber mit hereinbrechender Dunkelheit ging die Knallerei dann frisch-fröhlich los. Nun — wir haben besser getroffen. Im Olsagebiet um Karwin und bei Kattowitz hatten wir es mit regelrechten Banden zu tun. Das war die Saat Graczynskis, des Wojewoden von Kattowitz und Nachfolger Korfantys. Dieser Gra-

czynski hat eigentlich an Grausamkeiten noch seinen berüchtigten Lehrmeister übertroffen. Wir sind dennoch mit ihnen fertig geworden!“

Erfreulich ist es, daß die Verlustziffern bei der Fülle solcher hinterhältiger Feuerüberfälle verhältnismäßig niedrig geblieben sind. Wie gründlich und gemein dieses Insurgentenunwesen ausgeklügelt und organisiert worden ist, dafür hat unsere Sicherheitspolizei unwiderlegliches Beweismaterial gefunden. Im Gebäude der Wojewodschaft Krakaus konnten fünfzig Kisten Organisations- und Ausbildungsanweisungen sichergestellt werden. Man ist also polnischerseits mit niederträchtiger Nüchternheit und kaltblütiger Zielsetzung vorgegangen. Aber auch die organisierten Mordbanden konnten den katastrophalen Zusammenbruch nicht mehr aufhalten. Man hat sich im Gegenteil mit dieser menschenunwürdigen Waffe nur noch tiefer ins eigene Fleisch geschnitten. Nach dem Osten zu lichtete sich die Zahl der Heckenschützen mehr und mehr. Am stärksten ist das ostoberschlesische Industriegebiet einschließlich Teschen von ihnen verseucht gewesen.

Zu den weiteren Aufgaben der Einsatztruppe der Sicherheitspolizei zählte die Festsetzung von Geiseln und die Zerschlagung von chauvinistischen polnischen Organisationen. Es handelt sich dabei in der Hauptsache um jene polnische Intelligenzschicht, die mit ihrem Kriegs- und Eroberungswahn das eigene Volk in das tiefste Unglück gestürzt hat.

Der ᛋᛋ-Brigadeführer ist im Zuge der Kampfhandlungen mit seinen Männern bis Jaworow unweit von Lemberg vorgestoßen.

„Wir haben zumeist ungeheuerliche Zustände angetroffen“, erzählt er weiter, „Wo wir hinkamen, waren die polnischen Polizeibehörden Hals über Kopf geflüchtet, nicht ohne freilich vorher in den Diensträumen sinnlos zerstört oder durcheinandergeworfen zu haben, was nicht niet- und nagelfest war.

Das sah im allgemeinen aus, wie in einem Saustall. Die Schübe aufgerissen, die Akten herausgerissen, darauf herumgetrampelt, zerstampft. Die Tische und Wände verschmiert, die Einrichtungsgegenstände umgekippt und zertrümmert.

So sind Karteien und die Unterlagen des Erkennungsdienstes restlos vernichtet oder schleunigst beiseite gebracht worden. Die Folgen dieser sinnlosen Vernichtung wirkten sich ausschließlich auf die polnische Bevölkerung aus, denn die einfachsten Feststellungen und personellen Nachforschungen stießen dadurch zunächst auf Schwierigkeiten. Ganz tolle Zustände haben wir u. a. im Krakauer Polizeipräsidium angetroffen.

Neben dem chaotischen Durcheinander boten die Diensträume, und vor allem die des früheren polnischen Polizeipräsidenten, einen überaus unsauberen Anblick.

Hier stank es wahrhaft zum Himmel!
Die Kaserne hinter dem Präsidium, die alte Pilsudskikaserne, machte darin keine Ausnahme. Als es ernst zu werden begann, hatten die zwei Hundertschaften der polnischen Polizei mit Sack und Pack die Flucht ergriffen und die Aufenthaltsräume in einem geradezu menschenunwürdigen Zustand zurückgelassen. Dreck ist noch eine gelinde Bezeichnung für solche Hinterlassenschaft.
Zustände — das ist überhaupt ein Stichwort für das frühere Polen. Die polnische Polizei hat im Zusammenhang mit dem Insurgentenbandeneinsatz die Gefangenen und Zuchthäusler frei- und damit nicht so sehr auf die Soldaten als vielmehr auf die Bevölkerung losgelassen. Denn diesen Schwerverbrechern kam es nicht auf irgendwelchen militärischen Einsatz an, sondern allein auf die goldene Freiheit und darauf, wieder nach Herzenslust stehlen und morden zu können.
Ja, man ist sogar nicht davor zurückgeschreckt, die Tore der Irrenanstalten zu öffnen und die gemeingefährlichen Irrsinnigen ihrem Schicksal zu überlassen. Welches Ausmaß von Bluttaten noch auf deren Konto kommt, wird sich nie ermitteln lassen.
Kein Wunder, daß nach solchen wahnwitzigen Maßnahmen Einbruch und Totschlag an der Tagesordnung waren. Für dieses Gelichter war Kampfeinsatz nur eine willkommene Gelegenheit zu Raubzügen und Mord, eine verbrecherisch sadistische Befriedigung. Was kümmerte es ihr weites Gewissen, wenn ihnen dabei auch die eigenen Volksangehörigen unter die würgenden Finger, unter das Messer oder vor die Flinte gerieten.
Die deutschen Soldaten wehrten sich zu treffsicher. Teufel noch mal, mit denen war nicht gut Kirschen essen! Also fiel man kurzerhand in die eigenen Reihen ein. Dabei riskierte man weniger und kam dennoch auf seine Kosten. Denn Verbrecher und Verrückte kämpfen für kein Vaterland.
Mag die Welt daran ermessen, wie hundsmiserabel es mit der polnischen Führung bestellt gewesen ist, daß sie es fertiggebracht hat, gegen eine soldatisch kämpfende Front die Instinkte niedrigsten Verbrechertums und Irrsinnige zu mobilisieren.
Mit dem blitzschnellen Kriegsende taten diese Zuchthäusler und Geistesgestörten den Polen nun nicht etwa den Gefallen, wieder reumütig in die Gefängnisse und Irrenanstalten zurückzukehren.
Wer lebenslänglich dazu verurteilt worden ist, hinter Zuchthausmauern zu hocken, geht gewiß mit sich zu Rate, ob es nicht vielleicht doch besser wäre, wieder auf der Holzbritsche bei schmutzigem Wasser und schimmeligem Brot über ein vielstelliges Sündenregister nachzudenken... O, du liebe polnische Einfalt!

Und die Irrsinnigen? Nun — sie haben nach Kriegsende ebensowenig in Bethäusern Zuflucht gesucht. Im Gegenteil — sie machten das Land nun erst recht unsicher.
Zu diesen Verbrecherhorden gesellten sich noch versprengte und verwilderte polnische Soldaten, die nichts mehr zu gewinnen, aber auch nichts mehr zu verlieren hatten.
Wälder und die Ausläufer der Beskiden, sowie das Höhengebiet der Lysa Gora waren diesen Banden sichere Schlupfwinkel. Aus ihnen brachen sie immer wieder hervor und überfielen nachts die Bauernkaten. In einsameren Gegenden scheuten sie auch das helle Tageslicht nicht.
Dann donnerten die Gewehrkolben gegen die niedrigen Türen. Rührte sich niemand, so schlug man einfach mit Kolben und Äxten zu, daß das Holz nur so splitterte. Gnade den Hüttenbewohnern, wenn sie nichts zu essen herausrückten. Zitternd vor Angst schleppten die Bauersleute herbei, was sie an karger Kost noch über den Krieg hinaus gerettet hatten. Vielfach aber riß sie der eigene Hunger zu Verzweiflungsschritten hin. Sie weigerten sich, die letzte magere Gans oder das letzte selbstgebackene Brot herauszugeben.
Das war ihr sicherer Tod!
Was kümmerte die zu allem entschlossenen Verbrecherkreaturen die Not anderer! Wer sich auflehnte, wurde mit der Faust oder dem Gewehrkolben niedergeschlagen. Mochte er am Boden verbluten!
Wer sich weigerte, wurde unerbittlich erschossen. Man ließ die Leichen liegen, wo sie gerade hingefallen waren. Sperrten sie den Weg, so stieß man sie mit den Füßen brutal zur Seite.
Kammern und Stallecken wurden durchwühlt, die Schränke aufgerissen, die Säcke und Behälter aufgeschlitzt. Es hätte ja etwas Eßbares darin sein können. Was aber an Nahrungsmitteln gefunden wurde, schleppte man mit.
Wenn der trübe Tag durch die Fensterluken der Bauernkate blinkte, fiel der fahle Lichtschein auf umgekippte Bänke, Tische und Schränke und auf breit versickernde Blutlachen.
Die Sicherheitspolizei hat inzwischen gemeinsam mit Truppenteilen und der Feldgendarmerie energisch durchgegriffen. Es wurde mit diesen raubenden Horden gehörig aufgeräumt.
In den ersten Wochen nach Kriegsschluß machten die Verbrecherbanden selbst größere Ortschaften und Städte unsicher. Hier arbeiteten sie mehr unter der Decke, hinterhältiger, so etwa nach berüchtigter Heckenschützenmanier. In dieser Hinsicht sind sie überaus gelehrige Schüler ihrer wildgewordenen polnischen Anführer gewesen. Diese Ausbildung hatte ja auch sozusagen in ihr „Fach“ geschlagen.

Unsere Polizei jedoch versteht es, blitzschnell zuzupacken. Sie läßt keinen aus. So gelang es allein in Krakau rasch zweier wohlorganisierter Einbrecherbanden habhaft zu werden. Dabei traf den „Einbrecherkönig von Krakau“ auf frischer Tat die längstverdiente Kugel.
Unsere Polizeikräfte lassen nicht locker, die besetzten polnischen Gebiete von diesen Verbrecherhorden gänzlich zu säubern. Die tüchtigste Polizei der Welt aber vermag solches mit unerhörter Verantwortungslosigkeit heraufbeschworene Verbrecherbandentum bei diesem Ausmaße nicht von heute auf morgen wieder bis in die entlegensten Winkel auszumerzen. Vereinzelte Splittergruppen überfallen aus den undurchdringlichen, ausgedehnten Waldgebieten südlich von Lublin und aus dem schlupfwinkelreichen Gebiet der Waldkarpaten heraus immer wieder einsam gelegenere Ortschaften und Bauernkaten. Gewiß wird auch ihr Stündlein einmal geschlagen haben. Die Schuld aber für solche Wildwestzustände haben sich die Polen selbst zuzuschreiben bzw. ihrer einstigen Führerschaft zu danken, die ihre eigene kostbare Haut vorsorglichst in Sicherheit gebracht hat.
Eine der wichtigsten Aufgaben der Sicherheitspolizei war es auch, die Kunstschätze dieses Landes sicherzustellen. Die wirklich wertvollen Schöpfungen sind ja durchweg deutschen Ursprungs. Die Polen haben auch in dieser Hinsicht den Mund reichlich voll genommen.
Siehe das Beispiel — Veit Stoß.
Bei Kriegsausbruch haben sie in aller Eile die Kunstschätze zusammengerafft, ins Ausland verschleppt oder im ehemaligen Polen irgendwo versteckt. So raubten sie die wertvollsten Kunstschätze aus den Räumen des früheren Wawel, der heutigen Burg zu Krakau. So verpackten und verstauten sie auch den berühmten Veit-Stoß-Altar aus der Marienkirche zu Krakau und verschwanden mit ihm auf Nimmerwiedersehen.
Sie haben aber nicht mit der Spürnase unserer Polizei gerechnet. In der Gegend von Sandomir ist es unserer Sicherheitspolizei gelungen, den kostbaren Marienaltar aufzufinden, an dem der Nürnberger Meister zwölf Jahre lang gearbeitet hat. Die Polen sind bei der Hast des Aufbruches nicht gerade zart mit dem großartigen Schnitzwerk umgegangen, so daß die Schäden durch Spezialkräfte im Reich erst wieder sorgfältig behoben werden mußten.
So ist ein deutsches Meisterwerk wieder in die pflegerischen Hände des rechtmäßigen Besitzers gelangt.
Nicht minder wichtig war es, die Pläne und Unterlagen des Karwiner Kohlengruben- und Industriegebietes aufzufinden. Es handelt sich dabei bekanntlich um die größten Eisengießereien Europas.
Wohl hatten deutsche Ingenieure und Techniker den größten Teil der Anlagen

nach der Besetzung schnellstens wieder in Betrieb bringen können. Ohne jene Einzelunterlagen aber hätte die Wiederaufnahme des gesamten Produktionsganges doch noch wesentlich längere Zeit in Anspruch genommen.
Nun — die Pläne sind dank der Gründlichkeit unserer Sicherheitspolizei rasch gefunden worden. Im Karwiner Industriegebiet arbeiten alle Gruben und Hütten wieder mit Hochdruck.
Die Sicherheitspolizei spürte vor allem den Drangsalierungen und Ermordungen Volksdeutscher im ehemaligen Polen nach. Diese Untersuchungen förderten immer neues schwer belastendes Material zu Tage. Immer wieder stießt man auch auf Massengräber verscharrter und verstümmelter volksdeutscher Opfer.

Der Befehlshaber der Sicherheitspolizei kommt abschließend noch auf seinen Einzug zu sprechen. Er war mit seinem Adjutanten der erste, der in die von den polnischen Truppen Hals über Kopf verlassene Stadt einfuhr, während lebhafter Feuerwechsel an der Peripherie Krakau noch zum Teil abriegelte. „Es war auffallend ruhig in den Straßen der Stadt“, erzählt er „so daß man das Feuer aus dem Vorgelände deutlich hören konnte. Die Bewohner blickten uns mehr neugierig als ängstlich entgegen. Die Straßenbahn bimmelte sogar friedlich um die Ecke, als ob es nie einen Krieg gegeben hätte.
Besonders auffallend drängten sich die Juden hilfsbereit herbei. Sie konnten sich auch dieser Situation am schnellsten anpassen. Wann wären sie überhaupt je um einen Dreh und eine geschäftstüchtige Angleichung verlegen? Sie boten sich als Führer an. Natürlich gegen gute Bezahlung.
Ein feistes Judenweib grüßte sogar kreischend über die Straße: „Guten Morgen“ und „Gott sei Dank, daß sie da sind!“
Es klang freilich nicht ganz überzeugend...

Die erste Hakenkreuzfahne in Krakau

Komödie um einen polnischen Kommissar

Auch die Hissung der ersten Hakenkreuzfahne in Krakau hat ihre Geschichte. Ein Volksdeutscher erzählte sie einmal in stiller Stunde.
Der Mann will nicht genannt sein.
Dafür war er dem berüchtigten Wojewoden Graczynski umso bekannter. Ja, ein deutscher Dorn im polnischen Auge.
Dieser Volksdeutsche leitete in einer kleinen Stadt im Bielitzer Land die Filialfabrik eines sudetendeutschen Unternehmens. Er war ein tüchtiger Kerl, der vor allem auch das Herz auf dem rechten Flecke hatte — das deutsche Herz. Das aber schlägt nicht im Verborgenen!
Auch dem Wojewoden war längst bekannt, daß sich dieser deutsche Direktor in einem deutschen Gesang- und Volksbildungsverein — solche harmlosen Worte konnten ihn immer aufs neue aus dem nationalen Häuschen bringen — mit Gleichgestimmten und — gesinnten traf.
Da soll doch ein Donnerwetter dreinschlagen!
Die Faust zerknüllt wohlsortierte und grell rot angekreuzte Zeitungsausschnitte. Hier stand es schwarz auf weiß... die polnische Volksseele des Bielitzer Landes kochte. Sie verlangte die Entfernung dieses gefährlichen Deutschen.
Graczynski wischt barsch mit der plumpen Faust über den Schreibtisch.
Die Geste wird von seinem geduckten Gegenüber zynisch lächelnd zur Kenntnis genommen; immerhin kann sich der gehorsame Diener seines grausamen Herrn den gehässigen Hinweis nicht verkneifen, daß das Unternehmen den berechtigten Beseitigungsforderungen polnischer Amtlichkeit gegenüber auffallend schwerhörig bleibe.
Der Wojewode läuft rot an. Er prustet und plustert sich und poltert schließlich los: „Wär ja noch schöner...!"
Er setzt kurzerhand zur Leitung des Zweigunternehmens im Bielitzer Land einen seiner polnischen Beamten als Kommissar ein.
Väterchen Kommissar aber hatte von Tuten und Blasen keine Ahnung und mit dem Verstand schien es auch nicht allzu weit her zu sein, denn nach Ablauf der amtlich genehmigten Übergangszeit, während der dieses Talglicht

von Kommissar von dem deutschen Direktor noch einzuarbeiten war, hatte der Graczynski-Günstling das dunkle Empfinden, doch noch nicht ganz im Bilde zu sein. Er bat seinen gestrengen Chef inständig, ihm den deutschen Lehrherrn noch einige Monate zu belassen.
Der Wojewode kannte wohl seine Pappenheimer. Er verlängerte, wenn auch knurrend, notgedrungen die Aufenthaltsbewilligung vom 31. Mai bis Ende Juni. Erst im August konnte der deutsche Direktor den begabten Kommissar und damit den Betrieb seinem Schicksal überlassen. Die Firma hielt jedoch trotz Graczynski oder auch Graczynski zum Trotz zu dem Volksdeutschen und wies ihm ein neues Aufgabengebiet in Krakau zu. Dieser Arbeitsbeginn fiel in jene unruhvollen Tage, da polnischer politischer Größenwahnsinn bereits in die Strohpuppen schoß. Das war die schlimmste Zeit für alle Deutschen im Osten. So erhielt auch unser Volksdeutscher postwendend die Aufforderung, sich dem polnischen Militär zu stellen. Alle Männer bis zu 45 Jahren wurden erfaßt. „Ich konnte das einfach nicht!" erzählt er uns später und habe mich der Gestellung entzogen. Ich fuhr am 30. August noch einmal geschäftlich in das Bielitzer Land.
An ein Bleiben war nicht zu denken. Die Verhetzung gegen alles Deutsche hatte einen Siedegrad erreicht, der das Schlimmste befürchten ließ.
Nun saß ich erst recht in der Klemme!
Die Züge verkehrten bereits außerhalb jeglicher normalen Fahrplanregelung. Da sich jedoch eine andere Fahrmöglichkeit nicht mehr ergab, blieb mir nichts anderes übrig, als mein Glück nochmals mit der Bahn zu versuchen. Ich dampfte dorthin, wo sie mich nach dem Auskratzen wohl am wenigsten vermuten würden — nach Hause.
Auf Umwegen und mit großen Verspätungen — die mir keineswegs unwillkommen waren — traf ich schließlich wieder in Krakau ein. Das war frühmorgens am Sonntag, den 3. September 1939.
Wie ein Verbrecher mußte ich mich verstohlen in meine Wohnung schleichen. Meine Frau läßt mich ebenso heimlich ein und flüstert entsetzt: „Um Gotteswillen! Hier kannst du nicht bleiben. Sie haben doch schon gesucht nach dir!"
Wo sollte ich hin? Die Wohnung konnte kein Dauerversteck abgeben; auf die heller werdende Straße zurückzueilen, war ebenso unmöglich...
Ich schlich mich in den Keller und baute mir hinter einigen Fässern ein Versteck. Hier hockte ich in den nächsten Tagen und Nächten, auf alles gefaßt.
Die Pistole lag griffbereit. Hätten sie mich entdeckt und wären sie auf mich eingedrungen, ich würde sie niedergeschossen haben, denn für mich ging dann so oder so die Rechnung dieses Lebens auf.

So blieb es tagelang Nacht um mich. Es waren die schwärzesten Nächte meines Lebens!

Wie langsam die Zeit verstreichen kann, wenn man in der Ungewißheit des Lebens oder des Todes steht!

Nach der Nacht zum 6. September wurde ich von meiner Frau aufgeregt, zitternd vor Freude, in das Morgengrauen eines neugeschenkten Lebens gerufen.

Die treusorgenden Hände rissen mich ungestüm die Treppen hoch. Der kommende Tag blendete mir in die nachtgewohnten Augen. Plötzlich erfaßten sie mit gestochener Klarheit feldgraue Gestalten. Deutsche Soldaten!

Ihre Umrisse verschwammen für Sekunden wieder. Dann aber konnte mich meine Frau nur mit Mühe davor zurückhalten, daß ich nicht schreiend auf die Straße stürzte, vor Freude und Glück schreiend.

Noch an diesem Tage griff ich in mein verborgenstes Versteck. Die zitternden Hände entrollten eine Hakenkreuzfahne. Sie befestigten sie am Balkon und ich stand darüber — den Blick über die schmutzigen, winkligen Dächer hinweg in einen lichtvollen Himmel gerichtet.

In Lumpen und unter zerfetzter Fahne

Aber deutsch, treu und Tränen in den Augen — Rettung aus der Hölle von Beresa Kartuska

Draußen gleitet die Landschaft des Distrikts Lublin vorüber. Die Strecke führt zum größten Teil durch herrliches Waldgebiet.
Über die schwarzen Wipfel steigt die Sonne und taucht die weiten Landstriche in goldenen Glanz. Den ersten Schnee hat sie hier bereits in den letzten Tagen wieder fortgenommen.
Dafür sind die Gräben aus den Ufern getreten und stehen die Felder unter Wasser.
Die Hütten haben sich winterlich vermummt. Wände, Fenster und Türen sind strohverkleidet. Sie sehen ärmlich aus, diese Bauernkaten, aber verhältnismäßig sauber.
Zwischendurch bietet sich uns mit Izbiza erneut der Anblick trostloser Zerstörung. Hier ist kaum ein Haus neben dem anderen verschont worden. Überall ragen die rauchgeschwärzten Trümmer auf.
Die grelle Sonne verstärkt nur noch den Eindruck vollkommener Vernichtung. Licht und Schatten heben sich scharf von einander ab. Sie wechseln hier ineinander ohne Übergang.
Licht und Schatten; Leben und Tod.

Hellster Sonnenschein über Zamosc.
Die Stadt macht einen freundlichen und sauberen Eindruck. Vor allem läßt der Marktplatz mit seiner Laubenanlage und dem wuchtigen burgähnlichen Rathaus, zu dem breitausgreifende Freitreppen emporführen, eine geschmackvolle bauliche Komposition erkennen. Wir stellen auch hier wieder viele deutsche Einflüsse fest.
Die Bevölkerung ist in diesem Grenzbereich zum überwiegenden Teil ukrainischen Einschlags. Während einer kurzen Stadtrundfahrt werden wir daran erinnert, daß Zamosc früher einmal Universitätsstadt gewesen ist.
Der Sonderzug bringt uns anschließend nach Cholm.
Zwischen umgekippten und ausgebrannten Eisenbahnwagen blicken wir auf

aufgerissene Felder und eingedrückte Häuserfronten. Auch hier haben unsere Flieger ganze Arbeit geleistet.

Langsam rollen wir in Cholm ein.

In Reih und Glied sind die Volksdeutschen angetreten. Schlicht, fast ärmlich, ist die Kleidung.

Die Männer tragen schwarze, zum Teil schon arg abgeschabte Pelzmützen auf dem Kopf. In den harten Gesichtern kann man noch die Spuren der Schrekkenszeit lesen, die diese wackeren Männer und Frauen unter polnischer Willkür für ihr Deutschtum erdulden mußten. Hoch über ihnen flattert nun die Hakenkreuzfahne.

Das Tuch ist angefetzt, in ihre Augen ist aber der freudige Glanz der Siegeszuversicht getreten.

Da stehen auch noch die Männer vom Selbstschutz, in Zivil und mit entschlossenem Gesichtsausdruck. In den derben Fäusten halten sie die Flinten.

Es ist ein tief ergreifender Augenblick, als der Generalgouverneur diesen Getreuen des Deutschtums gegenübertritt. Der Führer der Volksdeutschen im Cholmer Land, Lindner, eine aufrechte Gestalt, der man an Haltung und Gebärde sofort den Deutschen anmerkt, vermag kaum zu sprechen. Tränen treten ihm in die Augen. Er braucht sich ihrer wahrhaftig nicht schämen. Es ist für ihn und seine Männer der stolzeste Augenblick ihres Lebens. Nun sind sie endlich daheim! Nun ist die Heimat zu ihnen gekommen! Bis in diesen weiten Osten hinein!

Die Volksdeutschen haben mit rührendem Eifer sogar eine kleine Musikkapelle zusammengestellt. Sie spielt das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied. Es sind schmetternd helle Klänge, und der Gesang, der über die Lippen strömt, läßt die Weisen zu einem gewaltigen Chor der Freiheit aufbrausen.

Nur wenige Schritte vom freien Bahnhofsplatz aus und über morastige Straßen hinweg glaubt man sich plötzlich in eine moderne Stadt versetzt.

In für polnische Wirrnis geradezu erstaunlicher Ordnung stehen hier eine Reihe stattlicher Bauten im Gelände aufgegliedert. Das Hauptgebäude ist nicht mehr ganz unter Dach gekommen. Die Arbeiten sind auch hier — sagen wir getrost — im Dreck stecken geblieben.

In diesen Gebäudekomplex wollte eines Tages die polnische Bahndirektion Ost ihren Einzug halten. Man hatte sogar großzügig einen Fünfjahresplan aufgestellt. Die Geschichte hat es anders gewollt. An der vieltürmigen Kathedrale vorbei mit den getrennt vom Kirchenschiff aufragenden Glockenstühlen und — Türmen treten wir im Kraftwagen eine Nachtfahrt nach dem größten Sägewerk Polens an.

Zwischendurch habe ich Gelegenheit, mit dem Führer der Volksdeutschen des Cholmer Landes zu sprechen.
Bescheiden, aber mit festem Klang der Stimme, erzählt er aus den Jahren des Leidens und der polnischen Willkürherrschaft.
Dieses Cholmer Land zählt 35000 Volksdeutsche. Sie haben sich nicht kleinkriegen lassen, obwohl den Polen jedes Mittel recht gewesen ist, die Minderheiten zu schikanieren und auszubrennen. Er greift nicht gern ins Einzelne. Schlicht vermerkt er, daß hier einer für den anderen eingestanden habe.
„Nicht große Heldentaten haben wir vollbracht! Wir haben uns im Kleinen zäh durchgebissen! Mit den letzten Jahren war dieser Terror freilich fast unerträglich geworden. Aber alle Drangsal hat es nicht vermocht, uns an unserem Glauben irre zu machen!
Wir wurden schließlich wie eine Herde Vieh zusammengetrieben und verschleppt. Es ging nach der berüchtigten Hölle von Beresa Kartuska."
Es sind grausame Erinnerungen, die er nun auffrischt, und sein Gesicht wird hart und verschlossen.
Sie wurden niedergeschlagen, sie wurden getreten. Wer schreiend vor Schmerzen liegen blieb, den ließen die Polen erbarmungslos sterben. War der Weg in die Hölle noch überstanden worden, so steigerten die Polen im Konzentrationslager ihre Willkürakte mit geradezu sadistischer Schadenfreude und verbrecherischer Lust am Quälen nur noch mehr. „Wir haben trotzdem alle Pein überstanden, freilich im Gesicht oder auf dem Rücken gezeichnet. Diese Wunden brennen uns als ewige Mahnmale im Fleisch!"
Am 16. September ist Lindner dann mit seinen Männern befreit worden, als die deutschen Truppen anrückten.
Ergriffen vernehmen wir, daß vier Volksdeutsche noch auf besonders tragische Weise kurz vor der Befreiung um das Leben gekommen sind. Bei einem Einzeldurchbruch gerieten sie zwischen die feuernden Linien und einige wurden noch von polnischen Maschinengewehren niedergemäht.

Es ist inzwischen vollkommen Nacht geworden draußen. Wir fahren über schlechte, holprige Straßen durch endlosen Wald. Über schattenhaften Umrissen schimmern am Himmel die Sterne.
Im Wagen herrscht Schweigen. Wir blicken über die Unendlichkeit dieser schwarzen Wälder in jene andere Unendlichkeit über uns. Aber unsere Blicke verflüchtigen sich nicht darin.

Aus der Dunkelheit blenden plötzlich unzählige Lichter auf. Es ist fast ein

Wald von Lampen, der die Anlagen des riesigen Sägewerks überstrahlt, von dem die Polen sagten, daß es das größte Europas sei.

An der Toreinfahrt weht die deutsche Hakenkreuzfahne. Posten des Selbstschutzes präsentieren die Gewehre. Wir befinden uns nur noch zwölf Kilometer von der Grenze entfernt.

Auch diese ausgedehnten Anlagen hatten sich unsere Flieger als Zielscheibe ausersehen und vorzügliche Treffer angebracht. Das alte Sägewerk ist vollkommen abgebrannt.

Das Werk war ein staatlicher Betrieb und stellte Parkett und Möbel her. Der Betrieb ist inzwischen wieder aufgenommen worden. Etwa für 1½ Millionen RM Fertig- und Halbfertigfabrikate wurden vorgefunden. Eine Dampfturbine treibt zwei vollautomatische Gitter an.

Das Werk verfügt auch über eigene Lichtversorgung; daher die geradezu märchenhafte Lichtfülle inmitten des ausgedehnten Waldgebietes von Cholm. Hunderte von Lichtpunkten um uns. Und über uns Milliarden Sterne.

Weichselbrücke bei Deblin gesprengt

Jetzt im Winter des Osten — damals in sengender Wüste — Auf den Spuren des Weltkrieges — Ein Erntefeld von Beutestücken — Magdeburger Brücke an der Weichsel

Von Radom aus stoßen wir in der Richtung nach der Weichsel vor.
Die Straße ermöglicht — für polnische Verhältnisse kaum faßbar — einen 70 km Stundendurchschnitt. Doch gemach, gemach — die Freude währt nicht lange. Leichter Schneefall läßt das Unheil von weitem noch nicht ahnen. Plötzlich geht es holterdiepolter.
Hier muß ein Kraftwagen eine stabile Angelegenheit sein. Von etwaigen Beulen am Hinterkopf der Insassen ganz zu schweigen. Wir schalten auf 40 km herunter.
Aus grauem Himmel wirbeln weiße Flocken. Auf Panjewagen schaukeln Bauern des Weges daher, die Pelzmütze tief und schief in das rotgefrorene Gesicht gedrückt.
Aus der weißen Fläche ragen dann und wann schwarze schlanke Kreuze auf, deren Mittelbalken zumeist noch ein zweites kleineres Kreuz tragen.
Wir passieren eine Telegraphenbaukolonne. Die Männer hängen wie Traubenbündel an den Stangen. Matt schimmern die Drähte.
In Jedlinsk ist soeben die Schule aus. Die Kinder springen vermummt und verpackt zur Seite.
Auf primitivem Rollengestell schleppt ein Steppke mit rauchendem Atem Waldholz herbei. Herrlicher Kiefernbestand nimmt uns auf. Inmitten dieses Waldparadieses liegt Kozienice, weiß und warm gebettet. Wir biegen links ab. Zur Rechten deuten Kreuz und Stahlhelm ein Soldatengrab an. Der Schnee hat den Hügel fast eingeebnet. Um so schärfer heben sich Kreuz und Helm ab. Es ist eine stille Stätte der letzten Ruhe.
Hinter Kozienice müssen wir sogar auf 15 km herunter. Es öffnet sich Schlagloch an Schlagloch. Der Wagen knackt in den Federn. Dabei können wir noch froh sein, überhaupt vorwärts zu kommen. „Langsam fahren ist immer noch besser, als zu Fuß gehen zu müssen!“, meint ein alter Eisenbahnpionier. Er erinnert sich dabei an die Zeit, da er beim Bau der Bagdadbahn mitgewirkt hat.

„Kilometerweit mußten wir durch den Wüstensand im Schneckentempo kriechen und kamen oftmals nur noch auf den Felgen am Ziel an. Aber die Strekken laufen zu müssen, wäre eine Höllenqual gewesen!“
Wir verweilen noch einige Minuten bei den Erinnerungen meines Nachbarn. „In den Wüstengegenden fehlte es vor allem an Schotter für den Bahnbau. Mühsam mußte er von den Eingeborenen in den Körben herangeschleppt werden. Sie bewiesen darin jedoch eine außerordentliche Zähigkeit. Bis aus 30 km schleppten sie die gefüllten Körbe herbei und erhielten je Korb ihre Entlohnung. Dabei muß man sich die Hitze in jenen Breitengraden vergegenwärtigen. Dort schwitzt man selbst stilliegend. Wir haben oft in Erdlöchern Zuflucht gesucht, die wir drei Meter tief aushöhlten und in die wir uns regelrecht vor der sengenden Sonne verkrochen.“
Unser Blick streift durch das Wagenfenster ein Waldstück, das wie eine Wunde offen klafft. Polnischer Raubbau hat ein breites tiefes Loch hineingehauen. Von Aufforstung bemerken wir jedoch keine Spur. Typisch polnischer Zustand. Der Präsident mir zu Seite erzählt weiter, daß er dann drei Jahre in Albanien tätig gewesen und später mit der Generaldirektion für die Öffentlichen Bauten betraut worden ist. Er spricht davon nicht selbstgefällig, sondern führt es vielmehr als bescheidenes Beispiel dafür an, wie sich deutsche Tüchtigkeit und Vertrauenswürdigkeit immer wieder in der Welt durchzusetzen vermögen. Die albanische Regierung räumte ihm — sehr zum Ärger der Engländer — als dem einzigen Ausländer im Rahmen seiner Vertrauensstellung größte Vollmachten ein.
Das war nicht mit schmeichlerisch-schönen Worten, sondern durch Zupacken und die Tat erreicht worden.
Während die anderen beispielsweise in den Büroräumen am grünen Amtstisch hocken blieben, ist er bis 80 km täglich geritten und hat dadurch Land und Leute kennengelernt. Diese deutsche Gründlichkeit ließ ihn auch weit erfolgreicher die Aufgaben und Schwierigkeiten meistern.
So kam er eines Tages an einen Holzbrückenbau, mit dem die Einheimischen absolut nicht fertig werden konnten oder auch wollten. Kurz entschlossen griff er selbst mit zu und in vier Wochen stand die 150 Meter breite Brücke. Unter seiner Leitung sind noch viele Brücken in Albanien gebaut worden. Über 1500 km Straßen wurden nach seiner Weisung in das Land hineingelegt. Auch an Bahnbauten wirkte der Pionier deutscher Leistung führend mit.

Der Winterwald liegt hinter uns. Weit dehnt sich die Weichselniederung. Weiden wachsen längs der Straße.
Eine Radfahrpatrouille unserer Soldaten schwenkt seitlich ein. Nach einigen

DAS FLORIANSTOR DER ALTEN STADTBEFESTIGUNG KRAKAUS

GASSE DES DEUTSCHEN SALZGRAFEN HANS BONER AM

MITTELALTERLICHES HAUSTOR DER KRAKAUER ALTSTADT

GRABTAFEL DES DEUTSCHEN KAUFMANNES SEVERIN BONER IN DER KRAKAUER GOTISCHEN MARIENKIRCHE

Minuten passieren wir ein verschneites Dorf. Die Hütten erscheinen mehr als reisigverkleidete Häufchen, kaum — daß Fenster und Türen zu entdecken sind. Dazwischen haben Krieg und Feuer einige Katen ausgebrannt. An einem Haus lehnt bereits wieder ein Baugerüst. Weiter vorn erspähen wir in den besetzten polnischen Gebieten zum ersten Male eine Wassermühle. Über das hölzerne Rad quirlt dunkle Flut.
Dicht hinter Wrzeznica stoßen wir auf eine Seitenbahn der Hauptlinie Radom—Brest-Litowsk. Sie schneidet eingleisig in das Waldgebiet ein, das uns indessen wieder umgibt. Der Wald- und Heidestrich huscht jedoch rasch vorüber. Auf freiem, weidenbegrenztem Plan kreuzt das Schienenpaar der Hauptstrecke Radom—Brest-Litowsk unsere Straße.
Zur Rechten ist die Strecke plötzlich unterbrochen. Hier wurde die ursprüngliche Brücke während des Weltkrieges zerstört. Man hat kurzer Hand daneben eine neue Holzbrücke geschlagen, deren Doppeljoche auf russische Arbeit schließen lassen.
Die Polen haben es aber nicht für nötig gehalten, inzwischen etwa die Trümmerreste aufzuräumen.
An einem alten verfallenen Fort vorüber, nähern wir uns Deblin. Trotz des Schnees weidet zur Linken ein Junge eine Kuh auf dem Feld. Sie kratzt nach den kümmerlichen Grasresten, die an den dünnen Schneestellen noch hervorlugen. Ausgebrannte Häuser sind notdürftig mit Brettern verschlagen. Längs der Bahnstrecke laden unsere Soldaten wärmendes Stroh ab.
Hinter dem Wegweiser zur Zitadelle sind auf freiem Feld in Reih und Glied Hunderte von Beutegeschützen aufgefahren worden. Darunter mächtige Brokken. Auch ein Erntefeld.

Die kopfsteingepflasterte Straße steigt zur Weichselbrücke an. In einer Länge von hundertundvierzig Meter überspannt die riesige Brücke, den an dieser Stelle besonders breiten Strom. Fünf mächtige Steinpfeiler tragen die stählernen Einzelbogen von je achtzig Meter Länge.
Über uns sperren den Blick gewaltige, scharfgekantete Eisenträger; unter uns wälzt die Weichsel ihre grauen, schmutzigen Wasser dahin. Jetzt ist das breite Strombett mit winterlicher Flut angefüllt, die sich wild schäumend an den steinernen Pfeilern bricht. In den Sommermonaten bleiben fast nur Rinnsale übrig.
Die Polen haben die Sprengung auf der Seite nach Deblin vorgenommen. Obwohl die Unterbrechung des Bahnverkehrs erreicht worden ist, sind sie doch auch hier wenig glücklich vorgegangen. Die Sprengladung wurde oberhalb angebracht, so daß es nur Trägerrisse setzte.

Die leichteren Fahrzeuge unserer Truppen konnten die Sprengstelle noch passieren. Sie hängt etwa achtzig Zentimeter durch.
Jetzt ist man dabei, Behelfsträger einzubauen. Den Bauzug hat man so dicht, wie nur möglich herangefahren.
An den zerfetzten Verbindungsträgern klammern die Männer des deutschen Bautrupps. Schweißflammen sprühen helles Feuerwerk. In das Wasser sind zur Sicherheit mächtige Pfahljoche gerammt worden.
Die deutsche Baufirma schafft Tag und Nacht, denn die Ausbesserungsarbeiten sollen noch vor Weihnachten abgeschlossen werden.
Dieser Brückenbau und der zweite bei Warka über die Pilica erschließen die Bahnverbindungen dreier Distrikte — Krakau, Radom und Warschau. — Die Arbeiten sind durch den Einsatz deutscher Baufirmen trotz größter Schwierigkeiten in erstaunlich kurzer Zeit geschafft worden.

Wir fahren am Weichselstrom entlang.
Die Schneeschicht ist dünner geworden und verschwindet schließlich ganz. Grell tritt die rotbraune Farbe des Ufergestrüpps hervor. Nur vereinzelte Bäume recken ihre kahlen Äste in den bleiernen Himmel hinein.
Flach verläuft die Niederung nach beiden Seiten. Um so gewaltiger hebt sich das breite Strombett ab. Strudelnd drängen die Fluten an den knappen Uferböschungen vorbei und verfangen sich nur widerwillig in toten Seitenarmen.
Wieder begrenzen Weiden unsere Straßen. Zertrümmerte Maschinen und hallenartige Aufbauten lassen nach der anderen Seite auf einen Flugplatz schließen. Über kleine geduckte Bauernkaten taucht der zweitürmige Prunkbau einer Kirche auf.
Drüben liegen Kasernen in einem Waldstreifen versteckt. Sie sind von den Polen verhältnismäßig gut getarnt angelegt worden.
Wir gelangen auf einen Marktflecken mit windschiefen Holzbuden. Pulawy ist vom Krieg schwer gezeichnet. Überall schwarze Brandruinen.
Über die sogenannte Magdeburger Brücke, die Magdeburger Pioniere als Verbindungsbogen zur Hauptbrücke geschlagen haben, kreuzen wir wieder die Weichsel und fahren nach Radom zurück.
Im Dämmerschein begegnen uns zwei deutsche Lastkraftwagen, vollbepackt mit Postsäcken.
Da rollt die Heimat vorüber. Wieviel Grüße und Päckchen von den Lieben daheim!
Über Weichsel, Wälder und Berge hinweg sind sie bei uns und wir bei ihnen.
Der Horizont hebt sich nur noch als fahler Schimmer ab. Wir halten auf ihn zu. Dort ist Westen. Dort schlägt das Herz Großdeutschlands.

Hier fielen ein Major und sieben Mann

Acht Birkenkreuze am Waldrand der Lysa Gora

Es ist die Straße von Kielce nach Warschau. Sie schneidet fast schnurgerade durch das flache Land. Die Polen haben sie erst in den Jahren 1937 bis 1939 ausgebaut. Daher der ausnahmsweise gute Zustand.
Eine Reihe Panjewagen holpert uns auf dem Sommerweg entgegen. Der Atem der Pferde dampft. Die Bauern sind auf der Fahrt zum Pferdemarkt in Kielce. Zeit und Entfernung spielen bei ihnen anscheinend keine Rolle. Man erzählt uns, daß sie mitunter bis 150 Kilometer zurücklegen und nicht selten drei bis vier Tage unterwegs sind.
Am Rande ducken sich auffallend kleine Holzhäuser. Sie machen einen ärmlichen Eindruck.
In Ermangelung von Straßenbäumen hat man die Telegraphenstangen weiß markiert. Zur Rechten ist ein Wagen in den Straßengraben abgerutscht.
Im Hintergrund hebt sich als blauschwarzer Streifen der Wald der Lysa Gora ab. Aus Haufenwolken tritt die Sonne hervor und überflutet die Felder mit glitzernden Strahlenbündeln. Die Augen schließen sich unwillkürlich geblendet. Wir fahren schweigend durch diese weiße flimmernde Winterwelt.
Weiter vorn stoßen wir auf die ersten Spuren des Kampfes.
Ein ausgebrannter polnischer Tank lehnt am Hang. Von vereinzelten Häusern sind nur noch Feuerstelle und Schornstein übrig geblieben. Alles andere loderte in Schutt und Asche auf. Die Schneedecke verhüllt die Mauerreste. Die Asche wurde längst vom Winde verweht.
Die Wälder der Lysa Gora rücken näher. Schon heben sich die Baumwipfel spitz gegen den blauen Himmel ab. Irgendwoher steigt Rauch empor. Eine feierliche Stille nimmt uns auf.
Die Wagen parken auf verschneiter Straße. Rasch treten wir uns die Füße etwas warm. Ein kalter Luftzug schneidet ins Gesicht. Wir befinden uns allein im weiten weißen Raum.
Drüben beginnt der Wald der Lysa Gora. Kränze und Blumen werden herbeigetragen. Schweigend schreiten wir über das schneeverharschte Feld.

Dann stehen wir plötzlich vor einer Reihe deutscher Soldatengräber. Hier ruht ein Major mit sieben seiner Männer.
An schlichten Birkenkreuzen sind die holzgeschnitzten Namenstafeln angebracht. Da lesen wir Major Stutterich, Oberschütze Friedrich und die Schützen M. Claus, H. Elendt, A. Godebardt, R. Rosemann, M. Nitsche und K. Erdmann. Die Grabhügel hat der Schnee eingebettet. Nur die Stahlhelme ragen heraus. Hinter den Kreuzen leitet vereistes Gestrüpp in das Waldgebiet über.
Dort drüben befindet sich der Steinbruch Barcza. Über der steilen Wand hatten sich die Polen verschanzt und beherrschten mit ihren Maschinengewehren die Straße. Es galt, das Nest zu nehmen. Der Major und seine Soldaten vom Kavallerie-Schützen-Regiment 7 setzten zum Sturm an.
Es entspann sich ein heftiges Feuergefecht. Knatternd zerrissen die Schüsse die Stille des Waldes. Die Polen setzten sich verzweifelt zur Wehr. Dem Schneid und der Taktik unserer Soldaten waren sie aber auch hier nicht gewachsen. Das Maschinengewehrnest wurde rasch genommen.
Auf dem Felde der Ehre blieben ein Major und sieben Mann. Das war am 6. September 1939.

Der Generalgouverneur ist dicht an die Grabstätte des Majors herangetreten. Er legt einen Kranz nieder. Ernst ist sein Antlitz. Ergriffen verharrt er angesichts des Opfermutes dieser deutschen Soldaten. Stumm grüßt er über die Gräber, aber seine Augen sprechen.
Hätten diese hier nicht ihr Leben eingesetzt, so ständen wir heute nicht hier. Den Blitzsieg über die Polen danken wir vor allem unseren tapferen Soldaten! Doch wir tragen ihr Vermächtnis und stehen mit unseren Taten dafür ein. Ihr Heldentod wird niemals umsonst gewesen sein!
Wir hören diese Worte nicht, die wie ein Schwur klingen, aber wir empfinden mit gleichem Herzschlag.
Der Generalgouverneur tritt an jeden einzelnen Grabhügel heran und legt Blumensträuße neben die Stahlhelme. Es sind Grüße der deutschen Heimat. Wir verweilen noch einige Augenblicke bei den Kameraden, die nun die Erde deutschen Hoheitsgebietes deckt. Wir halten stumme Zwiesprache mit ihnen und reichen ihnen die Hand zum Abschied.
Vom Wald herüber hallt der Gruß zurück.
Der Wind trägt ihn brausend über die Wipfel, die weißen Hügel und das endlos weite Feld.

Sowjet-Delegierte machen Kinderaugen

Zum ersten Male Gebirgswelt erlebt — Besuch aus dem Moskauer Flachland

In Krakau ist Sowjetbesuch eingetroffen. Das gab es damals noch!
Eine Delegation. Sie gilt der raschen Klärung der Umsiedlerfragen.
Nachdem ich schon bei den verschiedenen Grenzbesuchen Sowjetrussen jenseits des Bug und San gesehen und durch das Glas beobachtet habe, bietet sich nun zum ersten Male die Gelegenheit mit diesen sonst so zurückgezogenen Nachbarn auch einmal zu sprechen.
Der Dolmetscher und ich — wir geben uns alle Mühe. Es geht wie über lauter Wurzelstöcke! Man muß hüben und drüben Obacht geben, nicht darüber zu stolpern. Die Sowjetrussen äußern nur das Notwendigste und das auch erst nach Pausen längerer Überlegung. Die zumeist breiten wulstigen Lippen bewegen sich weit schwerfälliger, als unsere Sprache zu fließen und zu klingen gewohnt ist.
Über derbknochigen Gesichtern stehen die Haare mitunter etwas eigenwillig ab. Es scheint so, als kämen sie nicht täglich mit Kamm und Bürste in Berührung. Mit den Händen reden sie noch weniger. Ich hatte, wenn auch nicht gerade das Gegenteil, so doch mehr östliche Lebhaftigkeit erwartet. Vielleicht liegt das an der Luftveränderung; ich meine — Krakau war damals noch nicht in einem Atemzug mit Moskau zu nennen und umgekehrt. Wenn sie eine Geste einschalten, dann kann man sie nicht immer als ganz gelungen bezeichnen.
Das Unergründlichste jedoch sind die Augen; von ihnen fühlt man sich am allerwenigsten angesprochen. Das schließt hier und da ein impulsives Aufleuchten nicht aus. Zumeist aber glaubt man in die rätselvolle Weite russischer Steppen zu blicken.
Über was wir uns unterhalten haben?
Na, sagen wir — über das Wetter. Das ist auch unter Delegationen ein dankbares Thema...
Ja, es waren recht einfache Menschen, die uns da in zumeist dunkelblauen gleichartig zugeschnittenen Anzügen gegenübertraten. Dabei konnte man letztere nicht etwa als eine Art Diplomatenuniform bezeichnen. Jedenfalls machten

sie einen frisch verpaßten Eindruck und dementsprechend auch einen delegationsfähigen.
Beim Zur-Hand-nehmen von Messer und Gabel zögerten manche etwas. So schien es mir. Nach dem Osten zu werden nun einmal — bei der breiten Masse der Polen angefangen — solche Utensilien der Zivilisation seltener. Ihr Gebrauch ist dann weniger eine Frage des Anstandes, als vielmehr der Übung. Ich bemühte mich, meinem Nachbarn ein möglichst anspornendes Beispiel zu geben.

Doch wir sollten noch mehr Gelegenheit haben, diese Menschen von Mensch zu Mensch kennen zu lernen.
Den Besprechungen folgt eine Fahrt nach dem weltberühmten Tatra-Kurort Zakopane; es ist zugleich mein erster Vorstoß in einen der landschaftlich schönsten Teile des Generalgouvernements.
Über den Zinnen der Burg Krakau flammt Frührotschein. Die Türme der Stadt flimmern gleißend auf.
Vom Bahnhof aus rollt der Sonderzug über die schimmernde Schleife der Weichsel in einen Sonnentag hinein.
Schon bald hinter Skawina wird die Landschaft hügeliger. Die Strecke steigt an und windet sich in knappen Kurven bergwärts. Diese Kurven sind nur mit vierachsigen Wagen passierbar. Dabei erreicht die Steigung des öfteren das Verhältnis 1 :20.
Auf 145 Kilometer werden nahezu 1 000 Meter Höhenunterschied überwunden. Der Blick gleitet über die Felder, Hügel und Wälder. Die umgepflügten Schollen des Ackers glänzen fett im grellen Sonnenschein. Dunkel heben sich die Wälder vom hellblauen Himmelshintergrund ab.
Dazwischen tauchen Hütten auf, zumeist nur mit einem Fenster und einer Tür. Diese Bauernkaten machen aber bei aller Bescheidenheit einen verhältnismäßig sauberen Eindruck. Die Dächer sind hier nicht mehr mit Stroh gedeckt. Sogar Ziegelsteine leuchten auf. Die Fenster schrumpfen freilich mitunter zu Gucklöchern zusammen. Später werden mehr und mehr Hütten mit dem Sonnenzeichen und dem für Goralenbauten typischen hölzernen Vorbau sichtbar. Wir rollen in den Siedlungsraum der Goralen. Sie stehen in ihrer buntfarbigen Tracht am Bahndamm und winken uns freudig zu. Klein und groß. Wir sind auch hier die Befreier von polnischer Knechtschaft und chauvinistischer Drangsalierung.
Kalvaria liegt hinter uns. Die Strecke verläuft im Bogen um den gleichnamigen Klosterbau, dessen Türme weit und weiß in das Land lugen. Auf Höhen und Hügeln stehen rundum eine Fülle kleiner Kapellen verstreut.

Die Talfluchten werden enger; die Hänge rücken näher zusammen. Sonnenstrahlen umfassen spielerisch die Baumstämme und malen Tupfen auf den nassen Waldboden. Dann wieder schieben sich braune Ackerstreifen in das Blickfeld. Über allem liegt die Stimmung winterlichen Friedens.
Und doch spricht uns schon wenige Kilometer weiter der Krieg an. In Sucha haben die Polen die Brücke gesprengt. Daneben wurde inzwischen eine behelfsmäßige Holzbrücke gebaut. Weiter oberhalb brannte der Bahnhof von Jordanow vollkommen aus. Nur noch verrußte Mauerreste ragen auf.
Hinter leeren Fenstern ist keine Spur von Leben mehr.
Nach Chabowka passieren wir Neumarkt, den buntbewegten Marktflecken des Goralengebietes.
Immer deutlicher heben sich die schneegekrönten Kuppen ab. Vornauf spitz und verwegen der Giewont und Kasprowy. Bizarr und zerrissen treten die Kämme hervor. Wir sind dicht unter der 1000 Meter-Grenze und haben das Plateau von Zakopane erreicht. Ringsum fallen Hänge ab und steigen Höhen an. Ein wahres Paradies für Bergsteiger und Skiläufer!
Der Bahnsteig von Zakopane grüßt im bunten Fahnen- und Girlandenschmuck. Das Tuch mit dem Hakenkreuz knattert hell im heftigen Winde über Hammer und Sichel.
Die Sowjetrussen freuen sich sichtlich über den herrlichen Sonnentag, die grandiose Bergwelt und den farbenfrohen Flitter.
In leichten Panjewagen der Goralen fahren wir durch die breite Hauptstraße des Kurortes. Auf den Kutschböcken hocken Goralen in bunten Jacken und Hosen, auf dem Kopf den schwarzen, runden, breitkrempigen Hut. Sie sehen verwegen aus und knallen lustig mit der Peitsche.
Es geht durch einen Torbogen, der aus rohen Baumstämmen kunstvoll zusammengefügt worden ist.
Über die Dächer der Häuser schauen die Schneegipfel herab. Nach Süden schmiegt sich die funkelnde Tatrakette an. Aber auch nach den übrigen Seiten steigen wuchtige Bergrücken auf.
Am rechten Hang spießt ein weißer Pfeil in den blauen Himmel. Neben ihm hebt sich ein steinernes Berghaus vom Waldhintergrund ab. Der Pfeil erweist sich bei näherer Betrachtung als riesige Fahnennadel. Sie stand einmal in Paris. Ebenso das Berghotel. Beide sollten auf der Weltausstellung für die polnische Industrie werben. Die Fahnennadel ist inzwischen vom Sturm umgelegt worden.
Eine Standseilbahn hebt uns hinauf zur Gubalowka, der später deutsch bezeichneten Sonnbergalpe.
Hinter uns schrumpfen die Häuser von Zakopane zur Winzigkeit zusammen.

Dafür rücken wir in das Reich der Bergriesen auf. Oben angekommen öffnet sich uns ein prachtvoller Ausblick über das Zakopaner Plateau und hinüber auf die Schneegebirge des glitzernden Tatragürtels. Damit hat sich Zakopane den schönsten Schmuck angelegt.

Die sowjetrussischen Gäste, die zum überwiegenden Teil aus dem Flachland um Moskau stammen, nehmen dieses großartige Bild staunend wie Kinder in sich auf.

Der Sowjetrusse neben mir kann das Wunder kaum fassen. Abwechselnd blickt er von dem gewaltigen Panorama in die stabile Kabine zurück, die ihn so sicher in die grandiose Bergwelt emporhebt; dann wieder hinüber auf die flimmernden Höhen. In seinem breiten Gesicht steht ehrliches Erstaunen. Er versäumt es bei der Fülle der Eindrücke einen anderen Ausdruck aufzublenden. Freier fließen Bewegung und Sprache. Das Offizielle ist in winzige Falten der Stirn zusammengeschrumpft. Die derbe Hand, die unversehens darüberwischt, vermag sie jedoch nicht zu glätten. Vielleicht hatte sie auch garnicht die Absicht. Augen und Mund überwiegen jedenfalls in ihrer staunenden Offenheit, als wollten sie zu verstehen geben, um die Herrlichkeit solcher Bergwelt zu erleben, mußte unser Herr und Gebieter erst Delegationsmitglied werden, denn wir stammen — wie gesagt — aus den Niederungen Moskaus und kannten bis heut keine Gipfel.

Einen solch kühn in die Wolken hineinragenden, wie dort drüben, schon garnicht. Steil strebt die Jähe Wand 1900 Meter hoch himmelwärts. Daneben und dahinter schließen sich Zwei- und Dreitausender an, Schnee flimmert auf den scharfgekanteten und gezackten Eisrücken.

Mit den Sowjetrussen verbringen wir den Nachmittag hier oben auf der Gubalowka. Ist es das großartige Berg-Erlebnis, ist es die Höhenlage...? Die Reden gehen munterer von Stapel.

Manchmal sprudeln sie wie unruhige Wasser aus tiefen, überwucherten Felsengründen hervor und überplätschern im ersten Sonnenstrahl schillernd das rauhe Gestein.

Wenn man mich fragen würde, ich wüßte heute dennoch nicht mehr, was damals alles gesprochen worden ist. Stürzende Bergwasser stauen sich höchst selten an, verstrudeln vielmehr rasch in Rinnen.

Nur einer Episode erinnere ich mich noch. Sozusagen am Rande des Zeitgeschehens. Es war eine kleine Wortblänkelei, ein Augenblicksbild, das in der Ereignisse wechselvoller Flucht mitunter ebenso brillant wie es aufblendet auch wieder verblaßt...

Während draußen über den Schneegipfeln der Abend hereinbricht und die Tatrakette rot aufglüht, klingt die nationale Marschweise „Wir fahren gegen

Engelland" durch den Raum. Ein Dolmetscher übersetzt den Sinn der Worte dem sowjetrussischen Nachbarn zur Linken. Der grinst verschwommen über das ganze Gesicht und entgegnet mit listigem Augenzwinkern: „Auf dem Schiff möchte ich auch fahren...!"

Heute meine ich — dieser Sowjetrusse war der einzige Diplomat seiner Delegation. Gemessen an seiner Scheinheiligkeit.

Im glitzernden Winter der Hohen Tatra

Entdeckungsfahrt durch das Tal der Strażyska

Bei einem späteren Besuch von Zakopane sind wir auf Skiern in den Bannkreis der Jähen Wand, dieses steilsten Gebirgsstückes unserer Seite des Tatramassivs, vorgestoßen. Es war eine unvergeßliche Entdeckungsfahrt durch das verwehte Tal der Strazyska.

Gleich einem Ring umschließt den Eindringling zunächst ein dichter Waldgürtel. Sein silbernes Schloß ist ein schneegeschmückter Schlagbaum, dessen Riegel in das Blau des Himmels weist.

Zu beiden Seiten bleibt eine gute Weile der weiße Wald schweigsamer Weggenosse. Wohl schüttelt hier und dort eine der schlanken Fichten ihr weißes Haupt, wenn die unsichtbare Hand des Windes darüberfährt — dann fallen glitzernde Strähnen auf unsere Schultern, doch das Wispern und Raunen eines lebensvollen Sommers, das uns hier gewiß viel zu erzählen wüßte, verschluckt der dichte Faltenwurf des Schneemantels. Kein Wunder, daß sich die Bäume bei der Kälte so vermummt haben!

Umso munterer sprudelt die Strazyska unter dem Eis fürwitzig hervor. Es ist ein steiniger Weg, den sie sich ausgesucht hat; voller Stufen und Stürze. Die blinkenden Eisarme haben es nicht vermocht, die quirlenden Wasser ganz in ihre Gewalt zu zwingen. Sie scheinen sich darüber noch lustig zu machen, so blubbern sie fröhlich vorüber.

Aber auch uns drängen sie sich eigenwillig in den Weg. Balken und Brücken schlagen ihnen jedoch ihrerseits ein Schnippchen und lassen tief unter sich, was da übermütig einherschäumt.

Langsam schlürfen wir bergan. Das Tal verengt sich. Die Felsenhänge der beiden Seiten rücken dichter zusammen. Schließlich bleibt nur noch für die wilde Strazyska und uns Platz.

Der Waldbestand wird spärlicher. Über die Höhen recken sich bizzare Felsenspitzen. Wie drohende Fäuste heben sie sich schwarz vom Hintergrund ab. Der Wind hat die in der steinigen Schroffheit nur kümmerlich haftenden Schneereste längst herausgefegt.

Ein Felsenkopf dicht vor uns hält den blanken Schädel etwas schief, als lausche

er verwundert in das Tal herunter. Wir wissen nicht, ob es uns gilt oder dem nahenden Schlittengeläute. Dieser Schlitten aber ist ein Baumstamm, der auf zwei Kufen lastet und auf dem ein Gorale in seiner buntverzierten Volkstracht hockt. Den verwegenen Bart hebt Rauhreifgerinsel noch besonders aus dem derbknochigen Gesicht hervor. Die schwarze Schale der traditionellen Behütung stülpt nicht minder unternehmungslustig darüber.
Im Vorbeirutschen knallt der Bursche munter mit der Peitsche in das liebliche Geläute. Wie ein Windzug ist er rasch vorüber.

Mühsam durchstoßen wir einige Schneewehen. Der Wind kommt stärker auf und treibt Flocken vor sich her. Der Himmel hat sich für Augenblicke überzogen. Aus der Höhe dringt ein Klang wie Orgelton. Wir blicken auf und wie zur Bestätigung unserer Vermutung entdecken wir an der rechten Felsenwand einen gefrorenen Wasserfall, dessen schillernde Säulen den langgezogenen Pfeifen einer Kirchenorgel gleichen. Der Wind greift stürmischer in ihre Tasten. Die Töne wirbeln lebhafter durcheinander. Dann bricht die himmlische Musik im jähen Akkord ab.
Die brauende Wolkenschicht zerreißt wieder und steil ragt vor uns im Talausschnitt die Jähe Wand auf. Letzte Wolkenfetzen verfliegen um das Kreuz des Gipfels. Funkelnde Sonne gleitet an ihm herunter.
Uns erreicht sie nicht. Noch schluckt das Tal die Strahlen auf, das sich beim weiteren Anstieg fast zur hohlen Gasse verengt.
Es kommt aber der Augenblick, da treten wir ins Freie hinaus und vor uns erhebt sich das Felsenmassiv in seiner ganzen Wucht und Ausdehnung. Wir halten staunend inne und lassen das gewaltige Bild auf uns wirken.
Scharf reißt die dunkle Waldregion ab; darüber türmen sich nur noch Felsblöcke, in deren Rinnen Schnee und Eis klammern. Das verleiht der Jähen Wand um so steileren Anschein.
Dort kommt jetzt keiner hinauf! Nur die Wolken brodeln daran empor. Es sind flüchtige Schleier, die den majestätischen Kegel umhüllen; Wind und Sonne ziehen sie von den gleißenden Schultern immer wieder fort. Erhaben reckt sich der Gipfel über dieses neckische Spiel. Und von den Menschlein zu seinen globigen Füßen nimmt er schon gar keine Kenntnis.
Wir aber kauern uns an die Wand einer der kleinen geduckten Schutzhütten und verweilen in den gewaltigen Anblick versunken. Es ist eine Stunde der Erholung, aber auch der Andacht.
Im tastenden Sonnenlicht funkelt über der Jähen Wand das Kreuz des Allmächtigen und aus der Tiefe des Tales brausen wieder die Klänge der gläsernen Orgel herauf...

Industriewerk sollte in Flammen aufgehen

Die Polen waren aber nicht schnell genug

Aus weißer Winterlandschaft ragen schwarze Schlote.

Jenseits der Kamienna liegen die Industriewerke von Starachowice. Wir passieren die Brücke. Zur Rechten erstreckt sich der Bahnhof. Am Gebäude flattert die Hakenkreuzfahne.

In den engen Straßen herrscht reges Treiben. An einer Ecke bestaunt Klein und Groß ehrfürchtig einen deutschen Panzer. Ja, das sind Sächelchen!

Unser erster Besuch gilt einem Hochofen. Behäbig und plump ragt das Mauerwerk auf, umgeben von Röhren, Kesseln, eisernen Trägern und Stegen. Hoch oben grüßt die Fahne des Großdeutschen Reiches. Der Hochofen ist vor zehn Tagen wieder angeblasen worden.

Seitlich erhebt sich das alte Maschinenhaus. An ihm sind noch Einschüsse aus dem Weltkrieg von 1914 zu erkennen. Die Polen hat das, wie so manches andere, nicht weiter gestört.

Der nächste Gebäudeblock enthält das Walzwerk. In der Graugießerei ist der Betrieb seit einer Woche wieder aufgenommen worden. Man walzt zunächst Handelsware, Werk- und Konstruktionsstahl. Die Anlage ist nach unseren Begriffen veraltet. Erst seit einem Jahr beispielweise besteht elektrischer Antrieb. Ein Gang durch die Werkhallen läßt den Unterschied gegenüber den modernen Anlagen deutscher Industriewerke nur zu deutlich erkennen.

In diesem Zusammenhang erfährt man unter anderem, daß sich die Erzgruben zum guten Teil in bäurischem Besitz befinden. Während der Wintermonate werden diese Bauern zu Bergleuten und gewinnen das Erz auf ebenso primitive Weise. Wie sonst mit den Kartoffeln oder Rüben auf den Markt und Bahnhof, so rollen sie dann tonnenweise das Erz auf ihren Panjewägelchen heran.

Wir wohnen einem Abstich bei. Flammend schießt das flüssige Eisen hervor. Gleich einem Feuerwerk sprühen Funken auf. Brodelnd und zischend ergießt sich die Glut in die Formen. Über die Gesichter rundum huscht heller Widerschein. Rot glühen die offenen Flächen nach. Nur langsam erkalten die Werkstücke zu endgültiger Form.

In der Nähe der Bahnanlagen besichtigen wir ein weiteres ausgedehntes In-

dustriewerk wesentlich moderneren Ausbaus. Hier hat es einige Treffer gesetzt. Die Hallen gähnen leer; die Drehbänke stehen noch still.
In diesem Werk sind polnische Geschütze und Feldhaubitzen hergestellt worden. Einige „Musterexemplare“ hat man in einer der Hallen abgeprotzt. Sie kamen gar nicht mehr zum Schuß. In Reih und Glied liegen die Geschützrohre, die Teilstücke, die Kupferringe... so wie der Produktionsgang jäh unterbrochen worden ist.
Bei allem Funkeln und bei aller Griffbereitschaft bleibt diese militärische Aufreihung eine Parade der Ohnmacht.
Es ist zugleich ein symbolisches Bild für die Wehrmacht des früheren Polens überhaupt. Mit diesen Dingen glaubte es sich leichtfertig und selbstüberheblich in Szene setzen zu können — ein Spaziergang nach Berlin sollte ja der ganze Feldzug sein — man hat jedoch rasch genug gemerkt, wie leicht aus solchem Spiel bitterer Ernst werden kann. Unvernünftigen muß eben wie Kindern auf die Finger geklopft werden.
Die Polen haben versucht, diese Industrieanlage selbst in Brand zu stecken. Es ist aber bei einem Versuch geblieben. Die Sprengung der Öl- und Benzinlager hat nur die Kontrollstationen zerstört. Zu einem Großfeuer langte es nicht. Dazu waren unsere Soldaten zu schnell da.
Der Posten am Eingang grüßt; auf der Brust heftet das Hoheitszeichen des Großdeutschen Reiches. Stahlhelm und Bajonett funkeln im Sonnenglanz.
Auch dieses Werk gehörte einmal zu dem sogenannten Dreieck der polnischen Sicherheit. Der stumme soldatische Gruß des deutschen Posten straft diese polnische Propagandaprägung Lügen. In wenigen Tagen war dieses Dreieck der Sicherheit besetzt.
Auch ein geschichtliches Beispiel für Theorie und Praxis.

„Staatsfeind" Lore Jenkner

Das tapfere Sterben einer volksdeutschen Lehrerin

Lore — das war ein Prachtmädel! Wer sie gekannt hat, wird sie nie vergessen. Vor allem werden das die Knaben und Mädel nicht, denen ihre ganze junge Liebe galt.

So erzählte man mir. Und ich merkte am Klang der Stimmen — hier schwang das Herz mit.

In Neu-Sandez hatte sie die volksdeutsche Jugend zusammengefaßt und über ihre Tätigkeit als Lehrerin in Stanislau hinaus galt ihr unermüdlicher Einsatz der Pflege des Deutschtums in ihrer Vaterstadt in der Niederung des wildschäumenden Dunajec. Jung war sie noch — freilich, aber schon eine Mutter zu all den blondköpfigen Buben und Mädeln, die mit ihren hellen Augen so treuherzig zu ihr aufblickten. Nein, sie war das Mutterland inmitten aller böswilligen Fremdheit!

Und deshalb für diesen polnischen Staat ein „Staatsfeind".

Man hat es sie spüren lassen, die Lore Jenkner. Auf Schritt und Tritt. Mit spitzen Bemerkungen, mit gehässigen Anwürfen und mit Drohungen.

Sie aber ließ sich nicht einschüchtern und gab stets ein Beispiel mutigen Bekennens, auch in jenen Tagen und Stunden, da ein deutsches Wort in diesem Lande das Leben kostete.

Die aufgewiegelte polnische Führung griff in dem Augenblick zu, in dem sie sich am stärksten fühlte. Das war bevor die erste Schlacht geschlagen worden ist. Ende August wurden die Deutschen von Neu-Sandez als „Spione" verhaftet. An ihrer Spitze Lore Jenkner.

Erst waren es 26, dann 14 Deutsche. Nur 29 kehrten nach Neu-Sandez zurück. Lore Jenkner war nicht mit dabei.

Zwei Freundinnen, mit denen sie zusammengekettet in das Ortsgefängnis geworfen worden war, erzählten mir von ihrem tapferen Sterben...

„Aus dem Gefängnis trieb man uns wie eine Herde Vieh zum Bahnhof. Mit Stößen und Püffen pferchte man uns in den überfüllten Zug nach Krakau. Das ging so in fürchterlicher Drangsal bis Bochnia. Dort holte man uns unter wüsten Schimpfworten wieder heraus. Wir sollten zu Fuß weiterlaufen.

Das war ein Marsch unsäglicher Strapazen.
Vor den Krakauer Gefängnistoren angekommen, polterte man über ihre Peiniger her, die Gefängnisse seien bereits nicht mehr mit Sträflingen (!) belegt und die Aufnahme neuer käme nicht in Frage.
Die Peiniger tobten sich über uns aus. Sie trieben uns den Marschweg des Leidens zurück in Richtung Bochnia. Ein Gefängnis weiter im Osten sollte aufgesucht werden.
Unterwegs bekamen es unsere Antreiber mit der Angst zu tun. Wie ein Lauffeuer war es hinter uns hergekommen und züngelte nun den Zug entlang. Die deutschen Truppen sind auf Krakau zu im Anrücken.
Die polnische Polizei-Begleitmannschaft requirierte Hals über Kopf Panjewagen und verlud uns, zusammengekettet wie wir waren, darauf. Mit roher Faust griffen sie zu und hämische, unflätige Worte schleuderten sie uns in das Gesicht.
Aus dem eintönigen Holpern schrecken wir unvermittelt auf. Das helle Knattern von Fliegern kommt über uns. Wir erkennen, es sind deutsche. Da flitzen auch schon die polnischen Polizisten entsetzt zur Seite. In Gräben, hinter Häusermauern suchen sie Schutz; uns lassen sie auf offener Straße zurück. Höhnisch brüllt einer aus sicherem Versteck heraus:
„Ihr sollt von euren eigenen Leuten erschossen werden — dann bleibt uns die Arbeit erspart!“
Ob uns die deutschen Flieger erkannt haben? Wir glauben es nicht. Und wenn, was hätten sie uns in diesem Augenblick helfen können. Sie donnerten über unser Häuflein Panjewagen hinweg, das auf alles mögliche andere, nur nicht auf einen Gefangenentransport schließen ließ. Und mit den Händen winken, daran hinderten uns ja die Stricke und Ketten.
Kaum waren die Flieger verschwunden, wagten sich die Polizisten wieder mutig hervor und überschütteten uns mit haßerfüllten Äußerungen. So trafen wir schließlich unter Flüchen und Verwünschungen wieder in Bochnia ein. Hier wurden wir einer Militärabteilung übergeben, die sich erst recht auf die grausamste Weise uns gegenüber auszutoben begann.
Die polnische Soldateska versuchte uns zu provozieren. Deutschland sei verloren. Die Polen marschierten von Sieg zu Sieg... Immer wieder redeten und schimpften sie auf uns ein. Wir sollten unser Deutschtum verleugnen, dann könnten wir glücklich mit ihnen leben in dem neuen großen herrlichen Polenreich... Wir standen wie eine Mauer. Nur an einer Stelle fing sie zu brökeln an. Da wandte sich Lore ruckartig zu jenem, der wankelmütig zu werden schien. Die Kette klirrte an unserem Handgelenk. Ihre Stimme schlug schneidend hinüber! „Du bist wohl zu feige, für Deutschland zu sterben?!“

Darauf aber hatte die polnische Soldateska nur gewartet. Sie stürzten sich auf Lore.

Einer fuchtelte wütend mit den Fäusten vor ihrem Gesicht herum. Sie wolle also eine Deutsche bleiben...?

Die Kette klirrte zum zweiten Male. „Ja!" war das stolze Bekenntnis.

Die Fäuste fuhren der Lehrerin in das Gesicht. Als sie sie wieder freigaben, rann Blut über Stirn und Wangen.

Wüste Flüche und wütende Drohungen sprangen sie an. Man werde sie erschießen...!

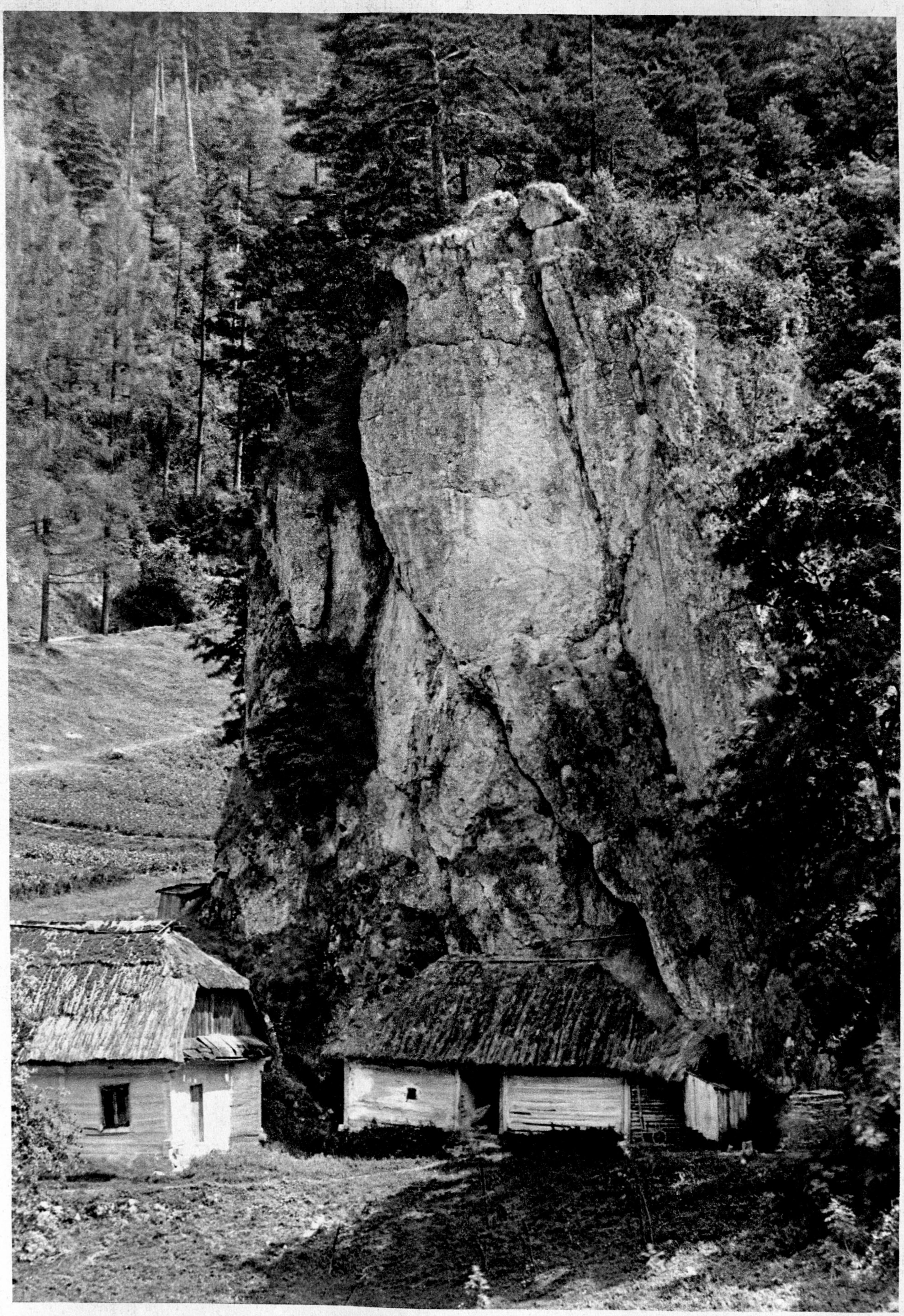
Lore wuchs über ihre verwirrten und erhitzten Köpfe hinweg. Fest klang ihre Stimme: „Schießt doch! Ich bin eine Deutsche und will als Deutsche sterben!"

Die Kette rasselte. Man riß sie mir von der Seite.

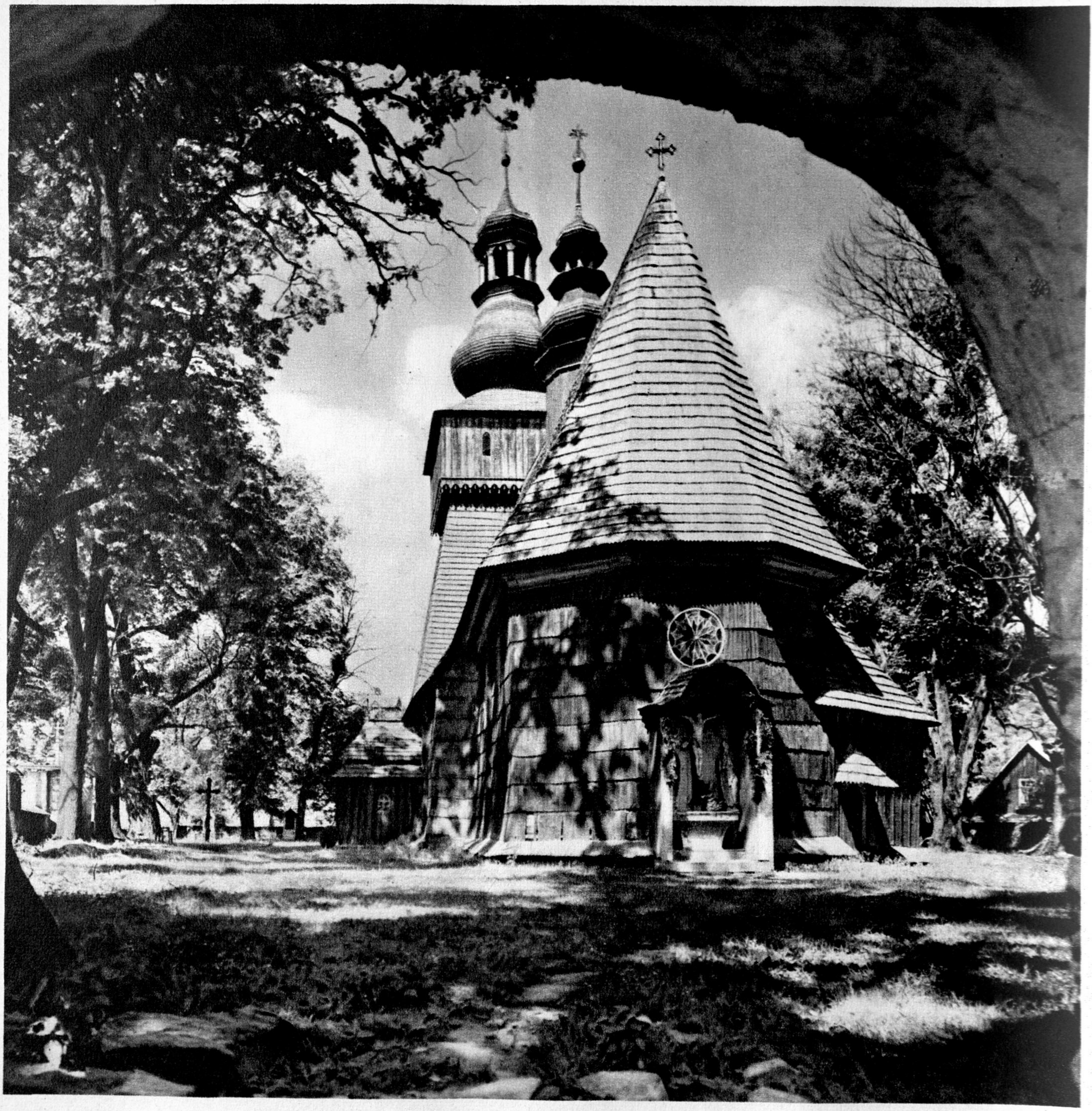
Mit Faustschlägen und Fußtritten trieb man sie vor sich her. Unter Kolbenschlägen brach Lore Jenkner zusammen.

Sterbend bekannte sie noch den Namen ihres Lebens — Adolf Hitler.

In rasender Wut zerfetzten sie blitzende Säbel."

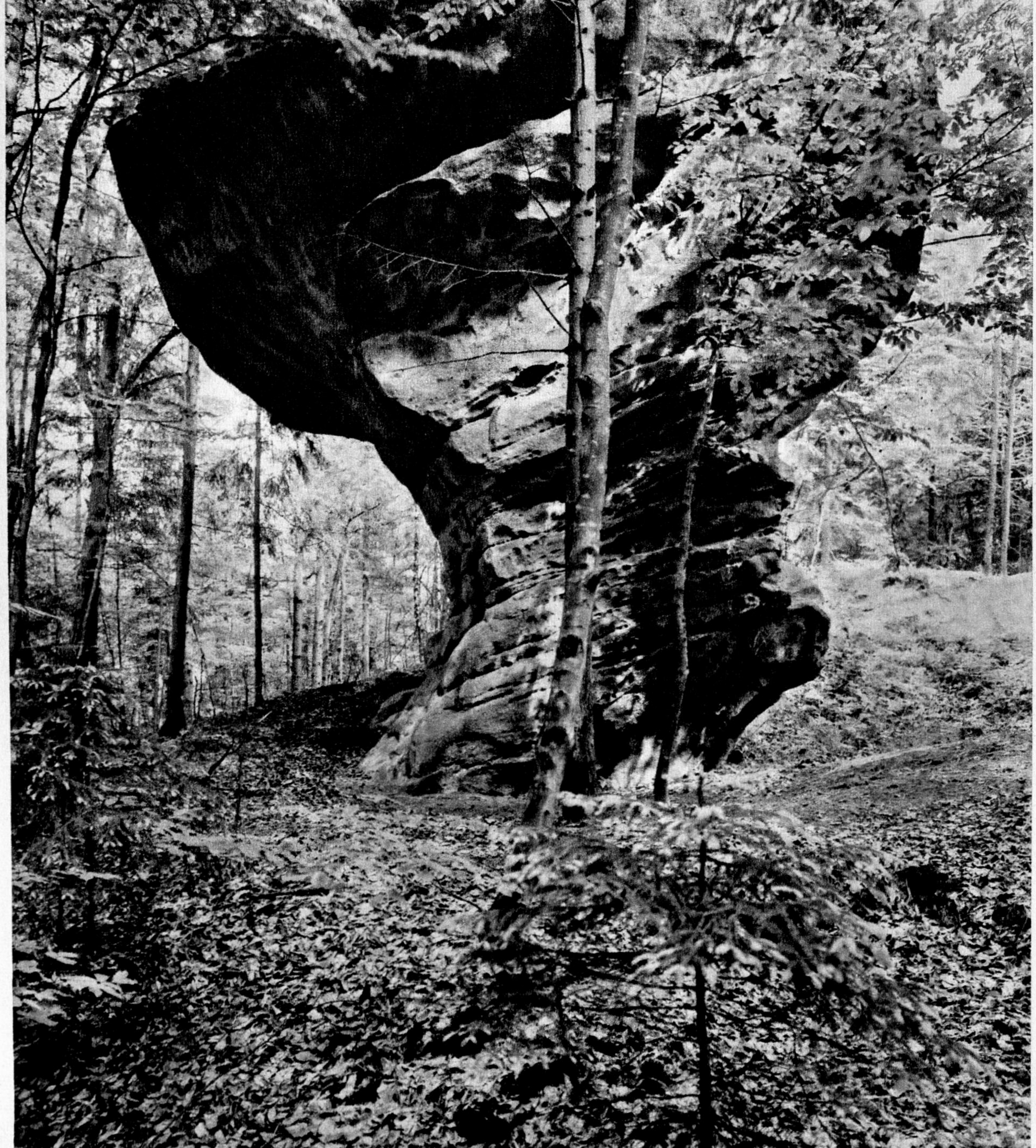


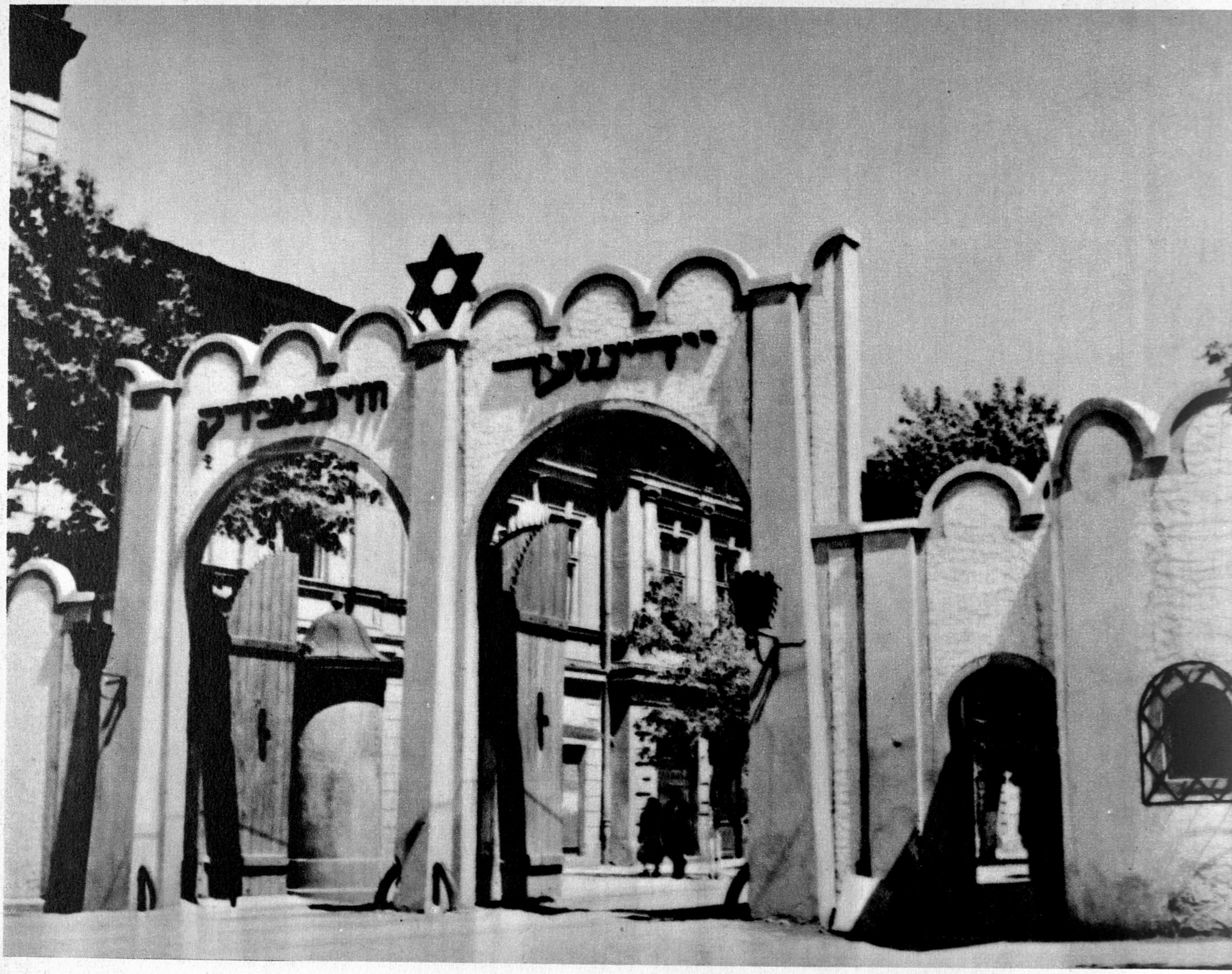
DIE SÄCHSISCHE SCHWEIZ DES GENERALGOUVERNEMENTS — DAS OJCOWTAL



TYPISCHE HOLZKIRCHE DES BESKIDENBERGLANDES IN RABKA

DER TEUFELSSTEIN IN DEM WALDGEBIRGE DER BESKIDEN BEI BAD KRYNICA





DAS TOR ZUM JÜDISCHEN WOHNBEZIRK IN KRAKAU IST SEINEN BEWOHNERN STILGEMÄSS ANGEPASST

Bombentrichter im Heidewald

Pulverschuppen zerrissen — Bäume wie Streichhölzer geknickt

Auf verhältnismäßig guter Straße stoßen wir in das flache Land vor. Die letzten Trümmer einer ehemaligen polnischen Stadt liegen hinter uns. Unsinniger Widerstand hat sie besonders in Mitleidenschaft gezogen.
Rechts und links der Straße reihen sich im freien Gelände Soldatengräber an. Es ist schon Spätnachmittag geworden. Schräg fallen die Strahlen der Sonne auf Stahlhelm und Kreuz.
Hier vor den Toren der Häusertrümmer fand einer der Endkämpfe statt. Es war nur noch der Schlußstrich unter eine Summe von deutschen Siegen, aber ein nachdrücklicher und endgültiger.
Wir grüßen stumm die Kameraden in den flachen Hügeln am Wege.
Nach längerer schweigender Fahrt biegen wir von der Hauptstraße ab. Der Wagen schlingert. Die Räder wühlen im Morast. Nur langsam kommen wir voran.
Bald nimmt uns ein ausgedehntes Waldgebiet auf. Über die Wipfel hinweg taucht die Sonne glühend in die Ebene, als sei die weite Fläche ein einziger See. Zwischen den Stämmen flammt roter Widerschein auf, der gleich einem züngelnden Brand von Stamm zu Stamm springt, bis ihn die Dämmerung dann rasch erstickt. Sie ist hier schnell zur Hand und greift ohne langes Zögern zu. Vom Tag zur Nacht ist es hier im Osten nur ein kurzer Schritt.
Wir dringen tiefer in den Wald ein. Die Wege werden trocken und sandig. Es könnte im Sommer auch eine deutsche Heidelandschaft sein. Deutsche Posten patrouillieren am Waldrand.
Unvermutet stoßen wir auf Gleisanlagen. Sie ziehen sich paarweise und schnurgerade durch den Wald. In größeren Abständen sind Schuppen in das Gelände eingefügt.
Wir befinden uns in einem früheren polnischen Munitionslager. Etwa achtzig Kilometer Schienenanlage verbunden mit einhundert solcher Schuppen, in denen die Polen rauchloses Pulver aufbewahrten. Die ausgedehnte Anlage ist verhältnismäßig geschickt getarnt in das Waldgebiet eingebaut worden.
Unsere Flieger aber haben sie dennoch rasch erspäht.

Schon vom zweiten Tage des Kriegbeginns an stießen unsere Bomber nach hier vor und legten ihre Eier in dieses Pulvernest.
Den Polen ist — wie man uns erzählt — einfach die Spucke weggeblieben. Sie hatten ihr Geheimnis so gut verwahrt geglaubt und nun schossen die deutschen Bomber schon pfeilgeschwind heran, kaum daß man selbst zum Schuß gekommen war.
Mit geradezu unheimlicher Zielsicherheit haben unsere Bomber dieses Munitionslager belegt. Die Wirkung war vollkommen und ungeheuerlich.
Wir treten in den Trefferbereich ein. Die hohen, schlanken Kiefern sind nach beiden Seiten wie Streichhölzer geknickt. Der Waldboden ist rundum aufgewühlt, zerrissen und zerfetzt. Steine und Mauerstücke liegen meterweit verstreut. Die Wucht der Sprengwirkung hat die Eisenbahnschienen emporgeschleudert und wie ein Drahtgeflecht verbogen. Schwellen und Schotter scheint ein Höllensturm fortgeweht zu haben.
Wohin man blickt, bietet sich ein wirres Durcheinander der Zerstörung.
Wir treten an einen der Haupttreffer heran.
Vor uns öffnet sich ein etwa dreißig Meter breiter und zehn Meter tiefer Bombentrichter.
Hier hat eine Fünfhundert-Kiloladung mitten auf einem der Munitionsschuppen gesessen. Er ist in tausend Stücke zerflogen. In das aufgerissene Erdloch strömte indessen Grundwasser nach.
Rundum hat die Gewalt der Explosion alles emporgerissen und weggedrückt. Kein Stein ist auf dem anderen geblieben. Mauerwerk, Eisenbahnschienen und Bäume wurden wie von einem Wirbelwind durcheinandergeschleudert. Die Wucht des Luftdruckes hat die Fensterscheiben bis zu einem Umkreis von zehn Kilometer zersplittert. Selbstverständlich, daß dieser Volltreffer auch noch einige Nachbarschuppen mit erledigte.
Es muß ein grandioses Feuerwerk gewesen sein, das hier mit ohrenbetäubenden Detonationen zum Himmel emporgelodert ist.
In der knappen Dämmerung heben sich die umgelegten und gegeneinandergeknickten Baumriesen in bizarren und gespenstischen Umrissen vom fahlen Abendhimmel ab. Diese Stimmung verstärkt das Bild der Vernichtung noch. Aus den Winkeln des aufgerissenen Bombentrichters steigen schwarze Schatten auf. Sie huschen über das Geröll und das Gestänge und wachsen über die Baumwipfel hinweg.
Obwohl es erst kurz nach 16 Uhr ist, herrscht bald vollkommene Dunkelheit. Scheinwerfer blenden auf. An grüßenden Posten vorbei geht es zurück zur Hauptstraße.
Im grellen Lichtkegel blitzen die Bajonette.

Warschau — entthronte Hauptstadt

Die Blutschuld eines Größenwahnsinnigen in Generalsuniform

Es war früher, als ich das erste Mal nach Warschau kam; wenige Wochen nachdem sich das Schicksal dieser Millionenstadt erfüllt hatte, als Hauptstadt dieses Landes abdanken zu müssen.
Damals fuhren wir in ein Chaos ein, heute herrscht wieder Ordnung und atmet neues Leben über einem Friedhof Hunderttausender. Der Totengräber aber war ein Größenwahnsinniger in Generalsuniform.
Während die polnischen Fronten in Sturmesschritt aufgerieben wurden, begann Stadtpräsident Starzynski heldenmütig mit dem Säbel zu rasseln. Er erklärte eine offene Stadt zur Festung, ja, jedes Haus sollte eine Festung sein, an deren Mauern sich die deutschen Truppen die Köpfe einrennen würden. Und da er nun einmal so gut am Zuge war, verhieß er großsprecherisch den verängstigten Einwohnern über den Rundfunk, daß an den Mauern dieses Festungsgürtels der Hitlerismus zerbrechen und Warschau als Stadt der Freiheit in die Geschichte eingehen werde. Mit goldenen Lettern würde man diesen Kampf in ihr Buch eintragen.

Wenige Stunden später standen Flammenzeichen rundum am Himmel.
Auf der Straße der Vernichtung nähern wir uns Warschau. Zur Linken standen einmal Häuser. Es sind nur noch Schutthaufen. Zur Rechten liegen Trümmer der Barrikaden verstreut. Verkohltes Holz hat sich in verrostetem Drahtgewirr verfangen. Dahinter drohen erhobene Finger verkohlter Hauskamine.
Aufgeworfene Erdhügel engen die Straße ein. Verbogene Eisenschienen umklammern schwere Steinblöcke und Zementplatten, die über das Gelände versplittert liegen.
Greise und werdende Mütter mußten diese Barrikaden der proklamierten Festung errichten, denn die wehrfähigen Männer waren mit einem der sich überstürzenden Befehle über Nacht aus der Stadt gejagt worden, kaum daß sie noch in Koffern und Säcken das Notdürftigste hatten mitnehmen können. Minsk war das Ziel; dort sollten sie noch rasch unter Waffen gestellt werden. Als sie nach mühsamen Kilometermärschen dort ankamen, trafen sie weder

polnische Offiziere noch Soldaten an. Sie waren in die Irre geschickt worden. Indessen schaufelten sich Mütter und Greise in den Vorstädten Warschaus ihr eigenes Grab.

Die Straße ist aufgerissen. Wir holpern im ersten Gang über die Bresche. Die Pflastersteine liegen wie von einem Wirbelwind rundum durcheinandergewürfelt.
Gleich einem Fragezeichen ist eine Straßenbahnschiene hochgehoben. Der erste Mast hängt geknickt herab, der zweite spießt nach der Seite über. Die Drähte fallen zerfetzt in den Wind, der mit ihnen wie mit Blättern an Bäumen spielt. Einen umgestürzten Straßenbahnwagen hat man zur Seite geräumt. Glassplitter glitzern im weiten Umkreis.
Die Häusergruppen drängen dichter zusammen. Ihre Wände sind voller Wunden und klaffen aufgeschlitzt.
Hier stehen nur noch die Grundmauern, dazwischen häufen sich Berge von Schutt. Die Stockwerke sind in sich zusammengestürzt und haben alles Leben unter sich begraben. Drüben ragen von hohen Häusern nur noch die Giebel auf. Das Dach ist der Himmel selbst geworden. Dann wieder blickt man in Küchen und Wohnzimmer wie in Puppenstuben. Die Vorderwand hat der Luftdruck des Bombardements herausgehoben und krachend auf die bunten Herbstblumen der Vorgärten fallen lassen. Staub erstickte ihr Atmen.
Vor uns öffnen sich Empfangspforten des Grauens. Ein ausgebranntes Gerippe eiserner Pfeiler und Bogen läßt auf eine Bahnhofshalle schließen, in der einmal großstädtisches Leben ein- und ausströmte. Unsere Bomber haben dieses militärische Ziel trefflich ausgemacht. Es ist kein Stein auf dem anderen geblieben. Schienen und Eisenbahnwagen bilden einen einzigen Knäul. Weiter hinten hat die Wucht der Explosionen eine Maschine über die andere gehoben. Wie Kinderspielzeug.

Langsam tasten wir uns weiter durch das Bild der Zerstörung, die jener Größenwahnsinnige durch seine Aufwiegelung zu sinnlosem Widerstand über diese Stadt heraufbeschworen hat. Dort drüben, das muß eine Schule gewesen sein. Ausgebrannte Fensterreihen blicken uns wie blinde Augen an. Über der Pforte hängt das Zifferblatt einer Uhr. Sie ist in der Stunde des Schicksals stehen geblieben. Den kleinen Zeiger erhaschte es auf dem Weg in die elfte Stunde, der große ist abgerissen. Durch die ausgebrannte Pforte sieht man in den Hausflur, der ins Leere hinausführt. Von der rechten Wand hebt sich der Schatten einer Glocke ab. Sie wippt an einer verbogenen Spiralenfeder. Hier schlägt nur noch der Wind das Pausenzeichen an.

Wir kommen am Drei-Kreuz-Platz heraus. Über zerstampfte Rasenflächen ragen zwei steinerne Säulen mit kleinen Kreuzeszeichen. Das dritte hält Maria mit dem Kind im Arm. Säulen und Figur stehen unversehrt; nicht einmal Splitter haben sie getroffen. Unter diesen, dem Himmel zugewandten metallenen Kreuzen liegen rundum viele hölzerne auf der Erde verstreut. Sie sind aufgegangen wie eine Saat. Die Ernte war jedoch des Todes.
Vorher aber sollten diese gehetzten Menschen noch ins Kino gehen. Der Herr Stadtpräsident wollte das so. Das war nach dem ersten großen Bombenangriff und als die Stadt angefangen hatte in ihren Grundmauern zu zittern. Es folgte eine Stille des Todes. Alles Leben war gelähmt. Die meisten Menschen blieben verängstigt in Kellern und Winkeln verkrochen. Viele wären schon nicht mehr aufgestanden, auch wenn man sie gewaltsam emporgerissen hätte. Starzynski jedoch wollte Leben in die Stadt des Todes haben! Mehr Stimmung, meine Mitbürger! Öffnet die Geschäfte wieder, geht eurer Arbeit wieder nach! Was ist denn schon Schlimmes geschehen?! Besucht die Cafes und Restaurants! Wer es nicht tut, ist ein Verräter in unserem Freiheitskampf; ich müßte ihn bestrafen!
So ließ er auch das Kino „Napoleon" am Drei-Kreuz-Platz wieder eröffnen und ordnete den Besuch der Vorführungen an. Es sollen nur wenige Hundert fertiggebracht haben, Entsetzen und Todesahnung im Nacken, bei der flimmernden Leinwand ermunternde Zuflucht zu suchen. Der Gegensatz zwischen dieser Scheinwelt und der rauhen Wirklichkeit ließ sie ihr Elend nur noch jämmerlicher empfinden. Heftiges Artilleriefeuer trieb sie erneut in die Keller.
Immer wieder stoßen wir auf die kleinen kümmerlich zurechtgestutzten Kreuze inmitten der Stadt. Wo die Häuserflucht nur einen freien Platz gelassen hat, häufen sich Grabhügel. Es ist keine Zeit geblieben die Leichen auf Friedhöfe zu bringen. Jeder rannte um sein eigenes Leben, als der Feuerwirbel der Vernichtung einsetzte.

Dicht vor dem riesigen Pilsudski-, dem heutigen Adolf-Hitler-Platz, fällt unser Blick auf einen ausgebrannten Park. Es ist ein schauerliches Bild. Ein Orkan scheint die Bäume herausgerissen zu haben. Knorriges Astwerk liegt wie Spreu versplittert rundum. Uralten Baumriesen wurden die mächtigen Kronen abgedreht. Verkohlte Stümpfe recken ihre schwarze plumpe Gestalt in den Garten, der einmal in Sonne und Blütenpracht prangte. Jetzt breitet er sich verwüstet unter einem grauen häßlichen Himmel hin.
Hier hatten die glorreichen Verteidiger Warschaus ein Munitionslager gestapelt. Deutsche Sturzbomber stießen hernieder. Ein Höllenlärm zerriß die Luft.

Unter donnernden Detonationen und mit loderndem Feuerschein verpufften die Granaten aller Kaliber.
Für den widersinnigen Freiheitskampf einer verlorenen Stadt hatten sie bereit gelegen; jetzt wühlte ihre geballte Kraft lediglich die Erde auf und sengte die Bäume an.
Inmitten des engen hochgestauten Häusermeers nimmt sich die weite Fläche des früheren Pilsudskiplatzes wie eine Wundererscheinung aus. Er ist auch unfreiwillig entstanden. Während der Russenzeit trug er das breite Gebäude der orthodoxen Kathedrale. Das war eine Zeitspanne der Abhängigkeit. Daran wollten die Polen niemals mehr erinnert sein.
Sie rissen die Kathedrale ab. Übrig blieb die riesige Fläche, über deren Steinplatten dann später der Paradeschritt einer aufgeputschten polnischen Armee knallte, die von hier aus glaubte, ihren siegreichen Marsch nach Berlin angetreten zu haben.
Die Verantwortlichen dieser unverantwortlichen Polenpolitik wohnten am Rande dieses Platzes in dem deutschen Barockbau des Palais Brühl. Nein, sie hausten darin.
Ein Herr Beck, seines Zeichens polnischer Außenminister, hatte es sich in diesem Palast deutscher Kurfürsten von Sachsen und Könige von Polen bequem gemacht und die Tradition wenig geachtet. Er hatte nun einmal seinen eigenen Lebens- und Wohnstil, und danach mußte das Innere des prächtigen Bauwerkes — verschandelt werden.
Aus dem Barockhof treten wir in eine fremde Welt. Vor den früheren Wänden stehen Theaterkulissen. Marmor glänzt uns in allen Schattierungen entgegen. Grün und weiß sind die beunruhigenden Grundfarben. Ein hochherrschaftlicher Treppenaufstieg mußte eingebaut werden, über dem man vielleicht den hochfliegenden Plänen dieses polnischen Ministers näher kommen sollte. Darüber klafft ein Loch. Die pompöse Glaskuppel zersplitterte während des Bombardements. Herrn Beck fielen die Scherben nicht mehr auf das geplagte Haupt. Er war mit Koffern, Geld und dem eigenen Leben schon über alle Berge.
Mehr prunkvoll und mit weniger Geschmack hatte er auch die oberen Räume herrichten lassen. Grellrotes Saffianleder und edelste Hölzer täuschten einen Staat vor, der wahren Werten nach garnicht vorhanden und zumindest zur Zeit des Herrn Beck schon nicht mehr lebensfähig war.
Der hohle Pomp paßte zu den Wohnräumen eines reichen Lebemannes, der hohe Politik für einen scharmanten Flirt hält.
Inzwischen hat deutsche Schlichtheit hier ihren Einzug gehalten. Die Stätte rauschender Feste ist deutscher Arbeitsplatz, der Dienstsitz des Gouverneurs,

geworden. Vor der gesäuberten Barockfront stehen Posten der SA-Standarte Feldherrnhalle.

Dem Palais Brühl liegt auf der anderen Seite des früheren Pilsudski-Platzes das Hotel Europejski gegenüber. Herr Beck soll diesen Weg privat des öfteren gegangen sein.
Als ich mich bei meinem ersten Warschau-Besuch diesem Propagandabau nähere, weist seine Stirn einige beträchtliche Risse auf. Man hat sie notdürftig mit Holz verkleidet. Unerbittliche Zeichen des Krieges.
Unten aber umschwirrt mich beim Betreten der Caferäume lachendes Leben. Aufgeputzte Frauen, knallrot geschminkt, in elegantester Garderobe — auffallend Pariser Einschlag. Ich glaube meinen Augen nicht trauen zu können! Der polnische Stimmenschwall drängt sich mir aber mit einer Lebhaftigkeit und Leichtigkeit in die Ohren, wie er nur wenig sorgenerfüllten Gemütern entplätschern kann.
Diese Menschen sollen noch vor wenigen Wochen unter berstenden Häusern um ihr Leben gezittert haben? Mir erscheint das unfaßbar, und doch wird es mir von Angesicht zu Angesicht lächelnd bestätigt.
Schon bald nach der Kapitulation dieser Fassaden-Festung drängten die Warschauer an rauchenden Trümmern und verwesenden Leichnamen vorbei wieder in die Cafehäuser, soweit man sie noch heil antraf. Gewiß verbarg die dick aufgetragene Schminke die Schrecken der letzten Tage und Nächte zunächst nur dürftig, aber mit einer Tasse Kaffee — begann das Leben wieder. Und war es auch nur ein halbes Glas Kaffee-Ersatz, für das man höchste Wucherpreise zahlte. Bei „Lourse", der früheren „schwarzen Börse" des Warschauer Judentums, war der Andrang derartig, das jeder seinen Platz nicht länger als zehn Minuten in Anspruch nehmen durfte. Das war nach dem Bombenhagel ein Bombengeschäft! Hier im „Europejski", dem vornehmsten Cafe der Millionenstadt, traf sich früher das elegante Polen erst nach Mitternacht beim über alles geliebten Schälchen Schwarzen. Da wurde in schillernder Abendtoilette politisiert und spintisiert. Ein Herr Beck war, wie bereits zartfühlend angedeutet, inmitten schöner Frauen, auch mit des öfteren von der Partie. Bei der entscheidenden zog er freilich den Kürzeren.
Einige Stockwerke über dem Cafehausleben polnischer Eleganz geleitet mich ein schmächtiger, blasser Boy durch einen langen Gang zu meinem Zimmer. Die Wand zeigt Risse. Ein Zimmer fehlt zur Rechten. Bretter bewahren davor, es irrtümlicherweise zu benutzen. Weiter vorn liegt ein Haufen Schutt zusammengescharrt.
Wie rasch die Menschen vergessen, wie kurz dieses Leben sein kann!

Am nächsten Tage habe ich erneut eine deutsche Begegnung in dieser Stadt unwahrscheinlichster Gegensätzlichkeit. Ich stehe auf dem Marktplatz der Altstadt Ornamenten, Fresken und Giebelfronten deutschen Mittelalters gegenüber. Inmitten des unleugbaren Bürgerfleißes alter deutscher Geschlechter liegt das Fuggerhaus deutscher Pionier- und Handelsleistung. Im hellen Sonnenschein hebt sich das wuchtige steinerne Portal trotzig aus seiner Umgebung heraus.

Über die Dächer schimmert der Barockturm einer Kathedrale. Das Schiff trägt unverkennbar die Merkmale deutscher Gotik.

Aber nur wenige Schritte weiter beginnt das Warschauer Ghetto, der Judenstadtteil, d. h. eigentlich hatten diese Parasiten unersättlicher Raffgier, wie überall im ehemaligen Polen, schon die ganze Stadt infiziert und Warschau geradezu zur Judenmetropole gemacht, war es doch bislang nach New York die größte Judenstadt der Welt.

In welch einen Pfuhl tritt man jedoch beim Besuch jener Bereiche, in denen sich diese Hyänen der Menschheit so daheim fühlen, in den Ghettos. Ewig geschäftig schwenken sie in langen Kaftanen und kurzen Käppis auf dem gegringelten schwarzglänzenden Haar einher. Aus dem schiefen gelblichen Gesicht strömt wie ein Wasserfall der fettige Bart. Darüber flackern in liebäugelnder Nachbarschaft zur Hakennase jene Lichter, die gerade immer an dem, was sie anblicken, so knapp vorbeischimmern und dabei die Situation doch rascher erfassen, als würden sie geradeaus sehen.

Ich habe sie in allen Schattierungen erlebt, diese schmierigen Ostjuden. Fast unbeschreiblich ist der Schmutz, in dem sie hausen und dementsprechend groß die Anzahl der Läuse, die auf dem Rücken ihres Herrn, Tod und Verderben aus den Winkeln des Ghettos in die übrige Stadt tragen. Flecktyphus sehen sie als ihre Spezialität an. Dem Juden, dem schaden sie nicht; vielleicht aus lauter Dankbarkeit für die dienernd geschäftige Mittlerrolle. In Wahrheit hat den Juden der Dreck der Jahrhunderte gefeit gegen solche Seuchenübertragung. Es juckt ihm freilich des öfteren das Fell; aber dafür hält er sich auf seine Weise schadlos.

Sauberkeit fürchtet der Jude noch mehr als die Nazis.

Davon konnten wir uns besonders anschaulich hier im Warschauer Ghetto überzeugen. Als sie später in die Zange der hygienischen Maßnahmen — wann hatte es je vorher so etwas gegeben — der deutschen Verwaltung gerieten, hob ein großes Weih-Geschrei an. Entlausung, Baden — muß das sein? Nein — nur nicht baden müssen, lieber wollten sie ein Sümmchen zahlen.

Mit ihren Angeboten ließen sie es sich etwas kosten, die Gauner. Sie wurden dennoch geschrubbt!

Dabei besaßen sie sogenannte Badeanstalten für ihre finsteren rituellen Gepflogenheiten. Das waren aber stinkende, schmutzigste Badelöcher.
Den Pestgeruch bin ich eine Woche lang nicht los geworden. Man soll eben nicht überall seine Nase hineinstecken!
Über eine ausgelatschte, halsbrecherische Wendeltreppe ging es in einen tiefen schmutzstarrenden Keller hinab. In engem quadratischem Raum blinkt unten im matten Lichtschein eine Wasserpfütze, deren Atem mir den meinigen fast verschlug. Kein Wunder — man erneuerte dieses Wasser selbst bei intensivster Benutzung wochen-, ja monatelang nicht. So platschte ein Jude nach dem andern in dieses Wasserloch, nicht etwa, um sich von allen Sünden dieser Welt zu reinigen, sondern nur um nach strengem Ritus mit dem Hemd bekleidet einige Male unterzutauchen. Selbst dieses stinkige Wasser hat sie immer wieder von sich gegeben.
Nach solchen geheiligten „Waschungen" aber blühte ihr Geschäft in den nicht minder schmierigen Läden, in denen schiefgelatschte Schuhe neben der Butter oder höchst heranrüchiger Käse neben fliegenbelagertem Zuckerzeug liegt, noch einmal so gut. So meinten sie.
Ich habe es nicht für möglich gehalten, daß jemand aus solchen Läden etwas kauft. Doch der Teufel frißt nicht nur in der Not Fliegen!
Im Warschauer Ghetto blühte aber damals das Geschäft aus anderen Gründen. Hier war das Diebesgut der Millionenstadt zusammengeströmt. Warschaus heldenmütige Verteidiger hatten ja selbst die Anweisung gegeben, alle Gefängnistore zu öffnen. Die so plötzlich mit der goldenen Freiheit überhäuften Verbrecher sprangen auch hier nicht in die Breschen des Kampfes, sie benutzten vielmehr die Gelegenheit ihres Lebens, Millionenwerte zusammenzustehlen. Während sich die Einwohner angsterfüllt in die Keller verkrochen, stöberten sie die leeren Wohnungen durch und verschacherten ihr Diebesgut an die Juden, denen auf solche billige Weise im Höllenlärm splitternder Bomben und Granaten paradiesischer Gewinn in die Ghettoverstecke gebracht wurde, in die sie sich schlotternd und wie Würmer eingewühlt hatten.
Kaum aber hatte Warschau kapituliert, kamen sie mit ihrem Reichtum — der sich immer noch am laufenden Band vergrößerte — hervorgekrochen und boten vom Fotoapparat bis zum glitzernden Geschmeide, vom Seidenstrumpf bis zum Persianer einen stattlichen Warenbestand an. Und die Bevölkerung kaufte zu höchsten Preisen, nur um das Notwendigste wieder zu haben.
So wurde der Sturz Warschaus der Juden größtes Geschäft. Sie verdienten auch an diesem Kriege auf ihre Art, wie bisher unverdientermaßen an den meisten Kriegen dieser Welt.

Auf den Straßen des Kampfes aber fand man die Gefallenen ohne Uniform, Kleidung, Schuhe und Hemd — splitternackt.

Wir stehen auf den Trümmern des Warschauer Schlosses und blicken zur Weichsel hinunter.

Dieses Schloß ereilte sein Schicksal am gleichen Tage mit dem Einsturz der polnischen Parlamentskuppel und des Konzerthauses. Das war am Sonntag, den 17. September 1939, als die Warschauer Festungsstrategen das deutsche Angebot der Schonung der Stadt im Falle sofortiger Übergabe zum zweiten Male hochmütig abgelehnt hatten. An diesem Sonntag ging über Warschau die Sonne nicht auf. Ein Feuerhagel überschüttete die Stadt.

Das Schloß unter unseren Füßen war eine militärische Befehlszentrale, deren Austilgung den widersinnigen Widerstand im Interesse höherer Vernunft und Menschlichkeit abkürzte. Es ist eine präzise Arbeit unserer Artillerie und Bombenflugzeuge geworden. Festungsblöcke wurden zu Staub zermahlen, während der Warschauer Dom nur eine geringe Meterzahl entfernt kaum Splitterwirkung aufweist.

Dort unten wälzt sich die Weichsel vorüber, breit und träge. Sie hat hier nicht mehr die reißende Strömung der Krakauer Enge. Über mächtigen Steinsockeln hängen stählerne Brückenbogen. Vor uns ist es die Kierbedzia-, weiter rechts die Poniatowski-Brücke. Sie führen nach der heißumkämpften Vorstadt Praga hinüber. Oft bildete die größere, die Poniatowski-Brücke, nur eine einzige Wagenschnur des flutenden Hinüber und flüchtenden Herüber.

Die Reichen waren die ersten, die sich mit ihren Schätzen über diese Brücke davonmachten. Sie kamen noch durch, denn sie hatten so ihr Fingerspitzengefühl gehabt. Für Geld und gute Verbindungen. Vor allem aber ist die Regierung rechtzeitig dabei gewesen. Im Rundfunk hieß es danach lakonisch, daß sich die Staatsführung nur vorübergehend nach Lublin begeben habe, um von dort nach dem glorreichen Sieg der polnischen Waffen im Triumpf nach der Hauptstadt zurückzukehren. Sie kam niemals wieder.

Der zweite große Zug über diese Brücke war der Abzug der wehrfähigen Männer Warschaus, die man — wie bereits darauf hingewiesen — über Nacht in das Land hinaus schickte, weil Wahnsinnige wohl glaubten, daß Greise, Frauen und Kinder eine Festung besser verteidigen könnten. Zehntausende zogen damals, das Notdürftigste unterm Arm oder auf dem Rücken, über die Poniatowski-Brücke. Als dann der Widerruf dieses Befehls als inständiger Hilferuf in alle Himmelsrichtungen gefunkt wurde, daß alle wehrpflichtigen Männer, ungeachtet der Entfernung ihres Aufenthaltes, sofort nach Warschau zurückkehren sollten, um das Herz Polens zu verteidigen — war es zu spät.

Dem nächsten Menschenzug leuchtete bereits das brennende Praga den Weg über die Weichsel. Da schoben und drängten sie Nacht für Nacht, das Grauen im fahlen Gesicht, nach Warschau zurück. Was sie in den zitternden Händen hielten oder auf dem schmerzenden Buckel schleppten, war ihr ganzes Hab und Gut. Reichtümer hatten diese Vorstadtmenschen zwar nie besessen, doch selbst von dem wenigen konnten sie nur einen Bruchteil retten. Manche nur ihr nacktes Leben.
Brennende Bäume bildeten flammende Fackeln. Hinter ihnen wütete eine Feuerwand. Prasselnd schlugen die Häuser zusammen. Staub- und Qualmwolken behinderten immer wieder die Sicht. Dann stolperten und stampften diese gehetzten Menschen über Schwache und Leichen, nur von dem einem Drang besessen, noch selbst lebend über die Brücke zu gelangen.
Die Schuldigen? Ja, die trafen sie freilich drüben nicht mehr an. Die hatten vorher noch rechtzeitig den Weg in der umgekehrten Richtung eingeschlagen. Unter ihnen auch mit silbernen Armleuchtern und geldgehäuften Kassetten im feudalen Auto ein gewisser Herr Beck.

Ein anderes Bild. Wir stehen vor dem Denkmal eines polnischen Freiheitskämpfers. Mit kühnem Mute schwingt er den blankgezückten Säbel über einem stolzen Haupte. Einem Starzynski allerdings würden selbst die Polen niemals ein solches Denkmal gesetzt haben. Immerhin — auch diese kriegerische Geste hat ihren ernüchternden Hintergrund. Die Gebäude dieses Platzes sind nur noch Ruinen, über deren ausgebrannte Zinnen der blitzende Säbel im rezibroken Werte seines armstarken Schwunges schwebt.
An einer anderen Stelle hat der Luftdruck einer Detonation das Stahlgerüst eines Kirchturmes seiner Mauerfüllung entkleidet. Durch das entblößte Gerippe pfeift der Wind. Die Kirche darunter und die Spitze darüber sind unversehrt geblieben. So bietet sich ein eigenartiger Anblick.
Nur zu rasch ist der Pole bereit, solche Zufälligkeiten als Zeichen und Wunder auszulegen. Die polnischen Machthaber der letzten Warschauer Stunden scheuten sich nicht, diese kindliche Gläubigkeit für ihre Wahnsinns-Propaganda auszunutzen. Als nach dem ersten Feuerwirbel die züngelnden Flammen u. a. auch eine Kirche erfaßten, verbreiteten sie allen Ernstes als ein Zeichen des Himmels und willkommene Trostreichung über den Rundfunk, daß kurz danach der Herrgott seinen gerechten Zorn darüber mit einem fürchterlichen Sturm ausgetobt und sengende Blitze zur Erde geschleudert habe. Daß diese Blitze aus den Feuerrohren unserer Artillerie schoßen, verschwieg man geflissentlich.

Wie gern setzten sie sich in Szene, diese Rydz-Smiglys, diese Becks und Starzynski! Über ihre leere Theaterpose hat sich indessen der Eiserne gesenkt. Sie sind ausgepfiffen worden.
Über dem mächtigen Bau der Warschauer Oper breitet sich der größere graue Vorhang des Himmels. Säle und Säulengänge sind ausgebrannt. Nur noch die Kulisse der Außenfassade ragt auf. Hohl gähnen die Fenster.
Hohlwangig waren auch die meisten Menschen, denen wir damals begegneten, denn sie hatten eine Festungszeit des Hungers hinter sich. Heute sorgen die Ordnungs- und Organisationsmaßnahmen der deutschen Verwaltung dafür, daß auch die Millionenstadt trotz schwerster Kriegsauswirkung genügend zu essen hat.
Und wie hatte das zusammengedrängte Volk in der Hauptstadt gehungert, während einige wenige der polnischen Führung noch praßten und sich mit satten Bäuchen vor das Mikrophon stellten, um zu Gemeinschaftsküchen aufzurufen, in denen für die Hausbewohner gemeinsam Suppen gekocht werden sollten! Dieser Eintopf-Appell scheiterte jedoch angesichts des Hungergespenstes kläglich, zumal der Pole von Natur aus wenig Gemeinschaftsvermögen aufbringt. Wer noch irgend einen Vorrat hatte, den gab er nur über seine Leiche preis.
Daß mancher sich eine karge Mahlzeit so unmenschlich erkaufte, wer hätte das damals unter den Haufen von Trümmern und Toten auseinanderhalten wollen. In dieser letzten Stunde eines selbstverschuldeten Gerichts war sich in dem brennenden Warschau jeder brutal und bedenkenlos selbst der Nächste. Da lagen die Frauen auf den Knien und zerrten verzweifelt an endlosen Rosenkränzen. Andere bekreuzten sich ununterbrochen und stammelten Worte, die in dem Höllenlärm platzender Granaten und splitternder Bomben niemand verstand. Auch ein Gott nicht. Wer achtete darauf! Jeder hatte mit der fürchterlichen Angst um das bißchen Leben auf seine Art fertig zu werden.
Die einen wälzten sich weinend und winselnd am Boden, die anderen rannten rasend umher, während weitere erschöpft und ohnmächtig an den Mauern lehnten, die nicht mehr zur Ruhe kommen wollten.
Manchen packte der Wahnsinn. Ein Mann torkelte mit schrillem Lachen in den berstenden Tag hinaus und küßte das stürzende Mauerwerk, das ihm den irren Leib erdrückte; eine Frau tanzte in ekstatischer Zuckung um lodernde Bombenkrater und verglühte im leckenden Flammenkranz als lebendige Fackel.

Es sind mir der erschütternden Bilder noch mehr erzählt worden. Diese wenigen mögen genügen, einen Abriß jener Katastrophe zu geben, die die unmenschlichen Verteidiger Warschaus über ihre Hauptstadt gebracht haben. Diese

„Helden“ saßen in den bombensicheren Kellern des Postsparkassengebäudes. Immerhin der Granatenregen und Bombenhagel des 25. September veranlaßte sie, um einen 48stündigen Waffenstillstand zu ersuchen. Die Stimme der Vernunft war es aber noch nicht, denn sie benötigten die 48 Stunden — wie sie mit hochfahrender Geste erklärten — nur, um das Feuer zu löschen und die Toten zu begraben.

In der Nacht vom 26. zum 27. September sprach das Trommelfeuer unserer Artillerie das unmißverständliche Schlußwort. Es wurde nicht mehr überhört. Die Verteidiger boten die bedingungslose Übergabe an.

Mit den deutschen Truppen zieht dann auch wieder neue Hoffnung in Warschau ein, das die Würde einer Hauptstadt unter seinen Trümmern begraben hat. Aus dem Chaos der Vernichtung aber hat die energische deutsche Verwaltung wieder eine lebensfähige Stadt gehoben. Schutt und Trümmer wurden beiseite geräumt, Straßenbahn, Eisenbahn, die städtischen Versorgungsbetriebe wieder in Gang gebracht. Auch das Handwerk und die Industrie fing Schritt für Schritt wieder zu arbeiten an. Handel und Wandel geriet wieder in Fluß. Freilich die vielen Wunden an den Häusern und in den Straßenzügen heilen nicht von heute auf morgen aus. Ihre nackten Narben bleiben eine ernste Mahnung an die Vernunft, deren Mangelerscheinung in der polnischen Führung das Schicksal dieses Landes und dieser Stadt endgültig besiegelten.

Minus 42 Grad...!

Da wird die Eisenbahn zur Eisbahn und es gefrieren die Bärte

Wenn man fühlt, daß man nichts mehr fühlt — dann ist das Kälte. Und wenn in Krakau den Kutschern und Gäulen der Panjeschlitten die Bärte gefrieren — dann ist das der grimmige Winter des Ostens.

Minus 42 Grad! Wem brennen da nicht die Ohren! Da sind selbst die dicksten Schützer nur noch ein Notbehelf und im eisig nüchtern entgegengesetzten Sinne jener berühmte „Tropfen auf den heißen Stein".

Bis minus 42 Grad schrumpften in den letzten Tagen die Quecksilbersäulen in Tarnow und Deutsch-Przemysl zusammen. Das sind nur zwei Bahnhöfe von vielen, die der Kälteeinbruch im Osten höchst persönlich beehrte.

Bei minus 42 Grad aber wird die Eisenbahn zur Eisbahn.

Das Personal der Ostbahn ließ sich durch den kältesten Schneesturm nicht erschüttern. Anderer Ansicht waren freilich die Maschinen. Diese Kältewelle ging ihnen sozusagen über den Zylinder. Sie streikten ganz einfach. So fielen an einem Tage auf einer Strecke allein zwölf Lokomotiven aus. Was das für den Gesamtbetrieb bedeutet, vermag sich wohl auch der Laie einigermaßen vorzustellen.

Es handelt sich bei dem aus polnischer Verwaltung übernommenen Maschinenmaterial nun einmal um überwiegend ältere Jahrgänge. Auch Maschinen bekommen Runzeln und haben im vorgeschrittenen Alter ihre Mucken. Vor allem aber fährt ihnen Kälte gehörig in das Gestänge. In dieser Hinsicht sind sie überaus empfindlich, so daß die feineren Maschinenteile bei minus 42 Grad wie Glas zerspringen.

Das hat einen außerordentlich hohen Ausfall bzw. einen erhöhten Reparaturstand an Lokomotiven zur Folge. Wo aber keine Lokomotive schnauft, kann auch kein Zug gefahren werden. Es mußte dementsprechend der Reiseverkehr gedrosselt und so mancher Personenzug in einen Güterzug umgewandelt werden, denn der Güterverkehr für Ernährung und Kohle geht allem voran.

An den schlimmsten Kältetagen sind zum Teil die Züge östlich der Weichsel zehn Stunden lang im Schneesturm liegengeblieben. Dabei ist versucht worden, mit drei bis vier Maschinen teils zu ziehen, teils zu schieben.

Man kam trotzdem nur mühsam von der Stelle.
„So treffe ich zum Beispiel auf den Bahnhof Minsk ein“ erzählt Ernst Sorge, der die Grönlandexpedition Alfred Wegeners mitgemacht hat und nun in einhundertfünfzig Vorträgen der Truppe des Ostens zehn Monate lang den Film vorführte. „Und ich erwarte, daß der fahrplanmäßige Zug nun auch fährt. Aber weit gefehlt! Da stehen zwei Lokomotiven, jedoch eiskalt und in Eispanzer eingepackt“.
„Leg dich man ruhig nochmal schlafen! Im Wartesaal ist's warm“, sagt ein deutscher Bahnbeamter. „Ich wecke alle, wenn der Zug kommt“. „Tatsächlich, ich kann noch acht Stunden schlafen, dann kommt der fahrplanmäßige Zug von gestern. Die Dampfheizung ist eingefroren; die Wagen sind mit Eis überkrustet und innen fast ebenso kalt wie außen.
Alles ist eingefroren, nur die Stimmung nicht. Wir singen, tanzen und trampeln im Abteil herum, bis wir einschließlich der Füße warm werden. Wir öffnen sogar die vereisten Fenster, um die sternklare Nacht zu bewundern. Es kann ja innen kaum kälter werden!
An vielen Stellen sind die Schienen unter Schneewehen begraben; aber mit mehreren Anläufen bezwingt die Maschine schließlich die Hindernisse. Nach neun Stunden hat unser Zug 50 Kilometer bis Siedlce geschafft. Was will man mehr...!“

Minus vierzig Grad — wer denkt da u. a. noch an's Theaterspielen?!
In solchem Fall ist auch alle Kultur auf dem Gefrierpunkt angelangt, sollte man meinen.
Und in der Tat, der Winter im Osten knackt vor Kälte. Musikalisch Begabte behaupten seine Kälte klirrt. Schon deshalb ist dieser Winter nichts für empfindliche Ohren. Aber auch rein äußerlich besehen legt er wahre Berge von Schnee und Verwehungen aller menschlichen Strebsamkeit und Vernunft in den Weg. Davon wissen wir, die wir im Generalgouvernement eingesetzt sind, schon manches Lied zu singen.
Wirbelnd überschüttet er Städte und Landschaft mit seiner Flockenfülle und eisig bläst er um die Straßenecken, pfeift er über die weiten, weißen Wälder der Lysa Gora und heult er durch die tiefen Täler der Karpaten und der Tatra. Was kümmern ihn die Menschen in den eisglitzernden Häusern, schneeverwehten Hütten und auf einsamen Posten.
Umso größer ist aber in solcher Abgeschiedenheit die Sehnsucht des deutschen Menschen nach dem, was das Leben nicht zuletzt lebenswert macht — nach Kultur. Der Rundfunk allein füllt die langen Winternächte nicht; es gehören Bücher, Film und Bühne dazu. Und es ist auch das eine nicht hoch genug

anzuerkennende Kulturleistung — trotz minus 20—40 Grad diese Werte höherer Erbauung über Schnee und Eis hinweg bis an die entlegensten Grenzflüsse im fernen Osten und in die äußersten Karpatenzipfel oder Tatraschluchten dem deutschen Soldaten, Kreishauptmann und Zollgrenzschutzbeamten zu vermitteln.
Mit vielen Kulturschaffenden und Künstlern bin ich hier im Außeneinsatz bekannter geworden als vorher im Reich. Sie waren Gäste höherer Berufung, jener des deutschen Herzens, die über Grenzen und Gefahren hinweg zwar unsichtbare, aber dafür auch unzerstörbare Brücken der Heimat schlägt. Stets wußten sie von großen Strapazen, aber auch von der umso größeren Dankbarkeit der Deutschen zu berichten, denen sie mit ihrem Können und ihrer Kunst auch in abgeschiedenstem Einsatzgebiet Kraft und Freude gegeben haben. Dieses Schenken unvergänglicher Werte deutscher Kultur in einem sonst so kulturlosen Bereich zählt zu den schönsten Erlebnissen künstlerischen Schaffens. Es ist ihr Kriegserlebnis, auch auf dieser Seite unter dem Einsatz der ganzen Person, von Gesundheit und Leben gewonnen. Und das besonders inmitten der schweren, harten Winter des Generalgouvernements!

In Radom ist ein Theaterabend angesetzt, der Saal schon zum Brechen voll. Tells Apfel hätte bestimmt nicht mehr zu Boden fallen können, so gepfropft eng sitzen Soldaten der Wehrmacht, Männer der ᛋᛋ und Polizei, sowie des sonstigen Osteinsatzes.
Die Fülle verbreitet mit den glühenden Öfen wohlige Wärme, während draußen ein eisiger Wind um die Mauern fegt. Schneeschwaden wirbeln auf. Bei diesem Wetter ein Theaterabend — das ist wahrhaftig ein Geschenk des Himmels! Den läßt sich keiner entgehen, der sich nur irgendwie frei machen kann.
Die Spannung wächst von Minute zu Minute. Die Zeit des Beginns ist überschritten. Aller Augen blicken auf den Vorhang. Doch der macht keine Anstalten hochzugehen.
Dafür scheint der Mann hinter ihm in des Wortes höchster Bedeutung dieser Absicht des Vorhanges zuvorgekommen zu sein. Er rast mit der Uhr in der Hand hin und her. Vom Bühneneingang zum -Ausgang und wieder zurück. Ungeduld ist heftiger Erregung gewichen. Die Vorstellung sollte längst beginnen und die Schauspieler sind immer noch nicht eingetroffen. Gewiß, manchmal kommen sie erst im letzten Augenblick. Das ist bei den polnischen Wegeverhältnissen und jetzt mitten im Winter keine Seltenheit. Aber — ich will doch noch einmal in Busko anrufen. Dort hat die Truppe gestern abend gespielt.
Er stürzt zum soundsovielten Male zum Telefon. Vielleicht klappt es jetzt mit

BLICK VON DER SEEALM AUF DIE SCHNEESCHIMMERNDE TATRAKETTE

ALMHÜTTE AM WINTERLICHEN TATRAHANG

IN DER GLITZERNDEN WINTERWELT DER NORDSEITE DER HOHEN TATRA

SELBST DER WEISSE GORALENHUND VERFÜGT ÜBER EINE STILECHTE HÜTTE

einer Verbindung. Auch das ist bei den polnischen Oberleitungen und bei minus 40 Grad eine Glückssache.
Und wirklich — ihm fällt ein Stein vom Herzen und der Hörer fast aus der Hand — es meldet sich Busko.
„Die Theatertruppe? — Ja, du meine Güte, die ist doch längst abgefahren und müßte doch schon dort eingetroffen sein...!"
Das Publikum wird um Geduld gebeten. Die Schauspieler müßten doch jeden Augenblick usw...
Indessen werden die Orte zwischen Busko und Radom angerufen, d. h. soweit man sie erreichen kann. Doch nirgends stößt man auf eine Spur des „Thespiskarren", nirgends will man sie gesehen haben. „Das ist ja eine schöne Pleite!" stöhnt der Mann, dem trotz minus vierzig Grad Schweißperlen auf der Stirn stehen, Aber mit Zögern ist in solcher Situation nichts gewonnen. Er überlegt nicht lange, stürzt in die Kälte hinaus, wirft mit Gottes und der Menschenhilfe den Wagen an und fährt der Truppe in die jaulende Winternacht entgegen.
Schneegestöber nimmt ihm fast die Sicht. Die Schneeketten wühlen sich in die Wehen, daß es sehr oft erst ein zweiter Anlauf schafft. So geht es einigermaßen bis Kielce. Hier sitzt der Wagen bald hoffnungslos fest.
Der Autobus der Theatertruppe ist in Kielce nicht eingetroffen, also hängt er zwischen Busko und Kielce. Schöne Schweinerei!
Rasch werden zwei Suchkolonnen zusammengestellt, die auf Panjeschlitten langsam gegen Busko vorstoßen. Nicht allzuweit vor Kielce stutzt der vorderste Gaul bereits. Er schnaubt unruhig. Wir springen ab und stapfen nach vorn. Vor uns erhebt sich mitten auf der Straße eine mächtige Schneewehe. Donnerwetter — ist das etwa der Autobus?!
Die Kolonnen packen die Spaten und schaufeln aus Leibeskräften. Tatsächlich — aus der Schneewehe schält sich seine Karosserie heraus.
Heftiges Pochen antwortet hinter den gefrorenen Fenstern. Stimmen geben der Freude Ausdruck, endlich aus diesem unfreiwilligen und kalten Gefängnis befreit zu werden. Das dauert noch ein Weilchen. Schließlich ist die Tür frei und die Künstler schieben sich steifgefroren heraus. Wodka und ein paar Freiübungen (sie fallen unbeholfen genug aus) wärmen wieder etwas auf. Die ermunternden Zurufe der Soldaten erreichen ein übriges. Dann wird die Weiterfahrt angetreten. Radom wurde zwar in der gleichen Nacht noch erreicht; eine Vorstellung fand jedoch nicht mehr statt. Sie wurde am nächsten Abend doppelt dankbar nachgeholt.

Doch da wir nun einmal beim Theater sind... Eine andere Theatergruppe hat bereits 10000 Kilometer im Generalgouvernement zurückgelegt und in über

6

einhundert Städten und Dörfern gespielt. Darunter befanden sich kleinste und abgelegenste Nester. Von Westpreußen über Masuren und Memel war die Fahrt in das Generalgouvernement gegangen und hier kreuz und quer bis zum Bug und San und südlich zu den Karpaten.
Der Spielleiter weiß nicht minder von unvorhergesehenen Schwierigkeiten zu berichten. Reifenpannen, defekte Lichtleitungen waren noch die geringsten unter ihnen. Überall haben sie ihre Kulissen aufgebaut, oft ebenso erst in letzter Minute. So in Kasernen, Fliegerhorsten, Lazaretten und Landhäusern, ja — selbst in einem Spritzenhaus und Pferdestall. Der Kunst hat das nichts geschadet, den Künstlern ebensowenig, wie sie versichern; die Hauptsache — wir konnten spielen!
Auch an Lichteffekten hat es nicht gefehlt. Es ist der beste Beleuchter machtlos, wenn ausgerechnet kurz nach dem Beginn der Vorstellung die Sicherungen durchbrennen. Und zwar alle verfügbaren. Finsternis legt sich lähmend auf Publikum und Darsteller. Da rettet der Bühnenmeister die peinliche Situation durch einen Lichtblick seinerseits. Er legt einige Schallplatten auf das Reisegrammophon. Musik macht die schwärzeste Finsternis geradezu gemütlich! Schließlich ist der Schaden behoben und die Vorstellung kann fortgesetzt werden bis, ja — bis das Licht wieder versagt. Diesmal lag der Schaden am Ortsnetz. Was hilft es — alle tragen es mit Humor. Es war ja eine Komödie, die wir spielten. Licht und Schatten wechselten an diesem Abend noch ein paar Mal, in der Handlung ebenso wie im Raum. Es wurde dennoch ein stürmisch gefeiertes happy end. Überall aber schlug auch diesen Künstlern eine Welle der Dankbarkeit entgegen. „Vor allem die Soldaten sind das dankbarste Publikum, das sich ein Schauspieler wünschen kann!" bekennt die blonde Erika und sie weiß begeistert nicht nur von stürmischer Anerkennung, sondern auch von rührender Fürsorge zu berichten. Dabei war die Unterkunftsfrage hinsichtlich der polnisch zwangsläufig begrenzten Möglichkeiten nicht immer einfach zu lösen. Mitunter mußte ein Strohlager genügen.
Aber auch der Möbelwagen mit den Kulissen bildete eine letzte Zuflucht, wenn sich beispielsweise das behelfmäßige Polenquartier als zu schmutzig erwies oder des Nachts unzählige „Marienkäferchen" die Wände hochkrabbelten. Diese „Marienkäferchen" bedeuteten freilich alles andere, als Glücksverheißungen. Da hieß es rasch Reißaus nehmen, denn es waren lauter fette, gefräßige Wanzen.
Wohl dem, dem dann noch ein wenn auch kalter, so doch sauberer Möbelwagen zur Verfügung steht! Die Kleine lacht schelmisch und meint, auch so etwas könne ihnen die gute Laune nicht verderben, die sie ja den Soldaten brächten.

Unter uns — wir, die wir zum beständigeren Inventar dieses Generalgouvernements gehören, hatten nicht immer einen Möbelwagen zur Hand, wenn wir uns unversehens in eine solche Bettstatt, ich meine Brutstätte blutsaugerischer Punktfülle legten. Wir haben so manche Schlacht geschlagen, über die kein Geschichtsbuch berichten wird. Es ist auch besser so; denn in diesem Falle sind wir nicht immer als Sieger daraus hervorgegangen...

Unter dem reichen Schneefall des Winters hat natürlich auch die Post zu leiden. Es ist besonders schwierig den reisenden Künstlergruppen, die innerhalb weniger Tage ihre Standorte wechseln, jeweils die Post zuzustellen. Hier sorgt der Zufall nicht minder für Zwischenfälle, die — ohne mit dem Schicksal ernstlich zu hadern — mit Humor aufgenommen werden.
So warteten einige Künstler tagelang vergeblich auf einen Brief, der für sie von besonderer Wichtigkeit war. Schließlich erledigte man die Sache telefonisch; denn der Brief blieb und blieb verschollen.
Erst jetzt nach fast vier Monaten traf er im Januar ein und das Erstaunen war nicht gering über die weite Reise, die er gemacht hatte. Er hatte den kleinen Umweg übern großen Teich und Amerika eingeschlagen, wo der Empfänger aus naheliegenden Gründen nicht aufzufinden gewesen war.
Und die Schuld? — Ja, schaun's — die Aufschrift lautete: Wehrmacht-Bühne „Liebe in USA...“ (so hieß das Stück, das die Truppe aufführte).

Verwüstete Fabriken, geplünderte Schokoladenlager...

Jüdische Direktoren ließen ihre Betriebe im Stich

„Die Allerhöchst Seiner Majestät gewidmete Mockerl-Torte wurde Allerhöchst demselben am vergangenen Montag, den 24. Jänner, serviert und war Allerhöchst Seine Majestät vom Wohlgeschmack der Torte sehr befriedigt, was hiermit zur Kenntnis gebracht wird. Vom K. u. K. Hofwirtschaftsamt".
Das klingt nach Wien und nach Vergangenheit.
Wir entdeckten das Anerkennungschreiben in einer Krakauer Schokoladenfabrik. Dieses Krakauer Werk ist der Ableger einer bekannten Wiener Firma, deren Torten einmal „in aller Munde" waren.
Es ist dies aber nicht die einzige Schokoladenfabrik in Krakau, die einen Namen von gutem Klang aufweist. Es gibt solcher „Süßigkeiten" noch einige mehr. Die Betriebe waren durch den Krieg zum Stillstand gekommen, und sind nun, zumeist unter deutscher kommissarischer Leitung wieder in Gang gebracht worden.
Wir haben die beiden größten Werke einmal besucht und hatten dabei Gelegenheit auch auf diesem Fabrikationsgebiet im Gegensatz zu früherer polnischer Verwaltung erfreuliche Fortschritte festzustellen.
Natürlich haben die Juden auch hier ihre Hände im Spiel gehabt! Ein Unternehmen stand einhundertprozentig unter jüdischer Führung, soweit man das überhaupt eine Führung nennen kann. Nur die Arbeiterschaft setzte sich aus Polen und Polinnen zusammen, die den jüdischen Schmarotzern gerade gut genug waren, für sie in des Wortes ebenso hundertprozentiger Bedeutung zu schuften.
Dafür waren dann die jüdischen Herren Direktoren auch die ersten, die die Flucht ergriffen, als es brenzlig wurde. Natürlich füllten sie sich vorher noch ordentlich die Taschen — allerdings nicht mit Schokolade.
Als das Chaos vollendet war, sah jedoch auch polnisches Raubgesindel seine große Stunde gekommen. Noch bevor die deutschen Truppen einrückten, drangen polnische Zivilpersonen in die eigene Fabrik ein und plünderten, was nur irgendwie griffbereit lag.
Während sich bei einem Werk die Gefolgschaft noch einigermaßen erfolgreich zur Wehr setzen konnte, hauste die Menge in anderen Fabrikräumen in geradezu unbeschreiblicher Weise.

Für 400000 Zloty Roh- und Fertigwaren wurden gestohlen. Regale, Fächer, Schreibtische und Kisten brach man auseinander. Trümmer und Splitter flogen in den Räumen herum.
In den Zimmern der Buchhaltung watete man später knietief in durchwühltem Papier. Ein Bild der Verwüstung — symbolisch für den damaligen polnischen Zustand überhaupt.
Wer heute dieses gleiche Unternehmen betritt, trifft Sauberkeit und Ordnung an. Nur einen kleinen Raum hat man im ursprünglichen Zustand belassen. Er besitzt schon jetzt Museumswert.
Peinlichste Sauberkeit hat aber auch bei den anderen Betrieben ihren Einzug gehalten. Die polnischen Belegschaften verschließen sich dem neuen Geist der Ordnung nicht. Sie packen umso bereitwilliger mit zu, weil sie merken, daß nun mehr und besser geschafft wird und sie vor allem keiner jüdischen Ausbeutung mehr ausgesetzt sind.
Während sich die Maschinen in dem einen Werk mit ihren Messingschildern zumeist zu deutscher Herkunft bekennen, hat die frühere ausschließlich jüdische Führung des anderen nur englische und französische Maschinen aufstellen lassen. Auch ein kleiner Beweis dafür, wer hier mit wem zusammensteckte.
In den Empfangsräumen verabschieden wir uns wieder. Einst wurde hier so manches Geschäftchen zusammengemauschelt. Jetzt wird hier deutsch gesprochen! Früher hingen an den Wänden rundum Gesichter mit krummen Nasen und langen Bärten. Heute hängt hier das Bild unseres Führers. Schlicht und den Raum beherrschend.
Beim Pförtner erleben wir noch eine bezeichnende Episode — sozusagen am Rande des Zeitgeschehens.
Ein altes jüdisches Weib drängt sich da mit viel Wortschwall und wenig Wahrheitsliebe auf. Sie habe vom Direktor in der letzten Woche Waren versprochen erhalten.
Die Nachforschungen ergeben das Gegenteil.
Die Jüdin läßt sich in angeborener Unverschämtheit noch lange nicht abweisen. Dann war es eben ein anderer, aber versprochen worden sei es ihr. Man fragte sie, mit welchem Recht sie überhaupt Schokolade verlange.
„Hab ich ein Geschäft... will ich machen ein Geschäft“ schwabbelt sie drauflos. „Brauch ich Schokolade. Oder soll ich mich selbst verkaufen? (man stelle sich unsere Gesichter vor!) Nimmt mich aber niemand mich altes Weib! Bei meiner Ehr als Jüdin (das behauptete sie in einer Minute durchschnittlich drei Mal)... man hat mir versprochen Schokolade...“
Wir haben uns angewidert abgewandt. Schokolade aus solchem „Geschäft“? Nicht in die Tüte...!

Lublin — die Pechsträhne der Polen

Eine deutsche Stadtgründung — Im Ghetto der Katakomben — Drei bis vier Stockwerke unter der Erde — Wasserträger in der „europäischen Wüste" — Ein Marschall kam, ein Hauptmann ging

Aus dem flachen, hier aber fruchtbaren Land heraus, fahren wir in die östliche Distriktshauptstadt Lublin ein.

Über einen behäbigen Würfel zumeist abgeflachter Dächer erhebt sich das steinerne Rechteck des alten Königsschlosses, in dem auch August der Starke, König von Polen und Kurfürst von Sachsen zeitweilig residiert hat. Das ist damals ebenso wie in Krakau und Warschau ein Aufleuchten deutscher Kraft gewesen. Vor ihm und nachher überwog der finstere, herrschsüchtige und ränkeschmiedende Geist der Piasten, jenes polnischen Geschlechtes, das hier über dem Abhang zur Bystrzyca ihr Stammschloß errichtete, um von ihm aus immer wieder nach dem Westen vorzustoßen, selbst über die Oder hinaus. Das war eine antideutsche Konzeption, die sich im eigenen Lande zwar des öfteren mit dem jagellonischen Drang nach der Gegenseite, dem Osten, auseinanderzusetzen hatte, die aber mit der Politik der Nachfolger Pilsudskis erneut die Oberhand gewann. Einem geeinten, starken Deutschland gegenüber mußte diese piastische Politik in ihrer blindwütigen chauvinistischen Aufputschung Polen zum Verhängnis werden. Daß wir nun hier stehen ist dafür der geschichtliche Beweis.

Die Polen selbst jedoch würdigten die Wiege ihres Piastengeistes zum Stadtgefängnis herab.

Über holpriges Kopfsteinpflaster treten wir in den Schloßhof ein. Er ist kleiner, als die Ausdehnung des plumpen Gemäuers von außen vermuten läßt. Der dicke runde Turm in der Mitte wurde im Jahre 1244 erbaut. Von seinen Zinnen aus überblickt man ganz Lublin, das in der Anlage seiner Straßen und größeren Bauwerke an Wasserburg am Inn erinnert. Dieses Stadtbild ist ein deutsches. Polnische Mißgestaltung und jüdischer Ghettohorizont haben freilich am stilreinen Ursprung vieles geschmälert. Er bleibt dennoch unverkennbar.

Urkunden bestätigen den Augenschein. Ein deutscher Vogt, Matthias von Opatowiec, gründete im Jahre 1317 diese Stadt nach Magdeburger Recht.

Deutsche Siedler aus Schwaben, Mecklenburg, dem Jülischer Land und aus Köln waren ihre ersten Einwohner.
Es ist das geschichtliche Pech der Polen, den politischen Hebel zumeist an der falschen Stelle angesetzt und ausgerechnet als Geburtsstätte ihrer antideutschen These eine deutsche Stadt erkoren zu haben.
Wie deutsch Lublin aber ist, beweist die Altstadt mit ihren Patrizierhäusern, Stuckverzierungen und buntbemalten Fassaden. Diese Bürgerhäuser tragen Züge unserer Heimatstädte. Wir blicken rund um den Alten Markt in vertraute Gesichter. In ihrer Mitte befindet sich ein schlichter Rats- und Weinkeller aus dem Jahre 1576, von dessen Wänden uns deutsche Worte über die Jahrhunderte hinweg ansprechen. Es sind Sprüche derben deutschen Humors. Und geht man die wenigen Schritte von froher Lebensstätte zum Friedhof hinaus, so legen auch die grauen Grabsteine mit ihren deutschen Schriftzügen geschichtliches Zeugnis ab.
Im sechzehnten Jahrhundert umfaßte unseren Rundblick ein Mauergürtel mit trotzigen Türmen und Toren. Eines, das Krakauer Tor, ist als deutsches Wahrzeichen bis in die heutige Zeit in seiner steinernen Wucht erhalten geblieben. Es beherrscht den Westausgang der Stadt. Nach dieser Seite wohnten in der Hauptsache die deutschen Kaufleute und Handwerker.
Damals klaffte zwischen diesem deutschen Stadtkern Altlublins und dem Schloß über dem Hang ein leerer Raum. Die Juden überbrückten ihn später (ausgerechnet!). In diese Niederung buddelten sie ihr Ghetto, das in seiner Art selbst für polnische Verhältnisse als einmalig zu bezeichnen ist.
Zwei Kilometer Dreck sind keine Kleinigkeit. In ihm zu wohnen, bringt nur der schmierige Jude des Ostens fertig.
So ducken sich längs der Lubartowskastraße zu beiden Seiten winklige, schiefe Hütten. Sie sind etwas schmal geraten auf der Brust und die Stirn hängt voller verwitterter Runzeln oft vorn über, als wollte sie hier und dort das wimmelnde Gewürm unter die Erde drücken. Dazwischen schmiegen sich Bretterbuden, deren Wände modernde Fäulnis überzieht. Aus den Löchern von Türen und Fenstern kriecht ekelerregender Gestank.
Wie die Behausungen, so auch die Menschen. Der bekleckerte Kaftan überwiegt hier vollkommen. Er umschließt die krummen, kranken Körper vom Schmutzrand des Halses bis zu den Plattfüßen hinunter, damit auch ja nicht etwa ein Fünkchen Sonne darauffalle.
Wie mag es erst darunter aussehen?!
Feiste, schwammige Judenweiber hocken hinter kümmerlichen Verkaufsständen. Hände und Mundwerk stehen kaum einmal still. Das drängt und schiebt sich rundum, straßauf, straßab, ist ein dauerndes Gewoge und Ge-

mauschel. Ein Geschäftchen löst das andere ab. Im Schatten schmutziger Mauern oder in verdreckten Hausfluren, überall die gleiche quirlende Lebendigkeit.

Und das Opfer? Es ist der polnische Bauer. Zumeist Analphabet. Darauf hat sich der jüdische Kundendienst längst geschäftstüchtig eingestellt. Über die polnische und hebräische Schrift der Ladenschilder ist hier ein Hut gemalt, dort eine Badewanne(!)... Hineingelegt wird der polnische Bauer so oder so. Und wenn das Geld dann „im Kasten klimpert" oder in den unergründlichen Tiefen des Kaftans verschwunden ist, versteht es der Jude mit seinem rührseligen Geschwätz sogar noch dem Geschröpften einzureden, daß nicht er, der bescheidene armselige Jude, sondern der Bauer das bessere Geschäft gemacht habe. So findet letzterer immer wieder zu ersterem in der einfältigen Meinung, daß eine Hand stets die andere wasche.

Apropos — waschen. Das wird auch im Lubliner Ghetto nicht groß geschrieben, hat hier aber noch seinen besonderen Grund.

Es gab wenig Wasser im Lubliner Ghetto (auf mehr haben die Juden von sich aus niemals Wert gelegt!), denn das gesamte Viertel mit seinen 50000 Hebräern verfügte weder über eine Wasserleitung, noch über irgendwelche Brunnen. Dem wurde insoweit energisch abgeholfen, daß die Stadtverwaltung an einigen Stellen dieser „europäischen Wüste" sogenannte Wasserhäuschen errichten ließ, die von einer Leitung des Wasserwerks gespeist werden. In ihnen sitzt jeweils ein städtischer Beamter hinter einem Fenster, der das eimerweise Abfüllen reguliert. Er läßt das Wasser nur fließen, wenn der Kunde draußen (trau, schau, wem...) sein kupfernes Groschenstück in die Schale eines Holzschiebers unterhalb des Fensters gelegt hat, von dessen Anwesenheit er sich durch Hereinziehen des Schiebers noch peinlichst überzeugt; denn er weiß — bei diesen Brüdern muß er doppelt und dreifach aufpassen.

Erst wenn das Geld im Schieber klappert,
kommt das Wasser angeschwappert...

Obwohl es sich bei diesen kupfernen Groschenstücken nach unserer Währung nur um halbe Pfennige handelt, versuchen es die unsauberen Burschen oder fettigen Weiber immer wieder noch billiger wegzukommen. Dafür reißen sie ihr ungewaschenes Maul (das Wasser wird ja eben erst geholt) umso kreischender auf, wenn der Eimer nach ihrem semitischen Augenmaß nicht voll genug gelaufen ist. Dann fangen sie ebenso zu feilschen und zu betteln an, wie im umgekehrten Falle ihrer höchst persönlichen Geschäftelmauschelei... „Bittä, noch ä Guß Wassär, Gott, der Gerechte..."

Ich wende mich angeekelt ab; mir ist der Eimer zum Überlaufen voll, auch ohne Wasser.

Doch hoppla, was kommt denn da? Ein Jude in diesem Ghetto, der arbeitet? Der muß sich verlaufen haben!
Im Schweiße seines verfilzten Angesichtes schleppt da ein schmächtiger Jünger Jehovas an einem geschulterten Holzjoch zwei Eimer Wasser an uns vorüber (die anderen holen stets nur einen). Er grient uns dabei unterwürfig an. Fehlte nicht viel, er hätte uns die Brühe angeboten. Es mußten da einige kostbare Schweißtropfen hineingekollert sein, denn sie glänzt ölig.
Dieser Wasserträger bringt trotzdem seine Ware noch an den Mann, denn es gibt unter den Faulen noch ganz Faule, die lassen sich die Eimer in ihre Behausungen schwenken und zahlen dafür — o, welche Verschwendung! — vier Groschen mehr. Das sind schon die Wohlhabenden in diesem Paradiese, aus dem man nicht erst durch ein Gottesgericht vertrieben zu werden braucht. Hier nimmt man von alleine schnellstens wieder Reißaus.
Und das erst recht, wenn man noch rasch einen Blick in die Katakomben des Lubliner Ghettos geworfen hat.
Sind die Wohnlöcher schon mehr Behausungen von Höhlentieren, so wird es in des Wortes doppelter Bedeutung unter der Erde noch finsterer. Über feuchte, glitschrige Stufen tastet man sich an nassen Wänden hinunter und durch Gänge, die kreuz und quer führen, aus denen der Fremde ohne Vorsichtsmaßnahmen niemals wieder herausfinden würde.
Die Luft ist modrig und schwer. Sie lastet wie ein Alpdruck auf der Brust. In manchen Winkeln verschlägt es einem geradezu den Atem.
Im grellen Licht der Scheinwerfer häuft sich hier und dort Gelumpe, Unrat. Darüber hinweg kriecht irgendwelches Getier. So geht es drei, ja — vier Stockwerke tief. Das sind die sichersten Verstecke der Juden. Hierhin haben sie ihre erschacherten Wertgegenstände geschafft, hier befinden sich ihre Warenlager des Schleichhandels. Die deutsche Polizei stößt immer wieder vor und hat schon so manchen „Schatz ausgegraben". Dieses ekelerregende Labyrinth in seiner gesamten unterirdischen Verästelung zu durchforschen, ist jedoch nahezu menschenunmöglich.
Im übrigen — die Juden, die hier unten hausen, sind keine Menschen mehr. Als mir wieder die Sonne in die Augen tritt, meine ich zum zweiten Male das Licht der Welt erblickt zu haben.

An diesem Tage wurde uns aber noch zum dritten Male das Leben neugeschenkt...
Wir sitzen weit ab von der Heimat in deutschem Kameradenkreis zusammen. Deutsche Worte, deutsche Musik, deutsche Gastlichkeit lassen uns die Schatten des Tages bald vergessen.

Dafür tauchten draußen zwei auf, die sich beim schnellen Zupacken der Posten und Polizei als bärtige Abgesandte jener Unterwelt entpuppten.
In ihren Taschen fand man zwei Pistolen. Je sechs Schuß in der Trommel. Das hätte gereicht.
Ihr Schicksal? Es ist so gewiß, wie sie sich das unsere gedacht hatten. Hart, aber gerecht.
Ich habe einer Reihe solcher Kerle in die irrlichternden Augen gesehen. Ihre Stunden waren gezählt. Sie hatten ihr Leben selbst verwirkt. Auf Raub und Mord steht das Todesurteil.
Im dicken Turm des Schlosses wies man mir eine Kerkertür. Quietschend gab eine kleine Scheibe das Guckloch frei. Da standen sie in Reih und Glied und wagten keine Hand mehr zu rühren. Nur die Augen drehten sich, als ob sie etwas würgte.
Es waren lauter rohe ungefüge Gestalten, denen man die Brutalität auf den ersten Blick ansah. Die auffälligsten Merkmale der Köpfe bildeten eine niedrige oder fliehende Stirn, darunter zwischen groben kantigen Backenknochen ein aufgedunsener Mund, der bei dem einen ein Gebiß durchschimmern ließ, das auch das eines Pferdes hätte sein können.
Über ihre geschorenen Schädel hinweg strich von der Gegenseite durch ein schwervergittertes Fenster das Licht des Tages. Es war das letzte ihres Lebens. Sie wußten es. Ihre Augen sprachen davon. Eine Stunde später schwiegen auch sie.

Das Schicksal hätte aber auch in Lublin fast einen ereilt, der es nicht minder verdient haben würde. Denn er hat Millionen Menschenleben auf dem Gewissen und Hunderttausende in den Tod gejagt.
Es war ein Marschall, der hier in der Krakauer Vorstadt im Hotel Viktoria mit der polnischen Regierung kurze Zuflucht suchte, als er im Begriff stand, sich und seine Finanzen noch rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, während das von ihm aufgewiegelte Volk verblutete.
Rydz-Smigly hatte ein verteufelt schlechtes Gewissen, als er hier ankam. Das trieb ihn nur zu umso größerer Eile. Es riet ihm sogar zur Verleumdung und Verkleidung seiner ach so selbst vergötterten Gestalt.
Ein Marschall hatte dieses Hotel betreten, ein Hauptmann verließ es wieder. Er hatte noch Glück, dieser neugeborene Hauptmann. Nur eine kleine Viertelstunde später legte eine deutsche Fliegerbombe das Hotel in Schutt und Asche. Eine verlassene Marschallsuniform, die eigentlich für Berlin zugeschnitten worden war, ging dabei mit in Flammen auf.

Auf Schinkels Spuren bei Krzeszowice

Entdeckung unweit der Straße Krakau—Kattowitz — Zur Linken 160000 Kubikmeter Erde ohne Halt — rechts unvergängliche deutsche Bauwerke — Schloß und Kirche von Kressendorf

Wir sind sie schon oft gefahren — die Straße heim ins Reich. Sie geht von Krakau aus zunächst ihren eigenen schnurgeraden Weg und trifft sich erst kurz vor Zabierzow mit der Strecke der Ostbahn in gleicher Richtung.
Ja, sie hat es im Anfang eiliger als der Schienenweg, den Anschluß an den oberschlesischen Grenzbogen zu finden. Und was sie uns noch sympathischer macht, diese Verkehrsader nach dem Herzen der Heimat, sie ist eine der wenigen polnischen Straßen, die als gut bezeichnet werden kann. Sie besitzt sogar eine durchgehende Decke, die kaum Löcher aufweist. Sie ist für polnische Verhältnisse ein wahres Himmelbett!
Mit der Ostbahn-Strecke Krakau—Kattowitz—Berlin stellt diese Straße eine der wichtigsten Verbindungen mit dem Reich dar. Sie gefällt sich in dieser ihr angeborenen — von den polnischen Erbauern freilich kaum vorausbestimmten Rolle.
Lang dehnt und streckt sie sich über welliges Gelände. Die Wälder der Dulower Höhenkette begleiten sie bald hinter Krakau, noch im Angesicht der schlanken gotischen Türme und schimmernden Dächer der Hauptstadt des Generalgouvernements, während nach der anderen, der rechten Seite Hügel und Hänge flach auslaufen.
Über dem dunkelblauen, faltenreichen Mantel des Waldes, der in seinen Tiefen Wildnis und Sümpfe verhüllt, stößt eigenwillig die Spitze des Pilsudskihügels hervor.
So wuchtig sich auch der Kegel in den blauen Horizont hinein erhebt — er ist nach fachlichem Urteil eine Fehlkonstruktion. Die anhaltenden Regengüsse eines Frühjahrs haben ihm schwer zugesetzt. In seiner Wandung klaffen Risse. Das Wasser hat dicke Grasplacken, Drainageröhren und steinerne Wegefassungen hinweggeschwemmt.
Sturzbäche trugen auf ihrem blanken Rücken die weiche Erde in die Tiefe; denn dieser gewaltige Koloß hat keinen Halt; die auf einem Bodendurchmesser von 108 Metern sich bis zu einer Höhe von 36 Metern verjüngend auf-

gehäuften 160000 Kubikmeter Erde sichert kein stabiles Gerippe. Man stelle sich einen Fettwanst ohne Rückgrat vor. Für solide deutsche Bauplanung ist es unbegreiflich, wie man einen solchen gigantischen Hügel so leichtfertig aufschütten lassen konnte. Die Fehlkonstruktion wird sich mit jedem niederschlagreichen Frühjahr aufs neue erweisen. Eine nachträgliche Sicherung würde viele hunderttausend Zloty verschlingen. Dabei baute man vier Jahre daran. Erst kurz vor Kriegsausbruch wurde am 6. August 1939 das Kernstück der Anlage eingeweiht.

Schon knapp ein Jahr später beginnt sich der Hügel wieder aufzulösen. Karrten sich die Polen hier selbst ein Symbol ihrer Geschichte zusammen?

Gewiß — aber nach ihrer Ansicht ein einmaliges Nationalheiligtum, daß eine Wallfahrtsstätte des ganzen polnischen Volkes werden sollte. Aus aller Herren Länder, wo einmal Polen gekämpft haben, ließen sie die Erde ihres Sterbens heranrollen; die polnischen Städte und Dörfer brachten viele Kubikmeter Boden herbei. Im Schweiße ihres Angesichtes schütteten die Abgesandten selbst Schubkarre um Schubkarre auf.

Es war ein großer Gedanke, mit dem man hier glänzte; der aber, kaum gedacht, in typisch polnische Verwässerung zerfloß, wie jetzt im Frühjahr seine schwammige Schöpfung. Mit der haltlosen Aufhäufung der Erdmassen fing es an; die Bezahlung dieser „Ehrenleistung" (weil es wohl im Verlaufe der Jahre mit ihr nicht mehr so recht voran gehen wollte) mit einem Zloty pro Schubkarre bildete nur noch den bezeichnenden Schlußstein dieses unrühmlichen Kapitels polnischer Geschichte, das doch eines der ruhmvollsten werden sollte.

Vor allem aber vergaß man dann bald über die Erdkarren gebeugt das politische Vermächtnis jenes Mannes, dem dieses Denkmal geweiht war. Haben nicht alle, diese polnischen Politiker nach Pilsudski, ihre Köpfe in Schubkarren voll Erde gesteckt?!

Erst der deutsche Gewitterguß schwemmte die vielen kleinen politischen Pilsudskihügel, die sich da selbstherrlich angehäuft, mit dem Namen aber nichts mehr gemein hatten, als seinen Klang, dem Boden gleich.

Und der große Hügel dort drüben? Dessen Schicksal liegt in der Hand des Himmels selbst.

Die Verfallerscheinungen werden von Zeit zu Zeit behoben; zu retten ist diese Fehlkonstruktion jedoch nicht mehr. Daran tragen seine Schöpfer selbst Schuld. Wieviel unvergänglicher bauten die deutschen Meister darunter an der Weichsel die Burg, die Türme und Mauern Krakaus und einer der deutschesten nur wenige Kilometer weiter in das Land in Krzeszowice, dem späteren Kressendorf!

Wir fahren die Straße weiter, die allerjüngste Geschichte erlebt hat. Davon zeugen hier und da ausgebrannte Häuser, deren Mauerreste schwarz und verlassen aufragen.
Verloderte Fackeln des Krieges.
Neben und hinter dem verrußten Gestein grünt nun ein neuer Frühling. Darüber leuchtet wieder das Blau eines hellen, heiteren Himmels.
Von Krakau aus folgt den kleinen winkligen Ortschaften Bronowice und Zabierzow inmitten anmutiger Umgebung Krzeszowice. Die Straße berührt nicht den eigentlichen Marktflecken; sie streift nur die Peripherie zusammengeschrumpfter, geduckter Dorfhäuser. Wer hier durchfährt, sieht zwar zur Rechten Stahlhelm und Gewehr des deutschen Postens aufblinken und für einen Augenblick ein Schild mit dem Hinweis zur Ortskommandantur, aber sonst wird kaum etwas seine besondere Aufmerksamkeit erregen.
Der parkähnliche Waldstreifen weiter oberhalb könnte in seinen Schatten ein größeres Gut oder — was schon seltener ist im ehemaligen Polen — ein Schloß bergen. Bei solcher flüchtigen Vermutung bleibt es jedoch. Sie huscht vorüber, wie die Telegraphenmasten, in deren drahtgebündelten Köpfen es ununterbrochen rumort. Vielleicht soll es eine Frühlingsweise sein, die der Wind in den blitzenden Saiten aufspielt.
Die meisten achten aber auch darauf kaum; denn der Motor ihres Wagens schlägt weit weniger poesievolle Töne an. Er hat auch keine Zeit dazu. Und denen, die hinter ihm hocken, ergeht es nicht anders.
Und doch würde sich ein Verweilen hier lohnen!
Wer vermutet angesichts dieser unscheinbaren, schmutzigen Bauernkaten wenige Schritte weiter abseits auf Spuren des großen preußischen Baumeisters Karl Friedrich Schinkel zu stoßen, jenes berühmten Berliner Oberlandesbaudirektors aus dem Jahre 1839, der das Schauspielhaus der Reichshauptstadt, das imposante Museum, die frühere Königswache, das heutige Ehrenmal, den Umbau des Palais des Prinzen Karl in Berlin, die Schlösser Glienicke, Tegel und Charlottenhof bei Potsdam und Schloß Babelsberg geschaffen hat.
Es sind nur wenige Schritte von der Straße ab zum Schloß hinauf und zur Kirche von Krzeszowice hinüber, beides Bauwerke nach Entwürfen dieses klassischen Baumeisters der Mark, dessen geniales Wirken weit über die Grenzen Preußens hinaus reichte, und dessen unermüdlich schöpferisches Planen sich sogar mit ebenso großartigen, wie kühnen Entwürfen befaßte, wie die Umwandlung der Akropolis von Athen zu einem griechischen Königspalast und einem prachtvollen Schloßbau auf der Krim im Schwarzen Meer.
Hier im Garten von Krzeszowice, dem heutigen Kressendorf, begegnen wir diesem Schinkel. Seine Gestaltungsgabe entwarf schlicht, mit unverkennbar

preußischen Zügen und in reinstem klassischem Stil das Schloß für den polnischen Grafen Potocki.
So haben sich die Polen oft mit fremden Federn geschmückt. Wirtschaftlich ebenso wie in der Kunst. Polens bedeutende Bauwerke sprechen davon eine deutliche und deutsche Sprache. Ein Beispiel unter vielen bildet auch dieses Schloß des Grafen Potocki, das heute gelegentlicher Dienstsitz des Generalgouverneurs ist.
Man war auch hier damals begeistert von dem Werke Schinkels, so daß die Gräfin Sophie Potocka den deutschen Baumeister ersuchte, auch noch den Entwurf einer Kirche anzufertigen. Schinkel hatte sich auch auf kirchenbaulichem Gebiete rasch einen klangvollen Ruf erworben. Davon zeugen in der Reichshauptstadt heute noch die Werdersche Kirche, die Kirche in Moabit und die von Persius vollendete Nikolaikirche in Potsdam.
Auch die Kirche von Krzeszowice offenbart nur zu deutlich Schinkelschen Gestaltungswillen. Auch sie lehnt sich in der Planung an die alten Basiliken an, das auffallendste Merkmal Schinkelscher Kirchenbauten.
Es ist ein schmuckes Kirchlein geworden. In seiner schlichten, geraden Linienführung, und mit seinem so sonntäglich sauberen und feierlichen Antlitz fühlt es sich gewiß nicht zu Hause inmitten einer typisch polnischen Umgebung. Stolz zeugte es jedoch all die Jahrzehnte hindurch von schöpferischem, deutschen Bauempfinden, das sich über Grenzen hinweg Länder und Erdteile erobert hat, weil nicht Gedanke und Geste allein, sondern vor allem erst das Können den Ausschlag gibt auf dieser Welt.

Als Deutscher unter polnische Waffen gezwungen

Der Einberufung nicht mehr entronnen — Qualvolle Tage auf Seiten des Feindes — Stunden der Hoffnung vor Lemberg — Unter Lebensgefahr zu den Deutschen gestoßen

Die Bartholomäusnacht von Bromberg, der Todesmarsch nach Lowicz, die Hölle von Beresa Kartuska — das sind Marksteine des Weltgewissens. Sie klagen als Mahnmale an. Auf diesen Leidensstationen tobten sich polnische Verhetzung und polnischer Chauvinismus unseren Volksdeutschen gegenüber am wildesten aus. Nicht minder schwere Stunden und Wochen haben aber auch diejenigen Volksdeutschen durchgemacht, die sich vor der Einberufung zum polnischen Militär nicht mehr in Sicherheit bringen konnten und die dann mit der polnischen Waffe in der Hand zunächst gegen das eigene Volk antreten mußten. Ich habe mich mit einem von ihnen unterhalten. Es war eine der erschütterndsten Zwiesprachen meines Lebens.

Da sitzt er vor mir — mit ganzem Herzen ein Deutscher. Man sieht es ihm an der Stirn und an den Augen an. Hier bedarf es keines papiernen Nachweises. Die ganze Art, die Haltung gibt den Ausschlag.
Man spürt es am Blick, man hört es am Klang der Worte — das ist einer, der für sein Deutschtum gelitten und gekämpft hat.
Es spricht für ihn, daß er nicht gern darüber redet. „Das sind Erlebnisse, mit denen hat man tief innerlich fertig zu werden. Dort verwahrt man sie am besten. Mein Herz will kein Aushängeschild sein!“ meint er schlicht.
Man glaubt es ihm, daß er keine großen Gesten und auch sonst keine Winkelzüge im Leben schätzt. Wieviel mehr muß es einen solchen Tatmenschen innerlich packen, auf die Feindesseite gezwungen zu werden.
Nur mühsam sind die Worte aus ihm herauszubringen.
„Ja, was soll ich groß erzählen... den Koffer hatte ich schon seit drei Tagen gepackt, als am 30. August 1939 die Generalmobilmachung in Polen bekanntgegeben wurde. Man mußte ja auf dem Sprung sein, nachdem immer willkürlichere Verhaftungen bei der deutschen Volkstumsführung vorgenommen wurden. Es blieben nur zwei Auswege — Gefängnis oder Einberufung. Mich zwang man zum Militär...

Wir erfahren, daß unser Volksdeutscher in der polnischen Armee den Rang eines Reserve-Leutnants bekleidete. Ist es nicht bezeichnend für den überstürzten polnischen Kriegsbeginn, wenn der Einberufene erst nach nahezu zwanzigstündiger Verspätung im Garnisonsort seines Regiments, in Grodno, einzutreffen vermag und er dann dort wegen Überfüllung der Kaserne in einem Hotel Quartier nehmen muß! Was man dabei nach polnischem Begriff so Hotel nennt.

Mit stolzem Ausdruck erzählt dann der volksdeutsche Kamerad: „Schon am 1. September überraschten uns um 6.30 Uhr auf dem Wege nach den Kasernen auf einer Bahnüberführung die ersten deutschen Bomber. Ich vermag meine Gefühle, die mich in diesem Augenblick bestürzten, nicht zu beschreiben. Hätte ich doch hinaufspringen können zu den deutschen Kameraden...!

In den Kasernen wollte man uns nachher weismachen, daß es eine Luftschutzübung der polnischen Wehrmacht gewesen sei. Die rauchenden Trümmer der Panzerregimentskaserne strafte diese klägliche Ausflucht jedoch Lügen.

Am 3. September flog ein ganzes deutsches Geschwader die Kaserne meines Regiments an. Die Wirkung war für die Polen verheerend. Einer der Volltreffer kostete allein sieben Menschenleben. Die polnische Flak war einfach machtlos. Dementsprechend sank die Stimmung der Soldaten rasch unter den berühmten Nullpunkt. Außerdem störten die ständigen Alarme die Organisation der Marschbataillone.

Schließlich — am 8. September, 2 Uhr nachts, erneut Alarm. Das Marschbataillon wird mit Waffen ausgerüstet. Um 15 Uhr Abmarsch in Richtung Bialystok".

Unser Kamerad schildert nun, wie sie unentschlossen hin und her geworfen werden.

„Ein großes Rätselraten begann. Wo werden wir eingesetzt? Geht es nach Ostpreußen? Dort sollten nach polnischen Berichten bereits Kavalleriebrigaden eingebrochen sein. Oder geht es nach Warschau? Anscheinend — denn an der Kreuzung zur Sokulka Osowiece biegen wir in dieser Richtung ab. Der Gedanke, bis nach Warschau zu marschieren, war für uns nicht besonders angenehm, da wir — wenn wir am späten Nachmittag unseren Marsch begannen — schwer unter den Anflügen deutscher Flieger leiden mußten.

Doch in der Nacht zum 10. September reißt uns wieder einmal ein Alarm hoch. Wir machen Kehrt marsch nach Grodno zurück. Es wird ein Gewaltmarsch. Bei den neuen Stiefeln und der unregelmäßigen Verpflegung bleiben die Folgen nicht aus.

Das Marschbataillon ist bald ein regelloser Haufen.

BRUNNEN IN DER HOLZGEZIMMERTEN BAUART DER GORALEN IM PODHALER HOCHLAND

GORALEN BESTELLEN IHREN ACKER UNTER DER HOHEN TATRA

DER WILDROMANTISCHE PIENINI-DURCHBRUCH DES DUNAJEC

Am 10. September kamen wir um 5.30 Uhr wieder in Grodno an, das wir erst vor zwei Tagen verlassen hatten".
Der Volksdeutsche schüttelt noch in der Erinnerung leicht den Kopf und fährt dann fort: „Auf dem Güterbahnhof wurden wir in aller Eile in Viehwagen verladen. Der Zug rollte in Richtung Baranowicze an. Zunächst schliefen wir, trotz drangvoller Fülle, vor Übermüdung. Erst in den Mittagsstunden, als sich der Hunger zu melden begann, erwachte hin und wieder das Interesse, was man nun mit uns eigentlich vorhabe. Unter den Soldaten — einer Mischung von Weißrussen und Polen — wurde das Fragen immer lauter. Aber auch die Offiziere ahnten nicht, selbst der Bataillonskommandeur wußte nicht, wohin es ging. Lediglich der Transportleiter erhielt auf jeder Haltestelle einen versiegelten Briefumschlag, in dem er von Fall zu Fall die Fahrtrichtung angewiesen bekam".
Unser Kamerad schaltet ein, daß bei Wolkowysk neun deutsche Bomber den Transport stellten. Sie hatten aber anscheinend ihre Eier schon in ein anderes Nest gelegt und befanden sich auf dem Rückflug. Allein das Geräusch der Flugzeugmotoren genügte bereits nach einer Woche Krieg, um unter den polnischen Soldaten panikartige Angst hervorzurufen.
Bezeichnenderweise hatte man dem Bataillon wohl genügend Lebensmittel, aber keine Feldküche mitgegeben. Erst am 11. September in Sarny konnte eine längere Rast eingeschaltet und abgekocht werden. Dabei gab es eine Schauvorführung.
„Es sollte sozusagen eine Beruhigungspille für die polnischen Soldaten sein", erzählt unser Kamerad lächelnd weiter. „Dort sahen wir zum ersten Male während der Dauer des Krieges ein polnisches Flugzeug, das uns höchstwahrscheinlich auch bildlich beweisen wollte, daß die Märchen, die uns die Offiziere über den Durchbruch der Siegfriedlinie an zwölf Stellen und den Entsatz Danzigs durch die britische Hochseeflotte auftischten, auch wahr seien.
Ich habe das schon aus tiefstem Empfinden heraus für plumpen Schwindel gehalten"!
In Balszczowice, 18 Kilometer vor Lemberg, wird das polnische Bataillon auswaggoniert. Kaum in Fliegerdeckung gegangen, erlebt unser Kamerad den Angriff eines deutschen Fliegergeschwaders, das die etwa 350 Meter entfernt liegende Bahnlinie bombardiert. Doch lassen wir ihn selbst erzählen: „Die Einschläge der Bomben waren so nahe, daß die Erde unter uns erzitterte und die polnischen Soldaten vollends die Nerven verloren. Sie sprangen aus der Fliegerdeckung heraus und glaubten in ihrer Angst in Strohschobern besseren Schutz zu finden. Das lenkte die Aufmerksamkeit der deutschen Flieger erst recht auf uns und Maschinengewehrfeuer aus der Luft war die unver-

zügliche Antwort. Dabei erlitt das Bataillon die ersten Opfer noch ehe es die Front erreicht hatte".
In diesen Tagen beginnen sich die Zufahrtsstraßen nach Lemberg durch die zurückflutenden Flüchtlinge und Militärtrain zu verstopfen. Das Bataillon vermag nur mühsam vorwärts zu kommen und benötigt für die restlichen 18 Kilometer sechs Stunden.
„Je näher wir nach Lemberg kommen, desto schwerer wird das Durchkommen. In Lemberg selbst sahen wir die Arbeit der deutschen Luftwaffe. Die Stimmung der Bevölkerung war sehr gedrückt. Männer und Frauen fragten uns eingeschüchtert, ob es noch möglich sei, die Stadt zu verlassen.
Wir wurden im Kadettenkorps verpflegt und sofort in die Verteidigungslinie eingebaut. Meine Kompanie setzte man in der Nähe der Radiostation und des Elektrizitätswerkes ein".
Es folgt dann der erste Fronttag, der verhältnismäßig ruhig verlaufen ist. „Außer den gewohnten Fliegerangriffen und Maschinengewehrfeuer bekam auch die Artillerie Arbeit. Die Polen verfügten jedoch anscheinend nur noch über wenig Kanonen in Lemberg, da eine Batterie, die ich gut beobachten konnte, im Verlaufe von etwa 45 Minuten dreimal die Stellung wechselte. Am Abend sahen wir nach Einbruch der Dunkelheit von unserem Abschnitt aus den Schein der rings um Lemberg brennenden Dörfer".
Mein Gegenüber hält inne und sieht mich an; sie nehmen mich dennoch nicht wahr, seine blauen Augen. Ihr Blick ist weit in die Ferne gerichtet. Nach einer Weile kommt es stockender, als zuvor aus ihm heraus:
„Das war mein erster Fronttag. Ich aber stand auf der falschen Seite! Wie habe ich gehofft, daß doch die Deutschen kommen möchten! Von Stunde zu Stunde! War es doch die einzige Möglichkeit, dem polnischen Militär, mit dem uns Volksdeutsche auch gar nichts verband, kurz und schmerzlos Lebewohl zu sagen.
Noch in der gleichen Nacht wurden wir alarmiert. Deutsche Panzerwagen sollten anrücken. Voll Ungeduld pochte mein Herz! Es war aber leider nichts.
Am 14. September bezogen wir um 4.30 Uhr wieder die erste Linie vor der Radiostation. Ich selbst wurde mit einigen Mann auf einen vorgeschobenen Beobachtungspunkt angesetzt, um die Straße zu kontrollieren. Dort hoben wir einen tiefen Graben aus, um den Angriff der deutschen Panzer, von denen uns soviel erzählt worden war, die aber nur aus Pappe sein sollten, abzuwarten und vorüberfluten zu lassen.
Ich ersehnte jedoch die Deutschen vergeblich herbei. Um 12.30 Uhr wurde ich abgelöst und kam zur Reserve. Dort erhielt ich vom Bataillonskommandeur den strikten Befehl, mich mit fünf Mann in Richtung S. auf Patrouille zu begeben und zu versuchen, den Kontakt mit dem Feinde herzustellen.

Das war meine Chance! Die wollte ich unter allen Umständen ausnutzen. Unser Kamerad beugt sich mehr nach vorn und schildert lebhafter: „Die Tornister ließen wir zurück. Wir überstiegen eine Barrikade der Bahnüberführung und begaben uns ins Niemandsland. Zivilbevölkerung hatte uns auf der Landstraße verängstigt gewarnt, daß in der Nacht eine deutsche motorisierte Patrouille dagewesen sei. Das war mir gerade recht! Ich schöpfte neue Hoffnung.

Über das schwer übersichtliche Gelände bewegten wir uns vorsichtig vorwärts. Ich immer die große Hoffnung im Herzen, bald auf Deutsche zu stoßen.

Etwa 4 Kilometer von Lemberg entfernt erhielt ich die Meldung — wieder von flüchtenden Zivilisten — daß sich auf einem in der Nähe liegenden Friedhof deutsche Truppen befänden. Ich bezog Beobachtungsposten in einem Gehöft zwischen Landstraße und Friedhof; doch meine Hoffnung wurde noch einmal enttäuscht. Keine feldgraue Uniform war weit und breit zu sehen. Dafür erlebten wir von diesem Standpunkt aus einen Großangriff von etwa 30 Stukas auf militärische Ziele in Lemberg. Mit voller Genugtuung konnte ich die Erfolge des Angriffs feststellen. Flammen und Rauchwolken stiegen auf. Es war ein grandioses Bild vernichtender deutscher Waffenwirkung.

Auf der Landstraße setzten wir unseren Marsch in der befohlenen Richtung fort. Nach ungefähr einem Kilometer werde ich zum dritten Male von der Zivilbevölkerung gewarnt. In allernächster Nähe hätte sich ein Pak aufgebaut. Jetzt entdeckte ich aber auch selbst, rechts der Landstraße in etwa 400 Meter Entfernung, eine deutsche Feldwache.

Nun war der entscheidende Augenblick für mich gekommen!

In den Graben in Deckung gehend, überlegte ich, wie ich schnellstens wohlbehalten dort hinüberkommen könnte. Die mich begleitenden polnischen Soldaten durften natürlich meine Absicht nicht vorzeitig merken. Sie hätten mich höchstwahrscheinlich über den Haufen geschossen. Ich erzählte ihnen daher, daß die Möglichkeit bestände, noch eine vorgeschobene Feldwache vor uns zu haben, und ich selbst wollte mich davon überzeugen, wer vor uns liege — Freund oder Feind!

Dann pirschte ich mich heran! Ich stürzte voller Unrast querfeldein. Vor mir sah ich deutsche Maschinengewehre auf mich gerichtet. Die Reaktion war bei mir für Augenblicke ein verdammt komisches Gefühl in der Magengegend. Als ich auf etwa 30 bis 40 Meter heran bin, rufe ich denen drüben aus Leibeskräften zu: „Nicht schießen! Ich bin ein Volksdeutscher!“ Erneute bange Augenblicke. Dann habe ich's geschafft. Ich liefere mein Gewehr ab; die Kameraden nehmen mich auf. Ich werde zum Kompanieführer der auf einem Gutshof einquartierten Gebirgsjäger gebracht. Nach kurzem Verhör bringt

man mich im Wagen zur Division. Dort werde ich erneut verhört und bei den Meldefahrern untergebracht. Jetzt war ich daheim! Bei meinen deutschen Brüdern und Kameraden!“
Die Augen meines Gegenüber leuchten. Er packt im Nacherleben dieser Augenblicke erregt meinen Arm.
„Und wie sie gleich für mich gesorgt haben! Es wurde sofort ein Feldbett für mich organisiert. Zu essen bekam ich gut und reichlich! Nicht, wie man es den polnischen Soldaten einreden wollte, daß der deutsche Soldat überhaupt nichts zu essen habe.
Am Morgen brachte man mich nach der nächsten Kriegsgefangenen-Sammelstelle. Hier wurde ich mit noch einem Volksdeutschen aus Lemberg — getrennt von den polnischen Gefangenen — neben der deutschen Wachmannschaft untergebracht.
Leider konnten wir nicht sofort nach hinten weitertransportiert werden. Die Polen hatten in der Nacht zum 16. September einen Ausbruch aus Lemberg versucht, waren aber mit blutigen Köpfen von den schneidigen Gebirgsjägern zurückgeschickt worden. Danach wurden wir in Lastkraftwagen verladen und in zweistündiger Fahrt nach Sambor gebracht. In Begleitung eines deutschen Unteroffiziers — auch ein Volksdeutscher aus dem Baltikum — gingen wir in die Stadt, um uns Zivilkleider zu besorgen und am 19. September wurden wir endgültig befreit in Marsch nach der Heimat gesetzt.
Über Gorlice — an den vielen Heldenfriedhöfen des großen Weltkrieges vorüber — ging unser Weg nach Tarnow, Krakau über Kattowitz und Beuthen ins Großdeutsche Reich...“

Mein Gegenüber schweigt. Er war aus innerlichster Anteilnahme und Begeisterung heraus zuletzt doch in Redefluß gekommen.
Das waren aber nicht Worte allgemein hin; hier schwang das Erlebnis mit.
Wir sitzen noch eine geraume Zeit stumm beieinander. Das Erlebte und Gehörte klingt in uns nach.
Unvermittelt ist die Dämmerung in den stillen Raum getreten. Ihr folgt die Nacht auf dem Fuße. Sterne blinken durch die Scheiben. Ihr Glanz ist über den besetzten polnischen Gebieten, ihr Glanz ist auch über der Heimat.
Wir reichen uns schweigend die Hände.

Das deutsche Krakau

Deutsches Leben und deutsche Bauwerke — Ein Meter Staub der Jahrhunderte — Die Legende des Bruderzwists — Burg zu Krakau — Herzkammer des Generalgouvernements

Heute reichen wir Krakau die Hand, wie einer guten alten Bekannten.
Das einstige deutsche Kulturzentrum des Ostens ist als die Hauptstadt des Generalgouvernements wieder Mittelpunkt deutscher Ordnung und deutschen Aufbaues geworden.
Wer über die grünen Gürtel des Außen- und Innenringes dem alten Stadtkern und heutigen Adolf-Hitler-Platz zustrebt, dem wird dieser historische Wandel auf Schritt und Tritt bestätigt. Nicht nur, daß deutsche Uniformen im buntbewegten Straßenbild vorherrschen und deutsche Straßenbezeichnungen den Weg nicht verfehlen lassen; die Beobachtung des Alltags vermittelt auch sonst vielfältig den Eindruck einer neu belebten und schaffenden Stadt. Man spürt allenthalben den deutschen Schwung. Ob da flinke Burschen unter roten Kappen mit gellenden Stimmen die deutsche „Krakauer Zeitung" ausrufen, ob dort drüben ein Bote der Deutschen Post Osten mit gelber Armbinde auf dem Fahrrad vorbeiflitzt, ob von rechts der so gemütvoll an Wien erinnernde (inzwischen auch gesäuberte) Fiaker dahertrabt oder ob an der Straßenkreuzung vorn polnische Polizei den riesigen Verkehr nach deutschen Begriffen reibungslos regelt — immer offenbart sich im übertragenen Sinne der „Schuß Rum" der Belebung. Hier hat deutsche Erziehung in kürzester Zeit schon Wunder gewirkt.
Daß sich freilich der Panjewagen mit seinem Bauern oder auch umgekehrt nur ein gutes Quantum schwerfälliger an dieses Tempo des neuen Krakau zu gewöhnen vermag, liegt in der Natur dieser Umlanderscheinungen, die oft genug aus dem Staunen kaum herausfinden.
„Nein, wie hat sich dieses Krakau verändert! Und Juden gibt es auch immer weniger...!"
Ja, die Sterne sind zählbar geworden, die blaue Davidskennzeichnung auf weißer Armbinde ist kein laufendes Band mehr. Auch hier hat die deutsche Säuberung eingesetzt. Daß man von Anfang an auf eine reinliche Scheidung bedacht war, beweisen in erster Zeit bis zum Frühjahr 1941 die Schilder an den

Straßenbahnen, die den Nichtjuden und Juden getrennte Plätze zuweisen. Diese strenge Trennung war vor allem aus gesundheitlichen Gründen erforderlich.

Nach dem Stadtinnern zu häufen sich an den Häusern die Hinweise auf deutsche Dienststellen und Geschäfte.

Rund um den Ring flutet das Leben am bewegtesten auf und nieder. Von der Seite der Neuen Universität schallt schneidige Marschmusik herüber. Ein Musikkorps der Luftwaffe spielt zum Platzkonzert auf. Mit den Deutschen freuen sich auch die Polen des schmetternden Spiels und drängen sich neugierig in den Ringanlagen. An diesem Ring befinden sich auch zahlreiche deutsche Gaststätten, die in ihrer Sauberkeit ebenfalls ein erzieherisches Vorbild geworden sind. Dem Hauptbahnhof zu stoßen wir am Ring auf das Staatstheater des Generalgouvernements, das nun nach seinen großartigen Aufführungen der ersten Spielzeit würdiger kultureller Brennpunkt des deutschen Ostens geworden ist, dessen intensive Strahlung die deutsche Sendung über den gesamten Raum rasch verblichener polnischer Staatlichkeit trägt.

Vom Ring aus erreicht man durch die Annagasse ein weiteres Kulturzentrum deutschester Prägung, das Institut für Deutsche Ostarbeit, das in den gotischen Bibliothekshallen der alten Universität aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf immer wieder befruchtender deutscher Vergangenheit aufbauend als lebendige Schöpfung der Gegenwart das Deutschtum der Jahrhunderte in alle Zukunft festigen wird.

An dieser Universität hat unter zahlreichen deutschen Studenten auch Nicolaus Coppernikus studiert. Daran und an sein geniales Wirken erinnert sein schlichtes erzenes Standbild inmitten des prächtigen gotischen Spitzbogenhofes in dem während des Sommers Serenaden, von der Philharmonie des Generalgouvernements gespielt, stimmungsvoll erklingen.

Bei dem Gang durch die riesige Stadt trifft man immer wieder auf stattliche Bauwerke typisch deutschen Ursprunges. Umsomehr fallen dagegen die kahlen, nüchternen Zweckbauten der polnischen Zeit ab.

Auf dem Adolf-Hitler-Platz begegnen wir in der hochaufragenden Marienkirche, deren höchster Turmhelm eine glitzernde Krone ziert, dem Krakauer Hauptwerk deutscher Baukunst aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Von den wuchtigen gotischen Türmen aus — den kleineren schmückt ein gediegener Barockhelm — genießt man einen herrlichen Rundblick auf das heutige Krakau und erfaßt damit zum wesentlichen Teil auch seine Geschichte.

Während wir uns durch die Menschenmenge des Platzes drängen — es ist heute Markttag, der den großen Raum mit seiner ganzen Lebhaftigkeit mit Beschlag belegt —, übermitteln die Lautsprecher Nachrichten vom Kriegs-

schauplatz. Die Stimme des Sprechers übertönt das Lautgewirr der gestauten Menge. Es folgt die Nachrichtendurchgabe in polnischer Sprache. Die Polen belagern die sprechenden Pilze geradezu.

Zu einem alten hohen Kirchturm gehört ein langer verrosteter Schlüssel. Schon kreischt er im Schloß und knarrt die hölzerne Tür.
Ein Mann der polnischen Feuerwache tritt voran in das Dunkel des höchsten der beiden Marienkirchtürme. Für den Feuerwehrmann ist dieser Aufstieg etwas Alltägliches. Uns soll er über den Alltag hinausheben.
Ein kurzes Tasten in der Finsternis. Flinke Hände drehen an Sicherungen. Licht flammt auf. Das macht die enge steinerne Wendeltreppe wesentlich sympathischer.
Fast dreht man sich Schritt für Schritt um die eigene Achse. Der Begleiter lächelt gemütvoll zurück, als wollte er sagen: Das kommt öfters im Leben vor. In gewissen Abständen streift uns durch eine Luke auch Tageslicht. Es bleibt ein Hauch; nicht einmal einen Atemzug lang.
Jetzt knarren Holzstiegen unter unseren Füßen. In ebenso verschiedener Lautstärke, wie der Treppenabsatz kleiner oder größer ist. Wir haben die Hälfte geschafft. Der Turm weist die stattliche Höhe von achtzig Meter auf. Früher war er von außen gemessen noch einen guten Meter höher.
Sie meinen, der erste April sei schon vorbei. Und doch stimmt es! Diese mysteriöse Meterlänge ist von der heutigen Pflasteroberfläche nach unten zu rechnen. So hoch lagerten sich rundum der Staub und Schmutz der Jahrhunderte.
An den Lautsprechern vorbei zwängen wir uns durch die enger werdenden Stiegen hinauf. Bald heißt es, sich ducken; sonst gibt es Beulen. Schließlich nimmt uns das geräumige Achteck auf.
Über uns wissen wir jetzt den Kranz der schlanken, zierlichen Türmchen, die wir vom Adolf-Hitler-Platz aus schon oft im Scheinwerferlicht bewundert haben. Wir stoßen noch bis zur Mittelspitze vor und blicken aus dem Turmhelm über die vielfach verschachtelten Dächer der ausgedehnten Stadt.
Drüben schimmert das silberne Band der Weichsel. Über uns glitzert die goldene Krone. Ehrlich gesagt, wir waren noch nie einer Krone so nah! Sie ist uns dennoch unerreichbar geblieben...
Übrigens — welche Kopfgröße haben Sie? Nein, glauben sie uns — sie hätte auch Ihnen nicht auf das Haupt gepaßt, diese verlockend funkelnde Krone. Zehn Meter Umfang wollen ausgefüllt sein!
Wir blicken auf den Nachbarturm herunter, sozusagen von der erhabenen Gotik auf das behäbigere Barock herab. Dieser Turm mit dem Barockhelm

ist ein gutes Stück kürzer geraten. Das soll nach einer Legende seinen Grund in einem Bruderzwist haben. Der eine gönnte dem anderen nicht, höher hinauszubauen, zumal er erkennen mußte, daß er selbst zu schwache Fundamente gelegt hatte. Das brachte den anderen dem Himmel umso näher. Er wurde von dem neiderfüllten Bruder erstochen, der sich seinerseits kopflos kopfüber von der Höhe des Turmes in die Tiefe stürzte.
Das Mordmesser hängt noch heute am Torweg der Tuchhallen.
Der Hinweis lenkt unseren Blick auf dieses prächtige, langgestreckte und die Stadtmitte beherrschende deutsche Bauwerk. Die strahlende Frühlingssonne hebt in scharfer Licht- und Schattenwirkung die gotischen Spitzbogen der Kreuzgänge und Kapitäle besonders deutlich hervor.
Im Jahre 1257 werden die Tuchhallen zum ersten Male als vollauf gestapelt mit Stoffen in der Geschichte erwähnt. Die ursprünglichen gotischen Hallen haben sich später vielerlei Veränderungen gefallen lassen müssen. 1555 richtete ein großer Brand erhebliche Zerstörung an. Danach wurden die Tuchhallen in einen Renaissancebau umgewandelt. Bei späteren Überholungsarbeiten entfernte man 1879 weniger glückliche Anbauten und umkränzte das Bauwerk mit den heutigen herrlichen Arkadengängen. Dadurch wurde erneut die Harmonie mit dem gotischen Ursprung des Hallenbaues hergestellt.
Es ist ein Schmuckkästchen Krakaus geblieben!
Das Kristallgewölbe ruht auf Granitsäulen. Die 120 Meter lange und 13 Meter breite Halle des Mittelraumes vermag bis 7000 Menschen aufzunehmen. Doch nicht immer standen hier nur Krambuden und herrschte hier feilschender Marktbetrieb: in diesen kühn gewölbten Hallen haben auch prunkvolle Festlichkeiten stattgefunden. So wurde 1880 zu Ehren Kaiser Franz Josephs ein festlicher Ball abgehalten.

Über die Tuchhallen hinweg ragt der wuchtige alte Rathausturm auf. Ihn schmückt an seiner Seite die leuchtende Namenstafel des Platzes. Stolz und würdig trägt er die schwere Kuppel, die man ihm 1686 aufgesetzt hat. Seit 1820 fristet er ein Einsiedlerdasein. Das angrenzende Rathaus wurde das Opfer einer wildentfachten Feuersbrunst, die auch Teile des Stadtgebietes vernichtete. An dem gotischen Turm vorbei erspähen wir das Alte Palais. Es ist eines der zahlreichen Gebäude rund um den Adolf-Hitler-Platz, die Geschichte erlebt haben.
Hier gingen einst berühmte Humanisten, Fürsten und Könige ein und aus. Heute ist es der Dienstsitz des Distriktschefs von Krakau und damit erneut in den Mittelpunkt historischen Geschehens gerückt. Aus den Fenstern flattern an festlichen Tagen die Fahnen des Großdeutschen Reiches. Vor den hohen

Portalen stehen deutsche Posten. Der matte Schimmer der Stahlhelme blinkt herauf.
Es ist ein Gruß deutscher Wacht und Macht.

Noch eine Reihe Häuser des Adolf-Hitler-Platzes lassen ein ehrwürdiges Alter erkennen. Figurengeschmückte Hausportale, Türstürze, Steinwappen und Gründungstafeln zeugen von einstigem Reichtum. Hier wohnten Adelsgeschlechter und Patrizier dicht beieinander.
Deutsche Bürger und Kaufleute gaben im Verein mit den Meistern deutscher Handwerkskunst dieser Stadt das Gesicht. Das bestätigen die prachtvollen Stiegenhäuser, Gewölbe und Arkadenhöfe — in einem ist heute die erste deutsche Buchhandlung untergebracht — das beweisen weiter die Gassen und Straßen, die Tore und Türme der Stadtbefestigung.
Es war in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, nach dem zerstörenden Einfall der Tataren und der späteren gerufenen deutschen Einwanderung. Damals wurde Krakau als deutsche Stadt aufgebaut, in Anlehnung an den Markt von Breslau nach einem wohldurchdachten Plan, wie die Symmetrie der Gassen erkennen läßt und unter Berücksichtigung noch bestehender Bauten, sowie des Laufes der Weichsel. Damals befestigte man die Stadt auch mit Mauern und Gräben. In die Spanne von 1300 bis 1450 fällt die eigentliche Bauzeit. Vorher waren die Straßen winklig, die Häuschen klein und schief. Dort rechts strebt noch aus jener Zeit das Tor des heiligen Florian auf. Durch dieses Tor hielten Könige und Gesandte fremder Völker ihren feierlichen Einzug.
Dort drüben ist auch noch ein Teil der alten Stadtmauer zu erkennen. Dahinter lugt das Rondell des Barbakan hervor, ein meisterliches Bauwerk deutscher Handwerker aus dem 15. Jahrhundert. Auf der Nordseite, dem wichtigsten Teil des mittelalterlichen Befestigungsgürtels, befand sich am Ausgang der heutigen Hauptstraße das Schlakauer Tor. Die Schustergasse mündete in das Schustertor ein. Die Weichselstraße in das Weichseltor und die Burggasse endete am Schloßtor. Den Abschluß bildeten das Neue Tor in der Richtung des heutigen Hauptpostamtes und das Nikolaustor am Ausgang der Hans-Dürer-Straße. Fünfundvierzig Wehrtürme schirmten rundum die Mauer, die ein breiter Graben über drei Kilometer lang umspannte. Ihm floß das Wasser von der Rudawa zu. Ähnlich dem Florianstor waren auch den übrigen steinernen Stadttoren Rundbasteien vorgelagert, die den Stoß des Feindes schon im ersten Ansturm auffingen.
Auf den Mauern dieser damals uneinnehmbaren Befestigung aber standen, wenn Kriegsgefahr drohte, die Männer, die sie erbaut hatten. Sie verstanden

nicht nur Axt und Kelle zu schwingen, sie griffen auch zu den Waffen. Die Zünfte verteidigten ihre Mauern und Türme und damit die Stadt. Sie erkämpften als erste diesen Boden dem Deutschtum.
Heute blicken wir, wie unsere Vorfahren damals, von den gotischen Türmen der Stadt wieder auf ein deutsches Krakau.

Nach der anderen Seite grüßt über die Burgstraße hinweg, in der Veit Stoß gewohnt hat, die gewaltige Burg zu Krakau mit den imposanten Türmen und Zinnen und dem Dom herüber.
Des öfteren haben Feuersbrünste und Plünderungen diese stolze Königsburg heimgesucht. Das ist vor allem während der Schwedenkriege der Fall gewesen. Ursprünglich war der heutige Burghügel über der Weichsel nur mit Holzpallisaden und Erdhaufen befestigt. Deutsche Baumeister fügten um das Jahr 1100 über dieses primitive Verteidigungswerk die wuchtigen Steinquadern einer romanischen Burg auf. Zur gleichen Zeit entstand auch innerhalb der ersten Burgbefestigung die ebenfalls im romanischen Baustil gehaltene Kathedrale mit zwei stattlichen Türmen.
Die Grundrisse der Kirche auf der heutigen Burg zu Krakau und des Regensburger Domes weisen so starke Ähnlichkeiten auf, daß man annehmen könnte, es seien Werke des gleichen Baumeisters. Die Kunstwissenschaft hat übrigens einwandfrei klargestellt, daß engste Beziehungen zwischen dem deutschen Westen und Krakau bestanden haben.
Um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurde die Burganlage durch die Mongolen arg zerstört. Der Wiederaufbau nahm viele Jahre in Anspruch. Schon fast fertig, brannte erneut ein Teil der Burg aus. Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts erstand sie in ihrer ganzen Ausdehnung und Pracht. Im Jahre 1609 mußte nach einem weiteren verheerenden Brande der nördliche Flügel erneuert werden. Zu den ältesten Teilen der Burg gehört das Erdgeschoß und der nordöstlich gelegene sogenannte Hahnenfuß. Dieses Eckzimmer besaß ursprünglich sechs Fenster, von denen drei vermauert worden sind. Die drei übriggebliebenen teilen seit Jahrhunderten den Tageslauf auf. Durch das erste Fenster fallen die Strahlen der aufgehenden Sonne, durch das mittlere spiegelt sich der grelle Schein der Mittagssonne an den blanken Marmorwänden und durch das dritte Fenster flutet die goldene Abendsonne in den feierlichen Raum, ein letzter leuchtender Gruß des sterbenden Tages.
Die Nordfassade der Burg flankieren gewaltige Türme. Es ist die Seite der Domkirche mit der gotischen Domschatzkammer und dem mächtigen Glockenturm. Die riesige Glocke wurde auf klagendes Moll gestimmt. Gegossen hat sie der Nürnberger deutsche Meister Hans Behem.

Die Polen haben diese herrliche Burg später verfallen lassen, als man die Residenz nach Warschau verlegte. Sie sank schließlich zur Bedeutung einer Kaserne herab. Erst im Jahre 1905 wurden wieder Erneuerungsarbeiten aufgenommen. Über die Bedeutung eines geschichtlichen Museumswertes hinaus hat es die Burg jedoch während des polnischen Regimes kaum mehr gebracht. Sie diente allenfalls gewissen staatlichen Repräsentationen als willkommener würdiger Rahmen.

Den einzigen nationalen Lichtblick bildete die Errichtung des Pilsudski-Ehrenmales im Anschluß an die unterirdischen Königsgräber.

Das Gewölbe der Krypta, in der seit Jahrhunderten die polnischen Könige beigesetzt worden sind, erhellt seit einigen Jahren elektrischer Lampenschein. Früher blakte über den Särgen der rote Schimmer der ewigen Lampe. Zumeist aber herrscht hier unten tiefe Finsternis. Nur selten tritt der Fuß eines Menschen zwischen die Säulen und Särge, deren Marmor, Bronze und Zinn dann im jähen Licht aufblinkt.

Am Ende einer Bogennische ruht unter einer glitzernden Krone und in einem kunstvoll geschnitzten Sarkophag der Leichnam August des Starken. Es ist nur der Körper inmitten der polnischen Könige verblieben, das Herz brachte man in die Heimat. Es wurde in Dresden in der Gruft der sächsischen Könige beigesetzt.

Die von den Polen in den letzten Jahrhunderten vernachlässigte Burg ist heute wieder in den Mittelpunkt historischen Geschehens gerückt. Sie wurde Dienstsitz des Generalgouverneurs und damit die Ausgangsstätte der deutschen Führung im ehemaligen polnischen Staat. Hier schlägt das Herz des heutigen Generalgouvernements und durchsetzt die Kanäle dieses verwahrlosten Landes mit einem gesunden Blutkreislauf, der alles neu belebt.

Ein Arbeitstag auf der Burg zu Krakau möchte ein Vielfaches an Stunden des üblichen Ablaufs aufweisen. Von frühmorgens bis spätabends ist jede Minute im Tagesprogramm eingeteilt.

In der schier endlosen Flucht von Sälen, Gemächern und Kemenaten der Burg dient ein kleinerer Raum, das sogenannte grüne Zimmer, für die Arbeitsbesprechungen im engeren Kreise und der ehemalige Repräsentationssaal „unter den Köpfen“ als Hauptarbeitsraum des Generalgouverneurs. Diese Köpfe sind in die Decke geschnitzte Rittergesichter und Volkstypen.

Hier waren auch die inzwischen nach der Marienburg übergeführten 18 Fahnen des Deutschen Ritterordens aufgestellt.

Aus den Fenstern blickt man über die Türme und Dächer des deutschen Krakau, zu Füßen der steilaufragenden Burg.

Manche Besprechung wird bei Sonnenschein in den dreistöckigen Säulengängen eines imposanten Meisterwerkes der Renaissancearchitektur, dem prächtigen Arkadenhof der Burg fortgesetzt, der sich besonders wirkungsvoll auch im lodernden Licht flammender Fackeln ausnimmt.
Vom wuchtigsten der Bergfriede weht das Hakenkreuzbanner.
Ein hartes, aber gerechtes Regiment wird von hier aus ausgeübt über ein Volk, das sich von einer verhetzten Führung irreleiten ließ, und das die Geschichte wieder in seine Schranken zurückgewiesen hat.
Gleich einem Symbol erhebt sich die Burg über den flimmernden Weichselbogen; es ist ein Symbol der Entschlossenheit, der Ordnung und der wehrhaften Sicherheit.

Kasprowy-Bergbahn — ein deutsches Meisterwerk

Eine der längsten Seilbahnspannen der Welt — Auffahrt über Almen, Abgründe und Schneehalden — Frontkämpferdank im Weltkurort Zakopane — Kameradschaft in Stahl und Feuer erprobt

Schon von der Hauptstadt des Generalgouvernements, dem türmereichen Krakau aus, ist sie bei klarem Wetter zu sehen — die schimmernde Tatrakette.

Weiß leuchten die Schneegipfel über den dunkelblauen Beskidenrücken herüber. So narrt der Winter den Sommer und lockt er in die hochalpine Bergwelt der Karpaten hinauf, dem Himmel und der Sonne näher zu sein und doch in Regionen ewigen Schnees den frischen kühlenden Atem glitzernder Gipfel zu spüren.

Noch einhundertzehn Kilometer sind es von Krakau bis zum Tor in die Hohe Tatra, bis nach dem anmutig gebetteten Zakopane.

Die Fahrt führt durch wechselvolles Wald- und Hügelland über den buntgeflochtenen Beskidengürtel und durch langgezogene Hüttenzeilen holzgezimmerter Goralendörfer. Die sommerliche Sonne begleitet uns; das Zeichen der Sonne grüßt von den runengeschmückten Wänden.

Näher und näher rücken die steilaufragenden Kuppen bis wir im Zakopaner Kessel zu ihren Füßen stehen und staunend die Wucht und Weite der gewaltigen Bergriesen ermessen. Auf einen der höchsten und eigenwilligsten der rauhen und vierschrötigen Gesellen führt eine Seilschwebebahn, kühn und beherrschend angelegt.

Es half dem Kasprowy kein Sträuben und noch so stürmisches Aufbegehren, die Technik bezwang ihn in genialer Planung. Diese einzigartige Bergbahn hat nicht minder zum Weltruf Zakopanes beigetragen. Weniger bekannt dürfte es freilich sein, daß diese Kasprowy-Bahn ein Meisterwerk deutscher Ingenieure und Industrie ist.

Ja, die Polen haben diese Tatsache aus naheliegenden Gründen nicht gerade an die große Glocke gehängt. In einem Staate, der sich auch sonst ungern der deutschen Errungenschaften besann, nimmt das kaum Wunder. Wohl sind bei dieser Bergbahn auch polnische Arbeitskräfte eingesetzt worden, gewiß hat der frühere polnische Staat diesen Bau finanziert — die Pläne aber sind

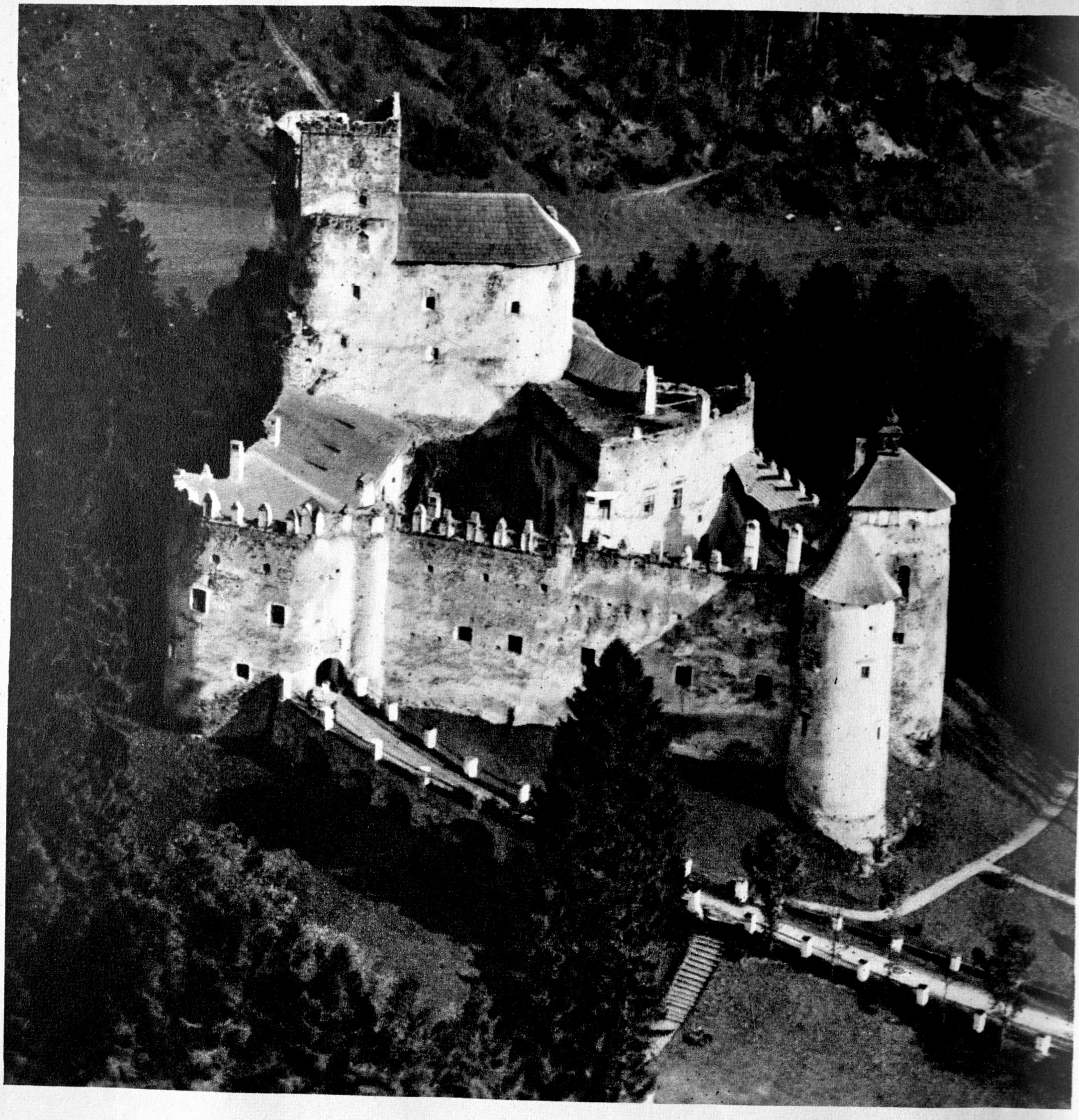
deutsche Arbeit und ihre kühne Ausführung ging unter deutscher Leitung vor sich. Das bleibt das Ausschlaggebende!
Von Zakopane aus führt die Tatrastraße zur Talstation Kuznice. Im April 1935 begann man hier den Bau; im Juli des nächsten Jahres konnte schon der Betrieb aufgenommen werden. Das Laufwerk, die Kabinen und die Patentbremsen hundertprozentiger Sicherung wurden von Bleichert-Leipzig geliefert, die auch die Bauleitung inne hatte und weitere deutsche Unternehmer heranzog, so Siemens für die elektrischen Anlagen.
„Das war gewiß kein leichtes Stück Arbeit!" bestätigt der heutige Fahrtdienstleiter, der schon die Bergbahn von der Geburtsstunde an mit betreut. „Ich war vierzehn Jahre als Monteur in Deutschland tätig. Da habe ich von diesem großartigen Projekt meiner Haimat gehört. Sofort meldete ich mich, um nach Möglichkeit mit vom Bau zu sein. Und es klappte auch! Ich war doppelt glücklich! Nicht nur, daß ich in die Heimat zurückkehren konnte, ich wußte auch durch meine langjährige Arbeit in Deutschland, daß die mit der Planung und dem Bau beauftragten deutschen Weltfirmen hier erneut ein Meisterstück vollbringen würden. Da wollte ich auf jeden Fall dabei sein!"
„Wir mußten in der Tat alle tüchtig Hand anlegen!" fährt der Fahrtdienstleiter fort. „Bleichert hatte einen leitenden Ingenieur und sechs deutsche Monteure geschickt. Neben der schwierigen und oft auch lebensgefährlichen Errichtung der ersten Stützen galt es vor allem das Transportproblem der Baumaterialien in diese schwindelnden Höhen zu lösen. Wo der Kraftwagen nicht mehr weiterhalf, mußte zunächst eine Hilfsseilbahn angelegt werden.
Eine jener hölzernen Stützen ist kurz vor der Bergstation auf einem schroff abfallenden Felsvorsprung zur Erinnerung stehengeblieben. Damals hieß es bei aller Sicherung schwindelfrei und wagemutig zugleich zu sein.
Die deutsche Leitung und Organisation klappte jedoch so vorzüglich, daß alles wie am Schnürchen abrollte. Während der ganzen Bauzeit ist ein einziger Unglücksfall passiert, und das lediglich durch eigenes Verschulden der beiden Betroffenen.
Die schwierigste und gefährlichste Arbeit war das Hinaufwinden der Tragseile".
Wir schauen uns zunächst auf der Talstation die unteren Enden dieser Seile einmal näher an. Es sind im wahrsten Sinne des Wortes dicke Enden. 45000 Kilo hängen daran, eine Schicht schwerer Steinblöcke über der anderen. Die Riesengewichte heben und senken sich je nach der Belastung der Tragseile, die jeweils über drei stählerne Stützen zur Mittel- und von dort zur Bergstation führen. Die unteren Teile sind 2000 Meter, die oberen 2200 Meter lang, Die Spanne von der dritten Stütze bis zur Mittelstation beträgt 1010 Meter. das ist mit die längste Seilbahnspanne der Welt. Die letzte Spanne bis zur

Bergstation mißt die ebenfalls beträchtliche Länge von 750 Meter. Sie weist etwa in der Mitte die tiefste Stelle, das heißt vom Kabinenfußboden bis zum Erdboden 180 Meter auf.
Steil fällt hier die Felswand ab, in deren Spalten und Rissen Schneereste schimmern. So versetzt die Kühnheit der Anlage immer wieder in Erstaunen.
Die Bergbahn überwindet bis zur Mittelstation Myslenickie Turnie eine Höhe von 320 Meter, bis zur Bergstation weitere 580 Meter. Kaum zwanzig Minuten dauert die Auffahrt. Die Belastung darf nicht über 25 Personen betragen. Es ist überaus bezeichnend für die Leichtfertigkeit der Polen, daß sie die Kabinen ohne Bedenken mit 30 Personen vollpfropften.
Je zwei der bequemen, sichtfreien Kabinen pendeln im unteren und oberen Teil der Fahrstrecke. Sie sind durch ein zweiteiliges Zugseil miteinander verkoppelt. Wenn die eine Kabine steigt, läuft die andere nach unten aus. Der elektrische Antrieb und die Steuerung erfolgt von der Mittelstation aus. Hier befinden sich Führungsscheibe, Hauptzahnrad und Hauptmotor.
An Tagen des Hochbetriebs sind schon bis 1860 Personen befördert worden. Durchschnittlich zählt man 150 bis 1200 Personen pro Tag. Den stärksten Verkehr weist die Winterszeit auf. Jede Kabine besitzt eine Art Veranda, die den Transport der Skier erleichtert. Die zünftigen Skiabfahrten vom Kasprowy besitzen Weltruf. Auch unsere Christl Cranz und Jennewein sind hier schon zu Tal geschossen.

Mit der Auffahrt vermittelt die Bergbahn ein unvergeßliches Erlebnis.
Ruhig und sicher schwebt die Kabine empor. Noch sind Wald und Wege uns nah. Fast meint man durch das offene Kabinenfenster die hellgrünen Spitzen der hohen, schlanken Fichten fassen zu können.
Wir kreuzen den Fahrweg zur Katalowki-Alm. Weiß leuchtet der schmucke Bau aus seiner grünen Umgebung herüber.
Unter uns rauscht ein Gebirgsbach wild talwärts. Die Strahlen der Sonne glitzern im Sprühregen der stürzenden Wasser.
Sanft wird die Kabine über die erste Stütze gehoben. Der Wald sinkt tiefer; wir schweben über ihn, als hätten wir Flügel. Zu beiden Seiten steigen mächtige Gebirgsrücken an. Zur rechten strebt stolz und unnahbar die „Jähe Wand" empor. Einsam blinkt auf der Spitze das Kreuz im grellen Sonnenschein. Auf der anderen Seite steigen aus der Waldregion die Felsen des Kasprowy auf. Den höchsten Gipfel von 1504 Meter verbirgt uns die Hala Gasienicowa-Alm, ein Schnittpunkt der sausenden winterlichen Skiabfahrten. Unter uns schrumpft der Wald zusammen. Er gibt für ein kurzes Stück des Weges den Platz den Almen frei, die gleich grünen Wattetupfen eingestreut liegen. Dort führt der schmale Fußweg im Zickzackkurs zum Kasprowy hinauf.

Die glühende Erde sinkt tiefer unter uns ab. Das Seil über uns trägt jetzt über die weiteste Seilbahnspanne der Welt. Und mit dem gleichen Maßstab, mit dem wir dem Himmel immer näher gehoben werden, weitet sich auch das Blickfeld über das Tatra-Gebirge, das sich hüben und drüben mit gewaltigen Felsmassiven emporwuchtet. Hinter dem Rücken des einen Riesen, reckt sich immer wieder ein größerer auf. Noch gewaltiger, noch beherrschender!
Die Terrasse der Mittel-, und der Umsteigestation, gewährt den ersten umfassenden Tatra-Rundblick. Von der Jähen Wand bis zu den Kuppen der Roten Berge hinüber umspannt der Blick die schneebetupften Tausender. Zakopane liegt im Taleinschnitt tief unten, wie von Kindeshand aus einer Spielzeugschachtel aufgebaut.
Der zweite Teil der Fahrt hebt uns über die Geröllhalden hinweg den Felsregionen entgegen.
Zwischen zwei jäh abfallenden Graten schweben wir der Bergstation zu. Von den Höhen der Felsen lecken Schneezungen in die Tiefe. Zur Linken blinken die Eishauben der Zwei- und Dreitausender durch das Kabinenfenster. Die weiße alpine Pracht der Hohen Tatra erschließt sich uns.
Wir passieren die tiefste Stelle und stehen mit unseren Füßen 180 Meter über der messerscharf eingeschnittenen Talsohle. Der Schatten unserer Kabine tastet die schroffen Fels- und Schneewände ab, als suche er Halt an ihnen. Dort erhebt sich über schmalem Felsvorsprung die Erinnerungsstütze an die Hilfsbahn der Bauzeit. Unheimlich öffnet sich hier der Abgrund. Sicher gleitet die Kabine darüber hin und durch das schattige Tor der Bergstation. Fast 2000 Meter sind erreicht. Ein Meisterwerk deutscher Ingenieure hat uns in knapp 20 Minuten in herrlichste Gebirgswelt hinaufgehoben, mit einer Leichtigkeit, als sei es nur ein Kinderspiel über die Giganten des Tatramassives zu triumphieren.
Seit dem vernichtenden Polenfeldzug ist hier oben die Flagge des Großdeutschen Reiches gehißt worden. Zu unseren Füßen liegt das ehemalige Polen. Drüben grenzt nach dem Süden im Glanz der Schneekuppen die befreundete Slowakei an. Über uns knattert die Hakenkreuzfahne im Wind.
Es ist die Fahne des Sieges!
Diejenigen aber, die unter ihr gekämpft haben, sind heute Ehrengäste in dem ehemaligen polnischen Luxusbad. Am Gubalowkahang lehnt einladend ein stattliches Heim mit vielen sonnenfreien Liegeterrassen. Auch hier flattert vom Dach die Fahne des Großdeutschen Reiches.
Darunter kennzeichnen schlichte Buchstaben den Sinn dieses Hauses — „Frontkämpferdank“. Rundum hängen noch die Girlanden des Willkommengrußes. Das Heim war früher ein Sanatorium in etwas lieblos nüchterner Aufmachung.

ALTE DEUTSCHE RITTERBURG PESKENSTEIN BEI KRAKAU



SCHLOSS NIEDZICA AN DER SÜDLICHEN GRENZSCHLEIFE DES DUNAJEC. URSPRÜNGLICH EINE DEUTSCHE RITTERBURG, WIE DIE BURGRUINE ZORNSTEIN AUF DEM GEGENÜBERLIEGENDEN STEILEN UFERFELSEN DES GRÖSSTEN GEBIRGSFLUSSES IM GENERALGOUVERNEMENT

UNWEIT DER REICHSSTRASSE KRAKAU—KATTOWITZ ERHEBT SICH BEI KRESSENDORF DIE BURGRUINE TECZYNEK

STILLE STÄTTE VERPFLICHTENDEN GEDENKENS. DER DEUTSCHE EHRENFRIEDHOF IN RADOM

Kein Wunder — den einstigen polnischen Besitzern kam es ja nur auf das Geschäft an. Dafür war ihnen die günstige Lage inmitten des anmutigen Zakopane Reklame genug. Indessen hat fürsorgliche Liebe hier ihren Einzug gehalten. Während unseres Besuches, weilen einhundert Verwundete hier, darunter 75 junge Kameraden, die ihre Verwundung im Polenfeldzug davongetragen haben. Die älteren Kameraden sind Weltkriegsteilnehmer. Sie gehen den jüngeren hilfreich zur Hand. In der Hauptsache stammen die Männer aus Berlin, Brandenburg und Schlesien. Mit der Durchführung der Verschickungsaktion ist die Nationalsozialistische Kriegsopferversorgung betraut worden. Hier haben sie sich rasch eingelebt. Es herrscht eine ausgezeichnete Kameradschaft, eine Kameradschaft, die sich in Stahl und Feuer erprobte.

Die Sonne der ersten Woche hat die Gesichter schon braun gebrannt. Bereitet auch manche Verletzung noch einige Beschwerden — die Stimmung ist zuversichtlich und guter Dinge. Sie fühlen immer wieder, mit welcher Liebe für sie gesorgt wird; sie wissen, ihr Opfer wird gekrönt durch den Sieg der deutschen Waffen und in unauslöschlicher Dankbarkeit gelohnt durch die nationalsozialistische Volksgemeinschaft, in der einer für den anderen einsteht.

Da treffen wir Kameraden der Waffen-ᛋᛋ, von der Leibstandarte Adolf Hitler. „Die Verletzung? — Ach, die ist schon nicht so arg!“ winken sie ab. „Die Hauptsache — wir waren dabei und wir möchten es auch jetzt wieder sein!“ Sie sagen das schlicht und ohne Gesten. Es sind Soldaten.

„Ich spür schon meinen Hüftschuß gar nicht mehr. Er ist bereits bestens ausgeheilt. Das übrige werden die herrliche Luft und Sonne hier schon wieder gutmachen!“, meint ein anderer.

Ein Dritter zeigt uns stolz Frau und Kinder. Er hat ihnen bereits geschrieben, wie herzlich er hier aufgenommen worden ist. „Ja — für unsere Kinder sind wir in diesen Entscheidungskampf gezogen. Der Führer wird es aufrichten — das tausendjährige Großdeutsche Reich! Und wir haben an seiner Seite gestanden; damals und heute. Dafür ist uns kein Opfer zu schwer und zu groß!“

Wir drücken dem Kameraden stumm und fest die Hand.

Im nächsten Zimmer begegnen wir Kameraden im feldgrauen Soldatenrock. Sie haben ihre Verwundungen vor Warschau erlitten. Auch sie erholen sich hier oben prächtig. Sie erzählen von den schweren, aber schneidigen Kämpfen. Unaufhaltsam seien sie vorgestoßen. „Vor Warschau hat es mich dann erwischt“, schildert einer der jungen Soldaten mit einer Auszeichnung aus dem Polenfeldzug auf der Brust. Er äußert sich vor allem anerkennend darüber, daß gleich hinter der Front beste Ärzte zur Hand waren und rasche Hilfe leisten konnten.

In einem anderen Zimmer haben sich drei Kameraden gleicher Verletzung im wortwörtlichstem Sinne gefunden. Da ist einer auf den anderen abgestimmt und allesamt tragen die Beschwerden der Anfangszeit mit gesundem Humor. „Der hilft uns über manche Schwierigkeit hinweg", sprudelt einer der Drei drauflos, „und wir haben uns den neuen Lebensnotwendigkeiten rasch angepaßt". Er tritt sogleich den Beweis an und es geht in der Tat schon tadellos. Der zweite ist Zauberkünstler von Beruf und sorgt auf seine Art für allerlei Allotria; der dritte hat nicht minder das Herz auf dem rechten Fleck.

Hier steckt einer den anderen mit froher Laune an; das kommt ihnen allen zugute. Es waren ganze Kerle vor dem Feind, sie sind es jetzt und werden auch in Zukunft ihr Schicksal meistern.

Aber auch die älteren Kriegsverletzten aus den Jahren 1914/18, die im tapferen Einsatz an den Fronten des damaligen Weltkrieges ihre Verwundungen erlitten, sind glücklich und froh, hier oben an der Seite ihrer jungen Kameraden so herrliche Erholung gefunden zu haben.

„Jetzt wird wirklich für uns gesorgt!" bekennen sie dankbar.

„In der früheren Systemzeit konnte man das nicht immer mit gutem Gewissen behaupten" hängt einer in bitterer Ironie an.

„Ja, der Führer hat auch uns nicht vergessen! Könnten wir es ihm doch wieder an seiner Seite an der Front danken!" bekennt ein anderer begeistert.

Man sieht es ihren Gesichtern an. Sie tragen neben dem Parteiabzeichen stolz die Weltkriegsauszeichnungen.

Dort schmückt des einen Brust das eiserne Kreuz II. Klasse. Er erzählt, daß er damals als Kriegsfreiwilliger ausgezogen sei. Daheim habe es ihn nicht länger gelitten. Nach dem schmählichen Zusammenbruch in der Nachkriegs- und Systemzeit fand er endlich Arbeit im Reiche Adolf Hitlers. Er wurde Lagerführer beim Autobahnbau. Als jetzt der Entscheidungskampf begann, stand er wieder als Soldat in vorderster Front. Bei den harten Kämpfen um Gdingen zeichnete er sich erneut durch hervorragende Tapferkeit aus. Die Verletzungen, die er sich dabei zuzog, machen seine bisherige Berufsausübung unmöglich. Volk und Reich werden ihm mit einem neuen Arbeitsplatz danken.

„Ja, darum ist mir nicht bange!", erklärt auch er zuversichtlich, und glückstrahlend erzählt er, daß er den Führer schon einmal gesprochen habe. Das war bei einer Besichtigung der Autobahn. Unvergeßlich wird ihm dieser Augenblick bleiben, der ihm außerdem einen langersehnten Urlaub eingebracht hat.

„Und Adolf Hitler sorgt nach diesem Entscheidungskampf erst recht für uns! Er ist unser aller Vater...!"

Vertrauen leuchtet in den Augen meines Gegenüber; unerschütterliches Vertrauen. So blickt ein Volk auf seinen Führer.

Die Ladenberger aus der Pfalz

Deutsches Kolonisten-Schicksal am Dunajec — Die Erfüllung eines großen Glaubens

In eines der ältesten und dichtesten deutschen Siedlungsgebiete stoßen wir von Neu-Sandez aus über Alt-Sandez vor. Zu beiden Seiten des Dunajec erstrecken sich Golkowitz, Kadcza, Stadlau, Gabon, Podrzyce... Golkowitz ist das größte Dorf unter ihnen. Auf polnisch hieß er Golkowice.

Nach den Akten sind die ersten Kolonien um 1873 festzustellen. Zehntausende Deutsche waren vor allem zwischen 1775 bis 1800 als Lehrmeister in das vernachlässigte Galizien angeworben worden. Auf solche Weise versuchte Kaiser Josef II., als dieses Land nach der Teilung Polens 1772 an Österreich fiel, die jahrhundertelange Mißwirtschaft des polnischen Adels zu beheben. Ein Teil dieser deutschen Bauern aus der Rheinpfalz und dem Egerland ließen sich um Mielec und Neu-Sandez nieder.

Golkowitz blühte bis zu zwanzig Kolonistenhöfen auf. Nur acht haben die Drangsal der letzten Jahrzehnte durchgestanden. Ihr Besitztum ist zusammengeschmolzen. Polnische Willkür half da zu ihrem Teil skrupellos nach.

Nur eine Familie hat den von den Vätern ererbten Grund und Boden zu halten vermocht — die Ladenbergers. Ihnen gilt heute unser Besuch.

Es ging dem Sommer zu, als wir in Golkowitz einfuhren. Über uns sengende Sonne, hinter uns wirbelnder Staub. Die polnische Straße mündet in ein deutsches Dorf ein.

Ja, das ist eine deutsche Siedlung! Man sieht es, man spürt es sofort, den Unterschied der Sauberkeit, der Häuser, der Menschen.

Gleich grünen Kränzen des Willkommengrußes säumen Bäume die Straße in der Länge des Dorfes. Dazwischen leuchten die Häuser weiß und schmuck hervor. Wie heben sie sich gegen die schmutzigen und windschiefen Katen polnischer Dörflichkeit ab.

Ist es nicht ein Gegensatz wie Tag und Nacht?

Wir treten durch die Toreinfahrt in das Gehöft des volksdeutschen Bürgermeisters Ladenberger. Selbst der gepflasterte Hof ist ordentlich aufgeräumt; nichts steht unnütz herum. Sogar die Leitern und Halfter hängen an ihrem Platz.

Von der Ecke bellt uns ein Hund entgegen. Aus dem Wohnhaus zur Linken kommt der Bürgermeister und Bauer heraus. In das runde faltige und wettergebräunte Gesicht tappst die Patschhand des Enkelkindes, das der Alte auf dem Arm hält.
Beim Gruß des Führers geht ein Leuchten über das derbe deutsche Bauernantlitz. Ja, freilich — er sei der Bürgermeister Ladenberger und wir sollten nur hereintreten...
Rasch wird der kleine strampelnde Enkel Großmutter gereicht, die aus der dampfenden Küche herbeigeeilt ist. Deutscher Besuch! Und so unerwartet! Man sieht es ihnen an, wie sie sich freuen.
Eine niedrige, aber peinlich sauber gehaltene Stube nimmt uns auf. Wir werden an den großen Familientisch genötigt. Drei stramme Jungens treten neugierig herzu. Der Größte grüßt schneidig: „Heil Hitler!" Er lernt auf der Deutschen Oberschule in Zakopane und weilt in den Ferien daheim.
„Hat sich prächtig herausgemacht, der Bengel!" freut sich der Großvater. „Und wie gefällt es dir in der deutschen Schule?" fragen wir den hemdsärmelig Dastehenden. „Gut!" lacht er uns froh in das Gesicht.
„Ja, gut — und ein guter Deutscher soll er werden!" pflichtet der Großvater stolz bei. „Der Bub auf einer deutschen Schule, ich ein deutscher Bürgermeister... wer hätte das vor einem Jahr gedacht!" hängt er sinnend nach.
„Nun ja — geglaubt haben wir immer an eine deutsche Hilfe, eine deutsche Befreiung, an den Führer bei aller Drangsal und Schikanierung. Das war unser Trost in bitterer Stunde. Aber das Wann und das Wie, wußte keiner! Und daß es so rasch gehen würde!"
Auf unsere Fragen hin packt Großvater Ladenberger aus. Langsam und mit Unterbrechungen erzählt er von den letzten, den schlimmsten Tagen...
„Erst heuchlerisch, dann hämisch — so kamen sie immer wieder, traten dreckig in unsere Stuben, stießen uns roh bei Seite, wühlten in den Behältnissen und Betten herum. Sie seien die Herren im Hause und wir sollten uns ja nicht vermaulen. Sie drohten und pufften.
Gefunden haben sie jedoch nichts Verhängnisvolles. Darüber tobten sie umsomehr. Auch jenes Führerbild stöberten sie nicht auf, das uns ein deutscher Lehrer aus Ostpreußen einmal hier gelassen hatte und das wir zutiefst verwahrt hielten. So kamen sie immer wieder und schikanierten uns mit diesem und jenem bis sie uns kurzerhand von der Wirtschaft jagten.
Nur in aller Eile durften wir das Notwendigste auf den Wagen laden. Etwas Mehl ließ man uns zum Essen. Alles andere mußte hier bleiben.
Dann trieb man uns mit Peitschenhieben hinaus. Nun kümmert euch! Seht zu, wie ihr am schnellsten verhungert!

Wir waren den Halunken machtlos ausgeliefert und haben die Zähne zusammengebissen. Jetzt nur nicht weich werden, niemals den Kerlen einen billigen Triumph gönnen. So holperten unsere Wägelchen zum Dorf hinaus, das unserer Hände Fleiß dem Boden abgerungen hatte. Würden wir es je wiedersehen?

Nichts verrät die tiefe Bewegung des Volksdeutschen uns gegenüber auch jetzt, als die schärfer hervortretenden Falten dicht über der Nase und den Augenbrauen. Die Bitternis jener Schmach ist über den großen Sieg verwunden. Nur die Stimme mahnt mit ihrem harten Klang. Wir hören ihn heraus und die Jungens uns zur Seite. Sie haben den Großvater wohl schon oft so sprechen hören. Sie werden diesen Klang nie vergessen.

„Sechs Tage jagten sie uns von Dorf zu Dorf" fährt der Alte fort. „Wir hatten bei allem Leid noch die Freude, unterwegs die Schwester mit ihren Kindern aufzugreifen. Es ging ruhelos hin und her. Man drohte uns immer wieder, bespieh uns; die Verhetzung war allgemein. Wollten wir, dem Verhungern nahe, uns Lebensmittel kaufen, trieb man uns zum Hof und zum Laden hinaus. Wir sollten uns zu den drei Teufeln scheren! Überhaupt, daß man mit uns noch soviel Aufhebens mache... Die wilden Gesten dazu, sprachen eine eindeutige Sprache.

Einmal gelang es nur mit knapper Not, das Leben zu retten. Wir mußten uns seitab von der Straße vor einer Horde verstecken, die das mit dem Krieg heraufbeschworene Durcheinander der eigenen polnischen Landsleute raubend und mordend ausnutzten. Das waren schon Zeichen eines chaotischen Zusammenbruchs. Wir wagten in unserem Jammer wieder stärker zu hoffen. Auch daran, daß die Wut sich immer sinnloser steigerte, meinten wir zu erkennen, es müsse schlecht um die polnische Sache stehen.

So ertrugen wir alle weitere Schimpf und Schmach in verbissener Hoffnung. Unsere deutschen Truppen waren im Anrücken, das hatten wir auch herausgekundschaftet. Nun hieß es nur noch aushalten! Das wurde uns freilich noch schwer genug gemacht. Die Jagd sollte kein Ende nehmen. Schließlich wollte man uns nach Cholm, auf jeden Fall weiter in das Innere abtransportieren. Doch dazu kam es nicht mehr. In dieser Nacht zum Dienstag schleppten sich uns die in Unordnung und Auflösung begriffenen polnischen Truppen entgegen. Wir konnten uns gerade noch rechtzeitig von der Straße zurückziehen.

Drüben strömten die geschlagenen Polen bis zum anderen Mittag gegen 3 Uhr vorüber. Haufen um Haufen und in angstvoller Hast. Um einhalb vier folgten die deutschen Truppen bereits.

Wir stürzten aus unseren Verstecken hervor und winkten und wußten uns kaum vor Freude zu halten. Die Tränen rannen uns über die Backen. Das war

die Freiheit aus jahrzehntelanger Knechtschaft! Und wie sie uns gleich halfen die deutschen Soldaten. Mit Essen, mit Handlangungen, mit Gespannen usw. Nun ging es zurück in das Heimatdorf. Aber wie würden wir es antreffen? Großmutter Ladenberger weint noch jetzt in Erinnerung an jene Stunden der glücklichen Befreiung. Zuviel ist auf sie eingestürmt in dieser Zeit der geschichtlichen Wende. Schwer und hart war das Leid; unermeßlich die Freude. Sie konnte auch durch die Zustände nicht mehr geschmälert werden, die man daheim dann vorfand. Man war außerdem anhand der vorangegangenen polnischen Terrormaßnahmen auf sie gefaßt.
Die polnischen Horden hatten Häuser und Ställe ausgeraubt und mitgenommen, was ihnen nur irgendwie wertvoll erschienen und nicht niet und nagelfest gewesen war.
„Vom Vieh keine Spur mehr, Küche und Keller ausgeplündert und die Zimmer wüst durchwühlt“ erzählt der Großvater weiter. „Nicht genug damit, daß man die Betten herausgerissen hatte, auch die Wände mußten noch verschmiert werden, damit man auch so recht augenscheinlich sah, daß hier Schmutzfinken gehaust hatten.
„Drei Tage lang mußten wir aufräumen“ schaltet Frau Ladenberger ein. „Unser Gehöft war zum Saustall gemacht worden. Wir hatten alle Hände voll zu tun!“ „Für erste Nahrung sorgte dicht hinter den Truppen die NSV“ fährt Vater Ladenberger fort. „Überhaupt — wir spürten sofort an allen Ecken und Enden die deutsche Hilfe. Es war wie ein Wunder über uns gekommen! Gleich am ersten Tag unserer Rückkehr wurde ich als Bürgermeister eingesetzt. Es war in meinen 68 Lebensjahren der stolzeste Tag; nicht, daß ich überheblich wurde, es erfüllte mich vielmehr tiefste Dankbarkeit meinem Schicksal gegenüber, das mich diesen Tag erleben ließ!“

Es ist für eine Weile still in der sauberen Stube. Durch das Fenster fallen die Strahlen der Mittagssonne. Sie erfüllt mit ihrem Glanz den Raum und die Herzen.
Großmutter geht stumm hinaus und kommt mit einer Schüssel voll Äpfel zurück. Es ist die erste neue Ernte auf deutschem Boden. Draußen schlägt freudig der Hund an. Vom Feld kehrt der Sohn heim. Eine kräftige Gestalt füllt den Türrahmen. Laut hallt der Gruß des Führers in den Raum, den diese tapferen Deutschen jahrelang tief im Herzen verwahren mußten.
Jetzt blicken ihre Augen blank und voller Zuversicht in die Zukunft. Was war das für ein Weg vom ersten Ladenberger, einem Friedrich, der sich aus Stauttern in der Pfalz hier im Dunajectal angesiedelt hat. Es muß um 1783 gewesen sein. Genaue Unterlagen fehlen leider. Dem Friedrich folgte den Generationen

nach der Michael, der Jakob, der Johann, wieder ein Jakob, der Leopold und Edmund Ladenberger. Das ist nun der Jüngste. Blond das Haar, blau die Augen und deutsch das Herz.
Auch dieser Blutstrom soll wieder einmünden in die neue, großdeutsche Heimat. Wir erfahren noch, daß das Dorf 160 Seelen zählt. Während der rein polnischen Jahre sei es immer mehr zusammengeschrumpft. Im Jahre 1905 habe ein Brand, in einer Scheune ausgebrochen, fast alles vernichtet. Mühsam habe man von vorn anfangen müssen. Während die Häuser vorher mit Stroh und Schindeln gedeckt waren, habe man nachher Dachziegel verwandt. Auch das sei für polnische Verhältnisse geradezu eine Pioniertat gewesen.

Wir sitzen noch eine Weile in froher Unterhaltung zusammen. Immer wieder klingt die große Dankbarkeit auf. In die Zukunft blicken sie mit gläubigstem Vertrauen. Sie haben es erlebt, was es bedeutet, Erfüllung zu finden.
Unser Blick streift ein Bild an der weißen Wand. Es ist eine Aufnahme aus Großvaters Soldatenzeit. Ja, er hat den Weltkrieg 1914/18 mitgemacht. Drei Jahre an der österreichischen Front, dann im Gendarmeriedienst. Und er bekennt, mit welch heißem Herzen er den Entscheidungskampf der Gegenwart verfolgt.
„Siegen? — Selbstverständlich siegen wir! Das ist mein unerschütterlicher Glaube! Mir ist jener andere Glauben an die deutsche Hilfe aus der polnischen Knechtung so wunderbar erfüllt worden; der Führer wird mir auch diesem Glauben die Erfüllung geben!“

Als wir längst wieder auf der polnischen Straße dahinschüttern, klingt uns noch der jubelnde Gruß des kleinsten Ladenberger im Ohr, des Kleinsten, der auch einmal ein Großer werden will.

Gärtner in Hauptmannsuniform

Begegnung mit Professor Maurer/Piekary — Beispiel deutscher Gartenbaukunst

Von der Weichsel herauf nähern wir uns Piekary. Kleine blaue Bauernkaten lehnen am grünen Hang. Aus verrußten Schlotstümpfen steigt dünner Rauch. Hinter winzigen Fenstern und zwischen schmalen Türen tauchen verwunderte Gesichter auf.

Eine Autokolonne gehört hier zu den sieben Weltwundern!

Von der holprigen Dorfstraße schwenken wir links ab. Zweiter Gang rein! Es gilt einen Berg zu nehmen.

Zwischen üppigem Strauchwerk und hohen Bäumen ragt unvermittelt ein gedrungener, schloßartiger Bau auf. Schloßartig ist vielleicht schon zu viel behauptet; Türmchen und Zinnen sind jedenfalls bestrebt, so etwas ähnliches anzudeuten. Dahinter erstreckt sich ein ausgedehntes Gartengelände. Diese Gärtnerei ist unser Ziel.

Hier begegnen wir unvermutet Professor Dr. Maurer von der Berliner Universität, allerdings in der Uniform eines Hauptmanns. In seiner schlichten, liebenswürdigen Art grüßt er herüber. Ja, wer hätte das gedacht, daß man sich das nächste Mal hier vor den Toren Krakaus wiedersehen würde!

Im Reich führte er uns durch manche Ausstellung erfolgreicher deutscher Pflanzenzüchtung. Er, eine Kapazität auf diesem Gebiete, hat indessen den Rock des Gärtners mit dem des Soldaten gewechselt, als auch ihn die Stunde der Entscheidung rief.

Der Zufall fügte es jedoch, daß er in seinem augenblicklichen Einsatzbereich, auch wieder Gelegenheit zu gärtnerischer Mission fand. Seinem Quartiergeber gehören diese 24 Morgen Gartenland. Es lag verwildert und brach da und was lag daher für den Professor näher, als neben der soldatischen Dienstausübung auch noch Zeit zu finden, sich dieser typisch polnischen Luderwirtschaft anzunehmen. Der Gedanke, dieses stattliche Gelände nicht weiter verwildern zu lassen, sondern für den Gemüseanbau zu nutzen, wurde von der deutschen Verwaltung und den zuständigen Wehrmachtsdienststellen sofort aufgegriffen und Hauptmann Maurer die Betreuung der in Pacht genommenen Gärtnerei übertragen. Was hier angebaut wird, kam den Soldaten als zusätzliche Verpflegung zugute.

Zunächst freilich mußte hier erst einmal gründlich aufgeräumt werden. Die ursprünglich großzügige gärtnerische Anlage war völlig verludert. Wie wir es so oft bei den Polen antreffen — auch hier große Pläne, die nur zum Teil ihre Vollendung fanden.
Da galt es auch in diesem Landstrich im übertragenen Sinne einen Feldzug mit allen strategischen Raffinessen gegen das Unkraut zu führen, das da wild und vermessen alles Wertvolle zu überwuchern drohte.
Professor Maurer ging mit geübtem Blick und gewohnter Tatkraft daran. Dabei war ihm ein Unteroffizier ein getreuer Eckehart. Von Beruf Gärtner, stellte er sich nur zu gern freiwillig für diese zusätzliche Arbeit zur Verfügung. Mit Hilfe von 22 polnischen Arbeitskräften begann man schnurstracks das Großreinemachen. Und was die Polen nie in so kurzer Zeit für möglich gehalten hätten, es wurde geschafft! Bald war der Boden und Raum frei für wertvolles Wachstum.
Das Gartengelände ist mit einer Menge Obstbäume durchsetzt, die aber über die weite Fläche überaus willkürlich und wüst durcheinander verteilt worden sind. An Ordnungssinn mangelte es den Polen ja allenthalben. Ebenso unsinniger Weise ist an völlig ungeeigneter Stelle eine südliche Weinsorte angebaut worden, die sich hier nie entwickeln konnte. Das war jedoch bei einiger Überlegung vorauszusehen. Dem damaligen polnischen Besitzer hat die Geschichte eine gehörige Stange Geld gekostet.
So wirtschaftete man im ehemaligen Polen im Großen, ebenso wie im Kleinen einfach drauflos. Die Ernte ist ja auch dementsprechend ausgefallen.
Immerhin war diese große Gärtnerei für polnische Verhältnisse etwas Außergewöhnliches. Sie mußte daher auch als beneidenswerter Besitz mit einer drei Meter hohen Mauer umgeben werden. Trau, schau wem... und dem polnischen Nachbar schon gar nicht.
Das galt unter Brüdern erst recht.
In mühevoller Kleinarbeit ist nun diese „Gärtnerei" unter der Anleitung von Prof. Maurer wieder eine Gärtnerei geworden. Und das im deutschen Sinne. Das ist ein erheblicher Unterschied, wenn man die Schilderungen vom Einst mit dem Heute vergleicht. Diese Wandlung wäre nicht so rasch möglich gewesen, hätte Prof. Maurer nicht seine langjährige wissenschaftliche Erfahrung und seine ganze gärtnerische Vorliebe mit hineingearbeitet. Wie ein Vater über seine Zöglinge wachte er über die junge Aussaat.
Längst sind die ersten Gemüseernten eingebracht worden. Die Aussaat der Mohrrüben und Zwiebeln gedeiht vorzüglich. Mit Stolz zeigt Hauptmann Maurer u. a. seine jungen Tomatenkulturen. Auch sie werden für die Speisekarte unserer wackeren Soldaten eine willkommene Bereicherung sein. Die Reihen

der Beerensträucher sind vom würgenden Unkraut befreit worden und können sich nun frei im warmen Sonnenschein entfalten. Bald leuchten auch hier die kleinen roten Trauben der Johannisbeeren oder die saftig-roten Himbeeren. Darauf achtet mit seinem Hauptmann vor allem auch der Unteroffizier.
Braun gebrannt und in Hemdsärmeln steht er vor uns. Ostpreußen ist seine Heimat. In den letzten Jahren arbeitete er aber in der Reichshauptstadt. Er hat auch an die großartigen gärtnerischen Anlagen der Reichskanzlei mit liebevolle Hand angelegt. Darüber erfüllt ihn stolze Freude, auch zu seinem bescheidenen Teil geholfen zu haben, an dieser geschichtlichen Heimstätte des Führers in Berlin.
So ist in verhältnismäßig kurzer Zeit die verwilderte polnische Gartenanlage von Piekary ein kleines Schmuckstück deutscher Gartenbaukunst geworden, das sich nicht nur sehen lassen kann, sondern auch gegenüber polnischer Bewirtschaftung einen wesentlich gesteigerten Ertrag ergibt.
Deutsches Wissen, deutsche Erfahrung und Gründlichkeit und deutscher Fleiß, haben hier inmitten früheren polnischen Unvermögens einmal mehr den überzeugenden Beweis kolonisatorischer Berufung erbracht.
Von einem weiteren Beispiel solcher erfolgreicher deutscher Initiative nehmen wir auf der Rückfahrt noch kurz vor Krakau Kenntnis. Hier hat sich Burghauptmann Buchner, soweit es ihm die Freizeit neben verantwortungsvollen dienstlichen Obliegenheiten ermöglichte, einer ebenfalls vollkommen heruntergewirtschafteten Gärtnerei angenommen. Sie war in jüdischem Besitz. Dem einzigen polnischen Gärtner zahlte man einen Hungerlohn. Dafür sollte er umsomehr herauswirtschaften, um „zu machen eben auch hier ein möglichst gutes Geschäft“.
Deutsche Ordnung hat dieser Ausbeutung ein Ende bereitet. Der Gärtner bekommt heute ein Vielfaches der früheren jüdischen Entlohnung und hat Hilfskräfte erhalten. Unter der Anleitung des Burghauptmanns ist auch diese Gärtnerei in einen gesunden leistungsfähigen Betrieb umgewandelt worden.
Der Gärtner und der Bauer wissen es — was man sät, das erntet man! Die früheren polnischen Politiker können sich solcher grundsätzlichen Lebenserkenntnis kaum bewußt gewesen sein, sonst hätten sie nicht nur stets Unkraut und Haß ausgeworfen. Dafür ist die deutsche Saat des Nationalsozialismus indessen um so kräftiger aufgegangen.
Die Welt sieht es, wir sind am Ernten!

Grenzaufsichtsstelle Morskie Oko

„Meeresauge“ in 1400 Meter Höhe — Das Wunder des smaragdgrünen Sees

Vom Verkehrsstern der Zakopaner Tatrastraße wählen wir die linke Spitze Sie mündet in eine Art Fahrweg, der einmal eine ausgezeichnete Kunststraße gewesen sein soll. Alle Kunst haben indessen die Gebirgsbäche hinweggeschwemmt; übriggeblieben ist schlecht und recht eine Straße, auf der von den Polen früher sogar Rennen gestartet worden sein sollen.

Man kann sich das angesichts des heutigen Zustandes kaum vorstellen. „Zwanzig Sachen“ sind bei den augenblicklichen Verhältnissen schon ein wahrhaft „erschütterndes“ Tempo.

Diese sogenannte Straße aber führt längs der Tatrakette durch die waldige Hochebene Podhale. Das hat ihr einen beständigeren, als den sportlichen Ruf gesichert. Die einzigartige Schönheit dieser Hochebene läßt auch über Risse und Holper versöhnlicher hinwegsehen.

Zur Rechten recken sich mit schlohweißem oder wild zerzausten Haupt die Riesen der Tatra. Steil stürzen die Felswände ab. An das nackte Gestein klammern sich nur Moos und Flechten.

Von dort oben stößt der Adler zu Tal, über Seen hinweg, in deren blanker Fläche sich sein stolzer Flug spiegelt, und über die Halden von Knieholz und Wacholder, zwischen denen grüne Weiden gleich bunten Teppichen ausgebreitet liegen. Bis hierin wagen sich im Sommer Mensch und Vieh.

Im Frühjahr und Herbst rasen Orkane die Felswände hernieder und im Winter toben sich hier Schneestürme aus, die alles Leben ins Tal zwingen.

Oft donnern auch Lawinen auf die Hochebene herab, deren wilder Sturz erst der Waldgürtel zu hemmen vermag.

In ihm laufen die Täler aus, in denen die Dörfer der Podhalaner verstreut liegen. Es sind schlichte ganz aus Holz gezimmerte Hütten, auf denen oftmals Störche nisten. In das Gebälk ist immer wieder das Zeichen der Sonne, des Lebens, eingefügt.

Die Bauern tragen die bunte Goralentracht mit den enganliegenden Hosen, die nach den Außenseiten zu schlitzartig auslaufen. Ihre Grundfarbe ist oder

genauer — war zumeist weiß. Schwarze Streifen umschließen vornehmlich über den Schenkeln farbige Stickerei.
Bunt sind auch die Hemden und die verschiedentlich mit Schaffell abgesetzten Jacken, die sie lässig über die Schulter werfen und die über der Brust mit grellen Bändern gehalten wird. Über den derbknochigen Kopf stülpen die Männer schwarze Tuchschalen, die sie umso malerischer wirken lassen. Noch farbenfreudiger kleiden sich die Frauen. Vor allem fallen die fantasievollen Stickereien der Blusen auf.

In einen traulichen Waldwinkel hat sich bei Jaszczurowka ein Kirchlein im Zakopaner Holzstil zurückgezogen. Das Dachreitertürmchen überragt kaum die Spitzen der Fichten. Sie lugen neugierig über die rundum führende Veranda und wiegen sich in den blanken Scheiben der winzigen Fenster.
Durch den Wald und über die Wiesen strudeln Gebirgsbäche. Ihr Murmeln und Glucksen mischt sich mit dem Rauschen der Wipfel des verwilderten Waldes, der uns an der Eintausend-Meter-Grenze weiter das Geleit und immer wieder unvermittelt den Blick nach dem zerklüfteten Tatrarücken freigibt.
Dicht vor der Bialka dreht die Straße fast im rechten Winkel nach Süden bei. In vielfachen Windungen nähern wir uns dem Grenzfluß, der über Felsgeröll schäumend herniederstürzt. Er sprudelt einher, als hätte er uns viel zu erzählen von den glitzernden Schneehöhen, wo seine Wiege steht. Die Straße stemmt sich seinem eigenwilligen Lauf entgegen.
Wir begegnen Männern des Zollgrenzschutzes auf ihrem Kontrollgang. Wind und Wetter gewohnte, braungebrannte Gesichter blicken uns an. Der Gruß des Großdeutschen Reiches hallt über die Grenzstraße. Weiter oben stoßen wir auf einen Übergang. Vor der Brücke über die Bialka liegt der Schlagbaum. Ein Schild warnt „Generalgouvernement — Grenze“. Von drüben leuchtet weiß das slowakische Grenzhaus.
Wir begrüßen den deutschen Grenzposten, der aus dem Blockhaus auf unsere Seite tritt. Ja, schön sei es hier oben, bestätigt er lächelnd, aber manchmal auch arg einsam. Vor allem über die Wintermonate. Nur unter großen Schwierigkeiten wäre es möglich, die Lebensmittelversorgung regelmäßig durchzuführen.
Es ist ein anstrengender Dienst, den unsere Männer vom Zollgrenzschutz auf vorgeschobenem Posten Tag für Tag und Nacht für Nacht erfüllen; aber sie kommen dieser verantwortungsvollen Pflicht gern nach. Sie wissen, daß auch ihr Einsatz an den Grenzen von größter Wichtigkeit für das Großdeutsche Reich ist.

Der Kamerad stammt aus Konstanz am Bodensee. Vor einem Jahre übte er noch dort seinen Dienst aus; heute steht er hier an einem Grenzfluß des ehemaligen polnischen Staates. Dazwischen lag eine geschichtliche Wende.
Auf Uniform und Mütze glitzern im Sonnenschein die Hoheitszeichen des Großdeutschen Reiches.

Über die stäubende Bialka schlagen die Sonnenstrahlen ihren eigenen Steg. Das ist freilich keine Grenzbrücke, die Fuß und Hand Halt gewährt; nur der Blick gelangt über flimmernde Pfeiler und Stützen mit Leichtigkeit und ohne Passierschein hinüber.
Das gegenüberliegende Ufer ist zerklüftet wie das diesseitige. Dichter Wald drängt sich bis an das reißende Wasser. Aus dem Gürtel wächst eine steile Felsenwand empor, in die Sturm und Wetter Runzeln und Spalten getrieben haben. Darüber wölbt sich der Himmel. Es ist der gleiche wie auf dieser Seite. Dort oben gibt es keine Schlagbäume.
Die Menschen vom jenseitigen Ufer sind unsere Freunde.
„Mit den slowakischen Grenzern verstehen wir uns ausgezeichnet", greift der deutsche Posten den Gedanken auf. Es sind prächtige Kameraden! Im Dienst ebenso wie in der knappen Freizeit. Sie weilen oft hüben bei uns und wir werden drüben mit gleicher — ich möchte fast sagen dankbarer — Herzlichkeit aufgenommen. Gestern waren sie an der Reihe, über den „Jordan" zu kommen. Da haben wir zur Abwechslung selber mal „geschoben... alle Neune!" hängt er lachend an und deutet auf eine seitab selbst gezimmerte Kegelbahn.
Sie ist hier in Gottes freier Natur kein Meisterwerk geworden; doch die Hauptsache — die Kugel rollt.
„Na und ob!" stimmt schmunzelnd unser Kamerad im grünen Rock zu, „bei dieser Schieberei wurde nicht minder schon so mancher zur Strecke gebracht". Ja, unsere Grenzer verstehn sich aufs Treffen, und eine kräftige Dosis Humor stets ebenso griffbereit zu haben, wie Pistole und Gewehr, ist hier oben im Diensteinsatz des Grenzbereiches ein doppelter Vorteil.
Die Straße steigt in Spitzkurven steiler an. Der Wald tritt mehr und mehr zurück; die Felsengruppen der Bergrücken ragen freier auf. Nach einigen Kehren ist die Grenzaufsichtsstelle Meerauge erreicht.
Es öffnet sich hier in 1400 Meter Höhe ein unvergeßlicher Anblick wildromantischer Alpenwelt.
Smaragdgrün leuchtet aus der Mitte der „Morskie Oko", ein See von 34 ha Flächenraum und 49 Meter Tiefe. Ein dunkler Waldgürtel umgibt dieses märchenhaft schimmernde „Meeresauge", in dem sich die gewaltigen Felsen rundum wiederspiegeln.

Bis eintausend Meter hoch überragen die steilen granitenen Wände noch den See.
Zwischen dem grauen Gestein leuchten immer wieder Schneereste, die sich nach den scharfen Spitzen zu als Hauben verdichten.
Aus den unteren Schneezipfeln stürzen zahlreiche Wasser hervor, die sich über gurgelnde schäumende Fälle in den See ergießen. Das kocht und stäubt am spärlichen Knieholz und fahlen Gestein empor, als wollte es Schleier weben um die bizarren Gestalten der Tatrariesen, die aus ihrer stolzen Höhe schweigend und unnahbar herabschauen auf die Winzigkeit zu ihren Füßen.
Strahlend blau leuchtet im Augenblick der Himmel über ihren Häuptern. Welche Stürme mögen aber in diesem Kessel toben, wenn Wetter aufziehen und die schwarzverhüllten Riesen Zornesblitze in die brodelnde Tiefe schleudern!
Dann schließt sich wohl auch dieses smaragdgrüne Auge des Meeres und schützt sich mit trüben, dichten Schleiern, um nach schwarzer, stürmischer Nacht um so klarer und leuchtender aufzublicken.
Mit dem neuen Tagesschimmer ist in diesem Auge jener geheimnisvolle grüne Glanz nur noch unergründlicher.

Die Grenzaufsichtsstelle Morskie Oko hat ihr Quartier in einem schlichten Hotelbau aufgeschlagen, der sich, ebenfalls im Zakopaner Stil aus Balken gezimmert, glücklich in das großartige Landschaftsbild einfügt. Ein Schild weist darauf hin, daß dieser Teil der Tatra und das Gebiet der fünf Seen nur Reichs- und Volksdeutschen zugänglich ist. Unser Zollgrenzschutz übt hier auf vorgeschobenstem Posten erst recht verschärfte Kontrolle aus. Die Grenze zieht sich auf schmalem Grat noch bis zu einer Spitze von knapp 3000 Meter hinauf. Das ist der äußerste Winkel des Zakopaner Beckens und höchste Zipfel des Generalgouvernements.
Während sich über den Morskie Oko die Schatten der Abenddämmerung breiten, glühen die Gipfel noch geraume Zeit nach, bis der Tag an ihren Spitzen verlischt.
Die Riesen der Tatra legen sich zur Ruh. Die Männer des Zollgrenzschutzes aber halten zu jeder Stunde Wacht...

Bollwerk Peskenstein

Deutsche Ritterburg im romantischen Ojcowtal

In diesem Lande liegen Licht und Schatten dicht beieinander. In der Landschaft, bei den Menschen und in der Geschichte. Man mag wandern und blättern wo und wielange man will, stets prallen Gegensätze aufeinander. Zumeist ohne Übergang und wo es in Menschenhand lag, ohne abwägendes Besinnen. Das ist diesem Lande zum Schicksal geworden. So unbekümmert die Landschaft plötzlich und willkürlich ihr Antlitz ändern kann und mit der Fülle der Gesichter nur noch gewinnt, so verhängnisvoll wirkt sich alle Gegensätzlichkeit im Widerstreit völkischen Vermögens und Unvermögens aus.

Dafür hat die Geschichte in diesem Raum ein vernichtendes Beispiel gegeben. Mit der deutschen Führung haben zielbewußtes Wollen und die Stetigkeit sinnvoller Ordnung den besetzten polnischen Gebieten ein neues Gepräge verliehen. Das war die entscheidende Wendung ausgleichender Gerechtigkeit. Sie kommt diesem Raum und seinen Menschen nur zu statten, in deren Zügen zu lesen, die Notwendigkeit solcher höheren Vernunft immer wieder bestätigt. So ist auch die Landschaft zum guten Teil ein Spiegelbild der Seele ihrer Bewohner.

Das charakteristische und schroffe Gegeneinander dieses Raumes bildete den Ausgangspunkt der Betrachtung. Es ließe sich bis in den Alltag hinein vielfach abwandeln. Einem der bezeichnendsten Beispiele begegnen wir aber mit dem Ojcowtal.

Nur etwa zwanzig Kilometer liegt es von Krakau entfernt. Von der Straße nach Kattowitz biegt man bei Bronowice in eine unscheinbare Landschaft hinein ab.

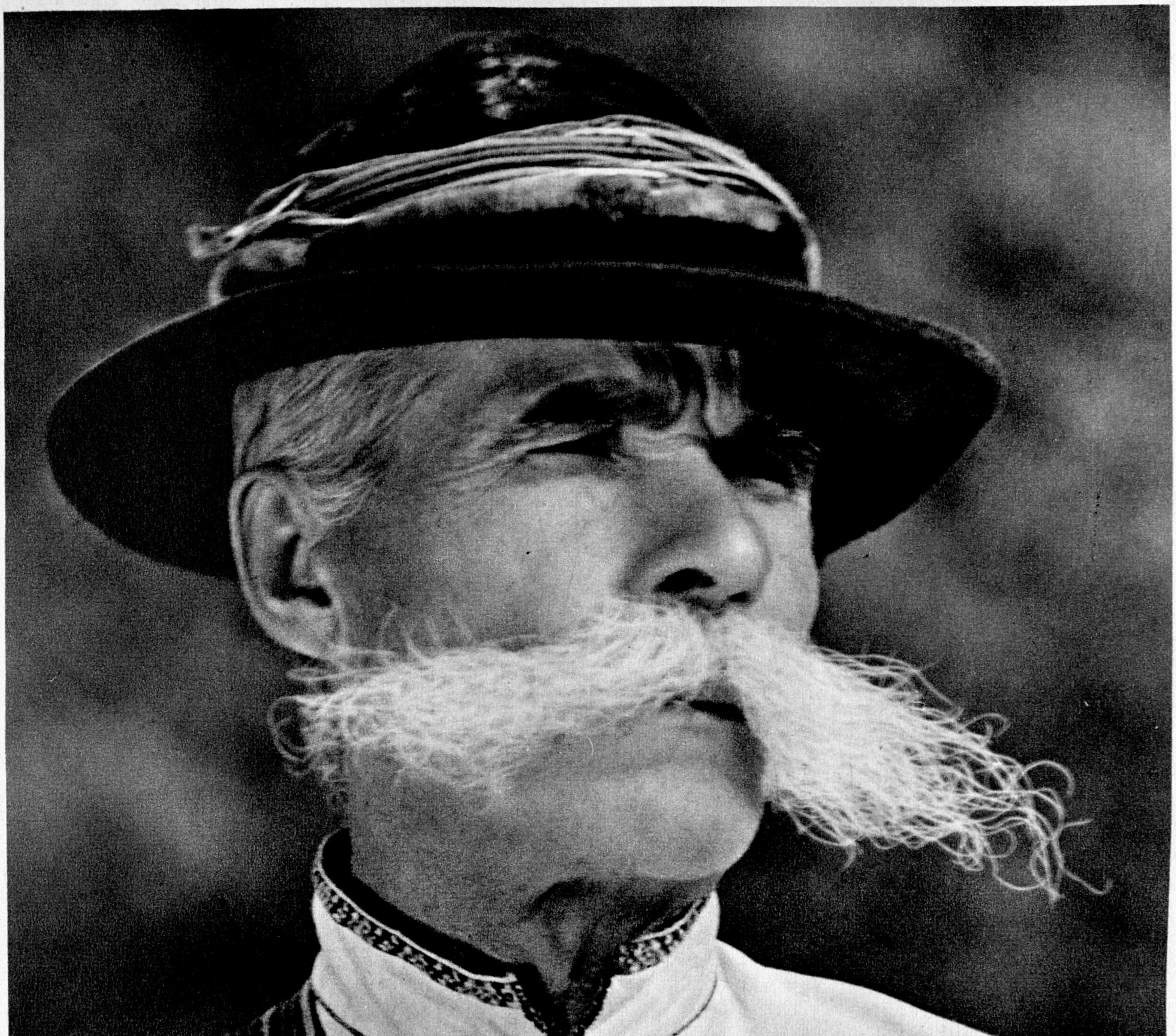
Dürftige Bauernkaten säumen den ebenso bescheidenen Weg. Er windet sich an schmutzigem Wasser und einer grauen Holzkirche vorüber, um schließlich in langgestrecktem Ackergelände auszulaufen.

Die Einförmigkeit polnischen Flachlandes umgibt uns, nur von vereinzelten Bäumen und Sträuchern unterbrochen. So holpert der Wagen eine gute Weile dahin. Zur Rechten und Linken blinzeln uns zwischendurch noch einige strohgedeckte blaugetünchte Hütten aus winzigen Fenstern an.

In buntester Unmöglichkeit des zusammengewürfelten Sonntagsstaates pilgern polnische Bäuerinnen zur Kirche, die alle dörfliche Armseligkeit in weißer stolzer Pracht überragt.
Dann nimmt uns wieder die weite Fläche auf, bis wir nach einer Biegung plötzlich einen Waldstreifen vor uns auftauchen sehen. Die Straße senkt sich und trägt uns in zahlreichen Kurven in das Ojcowtal hinunter.
Nach einem grünen Laubwaldgürtel öffnet sich unvermutet ein prächtiger Talblick.
Schroffe verwitterte Felsengruppen begrenzen zu beiden Seiten einen tiefen Einschnitt, der sich lang hinzieht und auf dessem Grunde der Silberstreifen eines schmalen Flusses glitzert. Kaum traut man den Augen, die so unvermittelt nach weitem Flachland solche Gebirgslandschaft erfassen.
Das könnte im Reich in der Sächsischen Schweiz sein oder im Fränkischen Jura!
Wind und Wetter haben bizarre Formen in die Felsen gewaschen. Darüber und dazwischen grünt und rauscht herrlicher Wald.
Und mit dem Wunder der Landschaft vollzieht sich ein zweites; die Hütten sehen weiß und freundlich herüber. Holzveranden schmücken die Stirnseite. Auch die Menschen erscheinen ordentlicher. Nur die Straße bleibt schlecht. Sie erinnert uns rüttelnd daran, daß wir uns im polnischen Raum befinden. Die Mitte des Tales weitet sich fast zu kurparkähnlicher Anlage. Von einer Felsengruppe grüßt verfallenes Gemäuer herunter. Dahinter wird der Talschlund wieder enger. Die Felsen neigen sich wie Gestalten plump zur Seite. Zu ihren Füßen hocken Zigeuner. Eine Fidel schluchzt wehmutsvoll herüber. Es ist ein Mißklang inmitten dieser verschwenderischen Schönheit der Natur. Jener Felsen dort scheint besonders musikalisch zu sein; er krümmt seinen verwitterten Rücken zu einem unmißverständlichen Buckel.
Dieses Tal des unaufhörlich blubbernden Baches, der raunenden Wälder und vielgestaltigen Felsen bleibt freilich nur ein Streifen im Gesamtgebiet. Steigt man zwischen den kompakten Felsfiguren hindurch zur Höhe hinauf, so versickert der Wald mit kurzen Ausläufern wieder im flachen Ackerland. Um so dankbarer genießt man den Blick zurück in die Tiefe des Tales.

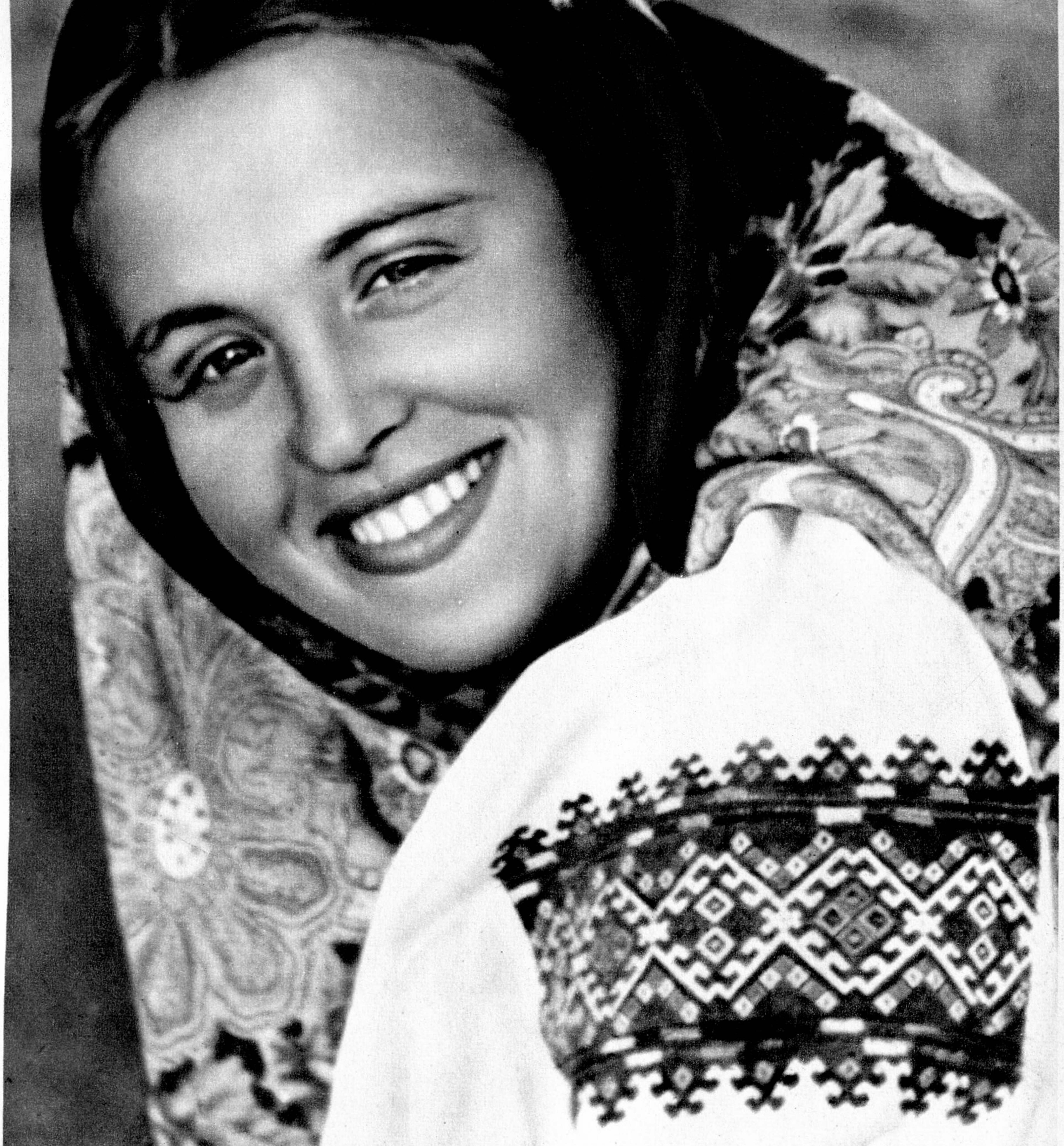
Ein Knick leitet nach links weiter. Rechts schlängelt sich der Weg nach Skala hinauf. Wer den kurzen Aufstieg einschaltet, sieht sich ebenso plötzlich einem neuen Anblick gegenüber.
Über dem friedlichen Tal eine gebrandmarkte Stätte des Krieges, der über dieses Land gleich einem ernüchterndem Sturmwind fegte.
Hier ist ein Judennest zertrümmert worden. Nur wenige Häuser sind ganz geblieben. Davor lungern die uns inzwischen sattsam geläufigen Judentypen.

GESICHT DES DEUTSCHEN OSTKOLONISTEN. BÜRGERMEISTER LADENBERGER IN GOLKOWITZ



UKRAINER AUS DEN OSTBESKIDEN

UKRAINISCHES MÄDCHEN MIT DER TRADITIONELLEN BLUSENSTICKEREI



Schief und scheel blicken sie auf. Den kleinen Marktplatz umgeben fast nur noch Ruinen. Dort tritt man durch den Hausflur ebenso wieder ins Freie wie umgekehrt; auf der Gegenseite hängt vom ersten Stock nur noch das Balkongeländer herunter. An anderer Stelle hört das Haus mit den Stufen auf, wo es früher erst angefangen hat. Weiter drüben ragen nur noch verrußte Kamine in den Himmel. Warnende Finger für die Gesichter rundum mit den schwarzen zottigen Bärten...
Das Tal ist von diesem Kampf unberührt geblieben. Allein die Zeit verändert es. Sie gräbt den Felsen neue Züge ein, bestimmt den Lauf des Baches nach jener und dieser Richtung, sie stürzt den Wald in die Tiefe und läßt ihn an anderer Stelle umso schöner emporwachsen.

Am Ende dieses wundersamen Tales lugt hinter der eigenwilligsten Formung, einer steilaufragenden Felsenkerze mit einem Kreuzlein als Docht, die königliche Burg Peskenstein hervor. Sie bildet den imposanten Abschluß der wechselvollen Talflucht.
Es ist ein wuchtiger, würfelförmiger Bau, den nach der Talseite zu in strenger Regelmäßigkeit Fensterreihen aufgliedern.
Spitzige Türmchen schmücken die Bastionen. Die Nordseite spiegelt sich in einem waldumsponnenen Weiher.
Darüber hinaus steigt der Talweg wieder an. Wo er auf das Blau des Himmels stößt, läuft er in die flache Umgebung aus.

Durch das efeuverhangene Burgtor treten wir in den Innenhof, der einem verwilderten Garten gleicht.
Die Burg ist heute herrenlos. Sie hat ein wechselvolles Schicksal hinter sich. Im Jahre 1315 wird sie zum ersten Male erwähnt. Fest steht, daß die Peskenburg von einem deutschen Ritter erbaut worden ist, den ein polnischer König hierher gerufen hat. Umbauten haben die Gestalt der Burg mehrfach verändert. Etwa um 1560 hat sie die heutige Form erhalten. Im 17. Jahrhundert ist ein Graf Mieroszowski Herr auf Peskenstein gewesen. Weitere Änderungen wurden an der Burg um 1850 im Zuge umfangreicher Erneuerungsarbeiten vorgenommen. So stammen die vorwitzigen Türmchen auf den Bastionen aus jener Zeit. Später schenkte Graf Mieroszowski die Burg der Krakauer Akademie der Wissenschaften, die sie — man höre und staune — an eine Warschauer Bankbeamten-Krankenkasse verkaufte.
Dieses Geschäftchen wirft ein bezeichnendes Licht auf die Arbeit jener polnischen Wissenschaften. Die Krankenkasse richtete auf Peskenstein eine überaus primitive Ferienaufenthaltsstätte ein.

Wenn man heute über den Hof und durch die schmucklosen, zumeist leeren Räume schreitet, begegnet man überall dem Verfall.
Wohl grünt es im Burghof und blickt man unter schattiger Baumreihe hervor auf eine stattliche Turm- und Mauerfront, aber es fehlt die fürsorglich pflegende Hand.
Man merkt dem Gemäuer und den Gemächern die herrenlose Zeit an. Darüber täuschen auch nicht — wie ein Besucher sarkastisch bemerkt — ein paar „fossile Knochen" hinweg, die man mit anderen Kleinigkeiten im Burgraum gefunden und in einer Ecke zusammengelesen hat. Es ist ein kümmerliches Häuflein vergangener Jahrhunderte.
Die Parkettfußböden der Säle haben sich im Verlauf der Jahre (und vielleicht auch der Ereignisse) gekrümmt. In den Fensternischen konnten sich die Spinnen ungestört häuslich einweben. Auf einem einsamen Flügel klebt der Beschlagnahme-Kuckuck des Kreishauptmanns. Es ist die Frage, ob es den Zettel überhaupt noch lohnte.
Staub liegt auf den ausgetretenen Steinfließen der Wandelgänge. Nur die kleine Kapelle erfreut sich liebevoller Fürsorge. Frische Blumen schmücken den Altar mit einer Nachbildung der schwarzen Madonna Tschenstochaus. Übrigens — eine kleine Kurbeldrehung, und der Madonna folgt eine Golgatha-Szene.

Wir lassen den Duft von Weihrauch und Moder hinter uns und treten in die strahlende Sommersonne hinaus.
Man atmet freier, und freier schweift auch der Blick über die wuchtige Wehrmauer in das Tal hinab, über die wiegenden Wipfel der Bäume, das schmale Band des weißen Weges, den grüngebetteten Teich zu Füßen des Burgfelsens und den munter vorübersprudelnden Bach, der dort, wo er fürwitzig sichtbar wird, den sommerlichen Glanz des klarblauen Himmels wiederspiegelt. Hier und da recken sich über ihn immer wieder schwerfällig die Schatten der unförmigen Felsengebilde.
Es ist ein freier, aber auch beherrschender Blick von den Schießscharten dieser Burg aus. Ein deutscher Ritter hat mit ihr dieses Tal einst unter seine Herrschaft genommen.
Zwischen dem Damals und Heute liegen Jahre der Mißachtung und Schmach. Sie sind ausgetilgt.
An diesen Zinnen stehen wieder Deutsche.

Polnischer Geheimbefehl sollte Krynica vernichten

Kriegerische Schritte im Kurdirektionskabinett — Polnische „Siegfriedlinie" am Hutaberg — Wahnsinnsbefehl: „Bohrlöcher der Quellen sprengen!" — „Die Deutschen kommen!" gellt eine Stimme

Ende August 1939.
Ein heißer Tag geht zur Neige. Dunkle Wolken türmen sich am Horizont, wo die vielgliedrige Kette der Beskiden in den Himmel verläuft. Noch füllen die Strahlen der sengenden Sonne die Täler.
Glut schwelt in den Fichten und drückt auf die Felder an den Hängen.
Der spärliche Hafer steht zu kurz. Das gibt eine schlechte Ernte.
Zusammengedorrte Heuhaufen harren der Abfuhr. Ein winziger Funken würde genügen, sie hellauf lodern zu lassen.
Drunten im Tal nehmen sich heute die würfelförmigen amerikanischen Wohnpaläste des polnischen Staatsbades Krynica im grellen Sonnenschein wie Brutkästen aus.
In ihre Schatten und Winkel haben sich die jüdischen Badegäste zurückgezogen.
Solcher Sonnenglanz blendet ihre Augen und diese Hitze erlahmt selbst ihren sonst so regen Geschäftsgeist.
Alle haben das bedrückende Empfinden, daß etwas Unheildrohendes in der Luft liegt.
Einer meint — es wird das Gewitter sein, das dort im Westen aufzieht.

Dieses Gewitter rumort auch im Amtszimmer des Bauingenieurs der staatlichen Kurverwaltung und zeitweiligen polnischen Bürgermeisters von Krynica. Im Augenblick war er wieder einmal an der Reihe, was ihm bei dieser Hitze freilich wenig Vergnügen bereitet.
Doch daran hat das aufziehende Gewitter nicht allein schuld.
Da ist ein Geheimbefehl des Herrn Fürsorgeministers, der es in sich hat. Jetzt wird es ernst!
„Verd...!" er richtet sich jäh auf. Fast hätte er vor seiner eigenen Courage Angst bekommen. Lächerlich, wir werden es den Deutschen schon beweisen!...
Er greift nochmals nach dem Stück Papier und überfliegt die Schriftzüge zum zweiten Male...

„Minister der Fürsorge — Nr. Bd. 1. a/ 25—9. Warschau am 29. August 1939. Geheim 3 Mob —
An den Herrn Wojewoden in Krakau.
Im Zusammenhang mit der an das Ministerium der Fürsorge, durch die Direktion der Staatlichen Kuranstalt in Krynica gerichteten Frage betreffend der Evakuation bitte ich den Herrn Wojewoden im Einvernehmen mit den Militärbehörden die Verordnung zu erlassen, um die in Krynica funktionierenden technischen Objekte, wie das Elektrizitätswerk, Bohrlöcher samt balneologischen Einrichtungen (Badeeinrichtungen, Trockeneiseinrichtungen usw.) außer Betrieb zu setzen.
Der Direktor der Badeanstalt erhält gleichzeitig den Auftrag, sich mit dem Herrn Wojewoden in telefonische Verbindung zu setzen, um sich mit ihm zu verständigen, in welcher Zeit und auf welche Weise die technischen Einrichtungen demontiert werden sollen.
Meiner Ansicht nach müssen die Maschinen und alle technischen Einrichtungen so demontiert werden, daß diese in Abwesenheit der Direktion der Anstalt nicht wieder in Betrieb gesetzt werden können".
An dieser Stelle unterbricht der Bürgermeister seine bedeutungsvolle Lektüre und Schadenfreude spiegelt sich nun in seinem Gesicht. Seine etwas schwerfälligen Gedanken machen sich mit diesem Geheimbefehl mehr und mehr vertraut.
Großartig! Der Herr Fürsorgeminister soll sich auf mich verlassen können! Hastig prägt er sich die weiteren Anweisungen ein...
„Gleichzeitig ordne ich dem Direktor der Anstalt an, folgende Gegenstände unverzüglich an das Psychiatrenspital in Chelm in der Wojewodschaft Lublin auszuführen.

1. Betten samt Wäsche, Wirtschaftseinrichtungen, Wäsche und Laboratoriumseinrichtungen.
2. Wannen und Kupfereinrichtungen, welche den Militärbehörden zur Auswertung für Kriegszwecke überwiesen werden können.
3. Fabrikationsakten, Pläne der Anstalten und Objekte, Inventar-Verzeichnisse und Rechnungsbeweise, welche die drei letzten Budgetzeiträume umfassen, alles in Verschlägen entsprechend gesichert.

Gebäude und alle Objekte, welche Eigentum der Anstalt sind, werden im Falle einer Evakuation der Direktion der Anstalt gesperrt und zur Bewachung dieses wird ein Angestellter der Anstalt, welcher politisch nicht tätig war, durch den Direktor bestimmt. Diesem Angestellten wird der Direktor eine Anzahlung von 1000 Zloty auszahlen, um die Auslagen, welche mit der Bewachung verknüpft sind zu decken.

Mit der Zeit des Rückzuges aus Krynica wird der Direktor sich selbst und den Angestellten das Gehalt auszahlen, jedoch genau nach der Instruktion, welche die Auszahlung der Angestelltengebühren evakuierter Ämter normiert, Tagelöhner und Saisonarbeiter werden entlassen.
Der Direktor der Anstalt mitsamt dem zur Evakuation bestimmten Personal, sowie der Kasse der Anstalt und den Rechnungsbüchern aus dem Zeitraum 1939/40, wird nach Chelm fahren, wo er zur Disposition des Ministeriums der Fürsorge verbleiben soll.
Indem ich Obiges zur Kenntnis gebe, bitte ich den Herr Wojewoden, dem Direktor der Kuranstalt in Krynica, Ing. L. N. die entsprechenden Anweisungen zu geben, sowie die nötige Hilfe zur Ausführung des Obengenannten.

Dr. E. Piesstrzynski
Vizeminister".

Zynisch lächelnd blickt der Bauingenieur und Bürgermeister von dem Schriftstück auf.
Mit plumpen Schritten tritt er an das weitaufgerissene Fenster. Er hat sein patriotisches Gleichgewicht wiedergefunden.
Sein Blick irrt nach den Beskidenbergen hinauf, ohne jedoch Wald und Wipfel wahrzunehmen.
Die Gedanken spinnen über die Höhen hinweg.
Und diese Deutschen glauben, wir wären auf diesen Krieg nicht vorbereitet. Die werden Augen machen! Trifft unsere Regierung schon im Hinterland ihre Vorsichtsmaßnahmen so gründlich, wieviel mehr sind wir erst gerüstet zum siegreichen Marsch nach Berlin!
Dabei flimmert ihm das Bild der letzten Parade in Warschau vor Augen, und er meint den Marschtritt der Kolonnen in den Straßen der deutschen Reichshauptstadt zu hören...
Ein Blitz flammt über den gewitterschweren Himmel. Dumpfes Donnergrollen zerreißt alle glorreiche patriotische Stimmung. Der Bürgermeister ist nicht schlecht zusammengefahren.
Draußen hatte sich indessen der Himmel schwarz überzogen. Es bricht das tosende Sturmgewitter los.
Ein heftiger Windstoß fetzt dem Bauingenieur und Bürgermeister fast den Geheimbefehl aus der Hand. Er kann gerade noch fester zufassen, um ihn und sich selbst schleunigst in das dunkle Zimmer in Sicherheit zu bringen.

* * *

Dieser Geheimbefehl ist uns wortwörtlich in die Hände gefallen. Er bestätigt einmal mehr, daß sich die Polen schon längst leichtfertig für den Krieg entschieden hatten, während der Führer als verantwortungsbewußter Staatsmann seines Volkes und Europas noch bestrebt blieb, eine friedliche Lösung herbeizuführen.

Gewiß, der Hafer auf den Beskidenhängen war in diesem Jahr besonders schlecht geraten; die Kriegshetze Englands hatte aber dafür in diesem Lande um so bessere Frucht getragen. So wiegten sich die Polen mit ihrem allmächtigen Bundesgenossen in Sicherheit und gaben sie sich im Waffengeklirr ihrer aufgestachelten Geister kühnsten Hoffnungen hin.

Der Marschall des Staates ebenso wie der kleine Bürgermeister in den Beskidentälern.

* * *

Das Spätsommergewitter über Krynica verrauschte, doch ein schlimmeres brach los am politischen Himmel Europas. Es entlud sich über Polen mit elementarster Wucht.

Das Amtszimmer des Bürgermeisters von Krynica durchmißt mit kriegerischen Schritten einer jener Diktatoren Polens, die sich der Einmaligkeit ihrer geschichtlichen Stunde vollauf bewußt gewesen sind.

Dreihundert kupferne Badewannen in Sicherheit gebracht; die gesamte Wäsche des soeben erst nach elfjähriger Bauzeit kurz vor Kriegsausbruch vollendeten Kurhotels nebst Betten, alle Pläne, Zeichnungen, Akten, Inventarverzeichnisse verschleppt. Hier wird ganze Arbeit geleistet.

Meldung für Meldung geht ein. „Medizinische Apparate zerstört; Laboratoriumsgegenstände abtransportiert; Kassen und Rechnungsbücher entfernt; wichtige Betriebsteile abmontiert, die Fabrikation von Tabletten und Pastillen, die Herstellung von Trockeneis ist nicht mehr möglich.

Niemals mehr ohne uns! Denn wir haben die Pläne, die Maschinenteile... grinst der große Krieger von Krynica in sich hinein.

Vor allem aber bedeutet es — nach der Ansicht gleicher kampfentschlossener Kreise — eine strategische Glanzleistung, die Bergbahn von Krynica nach dem 240 Meter höher gelegenen Parkberg durch die Demontierung wichtiger Betriebsteile betriebsunfähig gemacht zu haben.

Oder sollte der tiefere Grund der gewesen sein, daß sie ein volksdeutscher Ingenieur erbaut hat.

So wird der Geheimbefehl des Herrn Fürsorgeministers Punkt um Punkt ausgeführt, während polnische Soldaten nordwärts von Krynica die Huta-Stellung, die sogenannte polnische Siegfriedlinie beziehen.

„Hier kommt keiner durch!“ deutet der Bürgermeister mit typischer Feldherrngeste auf die Landkarte. „Hier halten wir die südliche Grenze, während unsere Armeen im Norden marschieren...!“
Das klingt nach glorreichem Sieg, und die Umstehenden glauben es im Glücksgefühl des geschichtlichen Augenblicks nur zu gern.
Indessen — wir wissen, wie sich die Wirklichkeit vollzog. Der Marsch nach Berlin wurde in umgekehrter Richtung angetreten. Die deutschen Waffen schlugen zu und trafen den Gegner vernichtend.
Auch im Krynicaer Winkel sah die Wirklichkeit anders aus, als der Wunschtraum jenes Landkartenstrategen.
Während sich die Polen in ihrer „Siegfriedlinie“ hinter kümmerlichem Stacheldrahtverhau und einigen Erdhaufen bis zum letzten entschlossen verschanzt hatten, wurden sie von den deutschen Truppen einfach umgangen.
Noch sahen sich die Posten nach vorn ungestört die Augen aus, da spürten sie den Feind schon unvermutet im Rücken.
Daran änderte auch die noch rechtzeitig vorgenommene und ausnahmsweise gelungene Sprengung des Tunnels der Bahnlinie Neu-Sandez—Krynica nichts mehr.
Das ging ihnen entschieden gegen den Strich! Man ergab sich nach solcher Überrumpelung ohne viel Gegenwehr.
So kommt es, daß Krynica keinen Schlachtendonner vernimmt und meint, es sei alles in bester Ordnung.

Noch ist der Geheimbefehl mit seinen späteren überhasteten Ergänzungsanordnungen nicht ganz ausgeführt.
„Die Bohrlöcher der Quellen sprengen!“ gibt der Bürgermeister von Krynica die Anweisung.
Die Leute stutzen und zögern. Ist das sein Ernst, steht in ihren Gesichtern geschrieben. Damit werden wir für viele Jahre, wenn nicht für alle Zeiten brotlos. Denn solche Sprengungen zertrümmern die Quellschichten. Sie rutschen ab in andere Erdformationen, und es kostet Millionen und Jahre, die neue Quellführung aufzuspüren.
Der Bauingenieur blickt verächtlich über die Zögernden hinweg. Was wissen jene von der Größe des Augenblicks, der ihn ganz erfaßt hat.
Schneidend gellt die Wiederholung des Kommandos: „Die Bohrlöcher sprengen!“
Da kommt Bewegung in die Leute. Aber auch draußen wird es laut und die Tür aufgerissen.
„Die Deutschen! Die Deutschen!“ überschreit sich eine Stimme „Sie kommen!“

Der Bürgermeister wendet sich blitzschnell dem Rufer zu, der keuchend am Türpfosten lehnt.
„Du bist verrückt, Kerl!“ brüllt er ihn an.
„Wir sind umzingelt! Sie kommen!“ wiederholt schreckensbleich der Mann im Türrahmen.
Und in der Tat — wenige Minuten später ist der Heldentraum von Krynica ausgeträumt.

* * *

Der Bürgermeister war allerdings trotz seines diktatorischen Höhenfluges schon in den ersten Septembertagen nicht mehr Herr seiner Gemeinde gewesen. Jedenfalls hatte seine strikte Befehlsausführung der Verschleppung aller Wertgegenstände auf seine polnischen Gemeindemitglieder geradezu anspornend gewirkt. Die Dienstmädchen griffen als Nächststehende die Parole auf, die anderen machten es mit einer erstaunlichen Gewandheit nach. Man stahl, was einigermaßen wertvoll erscheinen mochte.
Krynica verfügte bis zum Kriegsausbruch immerhin über achttausend Betten mit ausreichender Wäsche zum dreimaligen Wechseln. Übriggeblieben ist nur ein kümmerlicher Rest..

* * *

Der schnelle Einmarsch der deutschen Truppen gebietet diesem Räuberwesen energisch Einhalt und verhindert weitere Zerstörungen. Der Ortskommandant ist über die militärischen Aufgaben hinaus bemüht, die Anlagen auch über den hereinbrechenden strengen Winter hinweg instand zu erhalten und sorgt vor allem für die Betriebssicherung der elektrischen Werke.
Bis zu 35 und 40 Grad sinkt das Thermometer hier oben ab. Die Heranschaffung von Kohle bereitet außerordentliche Schwierigkeiten, da die Bahnlinie durch die Tunnelsprengung unterbrochen und die hohe Schneelage Kraftwagen sehr hinderlich ist. Auch die Ernährungslage spitzt sich in dem ausgeraubten Gebiet zu.
Den vereinten Kräften deutscher Militär- und Zivilverwaltung gelingt es jedoch, Krynica über diesen schweren Winter zu bringen.
Mit dem Frühjahr zieht ein neuer Frühling auch in dieses Land ein. Während sich im Norden und später im Westen weitere Bundesgenossen des kampfwütigen Englands verbluten und jener Plutokratenklüngel durch die vernichtenden Schläge unserer überlegenen Wehrmacht und Waffen immer mehr in die Enge getrieben wird, vollzieht sich hier im Osten ein Aufbauwerk, das in seiner

erfolgreichen friedensmäßigen Ausdehnung dem großen Kriegsgeschehen der westlichen Waagschale das historische Gleichgewicht hält.
Wo der Winter ein gründlicheres Eingreifen der deutschen Verwaltung bisher verhindert hatte, erfolgte nun ein verstärkter Einsatz deutscher Kräfte.
So wurde mit den schmelzenden Schneewassern auch die Frage Krynica akut. Was sollte mit diesem Staatsbad einstiger polnischer Scheinkultur werden? Die Wiedereröffnung wird erwogen. Das Ergebnis ernsthafter Untersuchung ergibt einen wenig ermunternden Tatbestand. Das bis zum Kriegsausbruch führende und modernste polnische Heilbad ist ausgeplündert und zerstört. Nur die Wohnpaläste in denen jährlich bis 40000 Gäste — zum überwiegenden Teil natürlich Juden — einquartiert waren, stehen noch verlassen und wie eine stumme Anklage zwischen den grünenden Höhen der Beskiden.
Doch neues Leben soll auch hier einziehen. Der Generalgouverneur entscheidet für Wiedereröffnung. Bei längerer Außerbetriebsetzung würden die staatlichen und privaten Vermögensobjekte des Bades noch schwerere Schäden erleiden. Vor allem wäre damit das Schicksal des Ortes besiegelt.
Der Finanzpräsident nimmt den Betrieb des Bades nach reichsdeutschem Muster in seine Zuständigkeit.
Die Militärverwaltung richtet im früheren Sanatorium Lwi-Grod ein Genesungsheim ein. Der Leiter der Abteilung Gesundheitsführung fördert die Wiederinbetriebnahme des Bades im Interesse der im Osteinsatz tätigen Deutschen, um für die kurze Zeit der Ausspannung eine wertvolle Erholungsmöglichkeit zu erschließen.
Trotz der vielen Widerwärtigkeiten vollzieht sich auch hier das von der Welt schon so oft bestaunte Wunder deutscher Initiative, aus denkbar ungünstigen Voraussetzungen heraus wieder etwas Lebensfähiges auf die Beine zu stellen.
Krynica, der Friedhof des polnischen Winters wird wieder eine Stätte neuen Lebens.

Es ist ein lichter Sonnentag an dem der vom Generalgouverneur beauftragte Kurdirektor und Stadtkommissar von Krynica in die südlichste Stadt der neuen Kreishauptmannschaft Neu-Sandez einfährt. Eine energische und fachmännische Führung ist hier um so notwendiger, wo polnische Mißwirtschaft und chauvinistische Überheblichkeit das Staatsbad der eigenen Regierung schwer geschädigt haben, ja es sogar für immer zerstören wollten.
Unverzüglich beginnen die Aufräumungsarbeiten. Krynica erhält das Aussehen deutscher Sauberkeit und Ordnung. Von der Terrasse des Kurhotels weht die Dienstflagge des Großdeutschen Reiches. In dem Sitzungssaal mit

den hohen feudalen Lehnsesseln einstiger polnischer Staatlichkeit werden mit zwei volksdeutschen und ukrainischen Mitarbeitern die dringendsten Maßnahmen getroffen.

Die Zusammenfassung der Funktionen des Kurdirektors und Stadtkommissars in einer Person gewährleistet eine straffe Führung, die Entscheidungen ohne bürokratische Verzögerung zu fällen vermag.

Zunächst werden die Probleme des Kohlentransports und der Ernährung gelöst und beides sichergestellt. Die deutsche Verwaltung des Kreises Neu-Sandez hilft. Sie hat nicht zuletzt ein starkes Interesse an der Förderung des Badeortes, stellte er doch nach polnischer Statistik 40% der gesamten Steuereinnahmen des früheren Bezirks.

Systematisch geht man daran, die sinnlos zerstörten Anlagen wieder in Ordnung zu bringen. Das ist nicht ohne Zuschuß zu machen. Der Generalgouverneur stellt ihn mit der Bestimmung Krynicas zum Staatlichen Heilbad zur Verfügung.

In dem Nachbarbad Muszyna besaß der frühere polnische Bauingenieur und Bürgermeister zu allem Überfluß eine Badeanstalt sozusagen in privater Regie, aus der bezeichnenderweise die Kupferwannen nicht verschleppt worden sind, beziehungsweise ließ es sich aus naheliegenden Gründen nicht feststellen, ob diese Kupferwannen vielleicht gar „staatlichen" Ursprungs sind.

So hat sich in Polen einer am andern stillschweigend gesund gestoßen. Warum sollte nicht auch ein Geheimbefehl des Herrn Fürsorgeministers so aufzufassen sein!

Die Wannen waren jedenfalls für die Wiederaufnahme des Badebetriebes in Krynica eine willkommene Hilfe.

Dieser Bauingenieur hat sich auch als freischaffender Künstler betätigt. Er faßte diese freischaffende Betätigung allerdings mehr im übertragenen Sinne auf, wie sich später herausstellte, so daß in seinem Machtbereich kein Neubau ohne seine gutbezahlte künstlerische Mitwirkung entstanden ist.

Um dem Bad eine günstigere finanzielle Basis zu geben, hat die deutsche Leitung in verhältnismäßig kurzer Zeit den Brunnenversand verstärkt ausgebaut. Die polnische Kurverwaltung hatte darauf wenig Wert gelegt. Täglich wurden höchstens 1000 Flaschen abgefüllt.

Ja, sie betrachtete diese zusätzliche Wirtschaftsmöglichkeit geradezu als unwillkommene Konkurrenz. Die Polen und vor allem die Juden würden dann weniger das Bad aufsuchen — meinten sie. Nun — sie müssen ja ihre Pappenheimer gekannt haben.

Die deutsche Leitung sieht in diesem Brunnenversand nicht nur einen unerschöpflichen Quell finanzieller Auffrischung, sie hält ihn darüber hinaus mit für die beste Propaganda, der neuen Staatlichen Kuranstalt Gäste zuzuführen.

Leider sind die Abfüll- und Reinigungsvorrichtungen überaus primitiver Art und der erste Anblick der diesbezüglichen Räumlichkeiten ist alles andere als geschmacksfördernd gewesen.
Inzwischen wurde auch hier Wandel geschaffen. Mit den veralteten Maschinen konnten in den ersten eineinhalb Monaten bereits 150000 Flaschen gefüllt werden. An einem Tage schafft man im Durchschnitt schon 7000 Stück. Diese Tagesleistung entspricht jedoch beispielsweise erst einem Stundenmittel in Bad Cannstatt. Welche Entwicklungsmöglichkeiten sind hier noch gegeben. Während in den Bädern des Reiches von der Wäscherei bis zum Verschluß alles automatisch erfolgt, muß hier zunächst selbst das Etikettieren mit der Hand vorgenommen werden.
Weitere wesentliche Finanzierungsmöglichkeiten bieten das Abfüllen flüssiger Kohlensäure auf Stahlflaschen und die Herstellung von Trockeneis durch Kohlensäurekompression. Die Kohlensäure entströmt als Gas und nimmt unter bestimmten Druck flüssige und schließlich feste Form an.
Die Maschinenanlagen glaubten ja die Polen so betriebsunfähig gemacht zu haben, daß sie ohne ihre Hinzuziehung niemals wieder in Gang gebracht werden könnten. Zu ihrer Beruhigung sei es festgestellt — die Maschinen arbeiten wieder. Deutsche Ingenieurkunst läßt sich durch solche Mätzchen schon gar nicht ins Bockshorn jagen.
Die Anlagen sind erst kurz vor Kriegsausbruch fertig geworden. Anstatt den Auftrag der deutschen Spezialfirma zu übergeben, ließ man ihn aus nur zu offensichtlichen Gründen einer französischen Firma zukommen.
Diese Trockeneiswürfel besitzen theoretisch die 80- und praktisch die 40fache Kältewirkung als ein Kilo natürliches Eis. So paradox es klingen mag, aber wer ihnen mit der bloßen Hand zu nahe kommt, verbrennt sie sich. Handschuhe oder Papier sind die dringend erforderlichen Schutzmittel. Der Transport der Eisblöcke ist zwar nur in Spezialkästen und -wagen möglich, die Bedeutung aber besonders zur Frischerhaltung von Lebensmitteln eine außerordentlich große, zumal dieses Eis nicht näßt. Zur Zeit können täglich $1^1/_2$ Tonnen hergestellt werden.
Seinen Ruf als Badeort verdankt Krynica nicht der früheren polnischen Verwaltung, vielmehr seinen wertvollen Heilquellen, die als alkalische Säuerlinge bzw. alkalisch-erdige Eisenquellen für die Behandlung von Herzleiden, vorzeitigen Aufbrauchserscheinungen, Blutkrankheiten, Stoffwechsel- und Nervenleiden von größter Bedeutung sind. Sie erreichen zusammengefaßt den Heilwert der deutschen Bäder Kissingen, Elster, Nauheim und Altheide. Nahegelegene Gebirgsmoore ermöglichen in Verbindung mit Moorbädern auch die Heilung von Rheuma und Ischias sowie Frauenleiden.

Die sechs Heilquellen Krynicas sind in den letzten Jahren durch weitere elf Bohrungen ergänzt worden. Die ersten Bohrungen hat man vor 350 Jahren vorgenommen.
Zwischen den hohen Fichten ragen die hölzernen Bohrtürme auf. Mit ihren gedrungenen Hauben erwecken sie den Eindruck, als wollten sie sich im Gelände verstecken. Das ist bei ihrer Bedeutung gewiß falsche Bescheidenheit. Bis 800 Meter tief sind die Bohrungen vorgetrieben worden.
Eine solche Quelle hat indessen ihre Launen. Nicht immer drängt der Wasserstrahl gleichmäßig empor; oftmals braust er auch wild auf. So schießt die Zuberquelle II zumeist mit einem Überdruck von 35 bis 40 Atmospären in die Rohre. Das schäumt und zischt wie in einem Hexenkessel.
Den Mittelpunkt des Badeortes bildet das riesige Kurhotel. Es steht dem alten österreichischen Kurhotel gegenüber und nimmt sich in seiner Art reichlich protzig aus. Doch das ist ein typisch polnisches Merkmal!
Dafür benötigte man ja auch, wie schon erwähnt, elf Jahre für den Bau. Sechsmal wurden die Pläne umgeworfen. Dennoch ist er mit seinen geräumigen Terrassen und sonnenfreien Stockwerken nur ein Blendwerk geworden.
Man staunt für den ersten Augenblick über solche architektonische Großzügigkeit. Schaut man jedoch hinter die Kulissen bzw. Mauern, so entdeckt man der Fehler viele.
Geradezu unfaßbare Irrtümer!
So hat man beispielsweise ganz vergessen, eine Wäscherei und Garagen einzubauen. Bei der deutschen Wiedereröffnung war auch noch kein Restaurant vorhanden. Durch die Fugen des Dachgartens und der Terrassen tropfte das Wasser. Wie überhaupt bei aller Vornehmheit der Räume die Gediegenheit der inneren Struktur stark zu wünschen übrig läßt.
Wenn man hört, daß der Bau die Summe von ca. 15 Millionen Zloty verschlungen hat, so kann man angesichts des Ergebnisses nur folgern, daß auch die Fugen polnischer Bauführung bereits sehr undicht gewesen sein müssen.
Die deutsche Verwaltung hat die Fehlerquellen rasch behoben und es trotz aller Raubzüge, die auch dieses Hotel heimgesucht haben, in kurzer Zeit fertiggebracht, die Räume wieder wohnlich auszugestalten. Das ist eine Glanzleistung deutscher Organisation.
Im alten Kurhaus konnte inzwischen auch wieder der Badebetrieb aufgenommen werden. Die deutsche Leitung bleibt bemüht, den weiteren Ausbau zu beschleunigen. Die Zahl der Gäste steigt ständig. Das ist der deutschen Verwaltung die schönste Anerkennung für alle mühevolle Säuberungsaktion und Erneuerungsarbeit.
Die Polen hatten übrigens ihre „eigene Methode“ in der Auffüllung ihrer

wenigen Badeorte. Die Ausreise in ausländische Kurorte wurde einfach gesperrt. Das sollte sich seinerzeit nicht zuletzt als ein Schlag den schlesischen Bädern gegenüber auswirken, die auffallend stark von den Polen besucht worden sind. Die Ausreise wurde in den seltensten Fällen und nur gegen außerordentlich hohe Devisenzahlung genehmigt. Betraf es eine Krankheit des Krynicaer Heilquellenbereiches, so mußte vom hiesigen Badearzt erst eine Bestätigung vorgelegt werden, daß die Kur in Krynica nicht geholfen habe.

Wie es mit solchen Bestätigungen in der Praxis ausgesehen hat, kann man sich nach den bisherigen polnischen Erfahrungen gut vorstellen.

Die Juden haben das indessen nicht weiter krumm genommen. Vielleicht leiteten sie diese jederzeit verbindliche Geisteshaltung von ihrer Nase ab. Sie bevölkerten jedenfalls Krynica geradezu.

Kunststück — sie hatten das Geld und auch die Zeit. Beides zwar ergaunert — aber... helf er sich! Heute kehren sie die Kurpromenade.

Sauberkeit muß sein!

Strahlend steht die Sonne über Krynica. Frisch leuchtet das Grün der Fichtenhänge. Die Felder tragen wieder Frucht. Auf den Almen hoch oben weidet das Vieh. In den klaren Sommertag klingt das Flötenspiel eines ukrainischen Hirtenjungen.

Sauber und lieblich erstreckt sich der Kurort im Tal. Hier und dort flattert das Hakenkreuzbanner im frisch aufgekommenen Winde. Blumen schmücken wieder Wege und Fenster.

Auf der Kurpromenade begegnet man braungebrannten deutschen Soldaten. An der Brust heften Auszeichnungen dieses Krieges.

Vom Musikpavillon hallen frohe deutsche Marschweisen herüber. Ein Musikkorps der Wehrmacht spielt.

Das weltberühmte polnische Krynica ist eine deutsche Erholungsstätte geworden.

Aufbruch in die Heimat der Väter

Ins Sumpfland am Bug — Aufgelauert und abgefangen — Kaufpreis doppelt verlangt — Die Jagd nach dem Dokument — Selbst vor die Egge gespannt — Aufbruch um Mitternacht

Über Warschau senkt sich die Nacht. Es ist eine friedliche Nacht. Nur noch die Schatten ausgebrannter Giebel und aufgerissene Türme erinnern daran, daß vor einem Jahre Bomben und Granaten in dieses Häusermeer prasselten. Damals wurde die Nacht zum lodernden Tag.
Eine Riesenstadt starb, weil polnische Unvernunft in ihr ein letztes Bollwerk sah. Es wurde ein Friedhof. Als wir wenige Wochen danach über die Weichselbrücke fuhren, die auf gewaltigen Bogen nach Praga hinüberträgt, begegnete uns noch der Tod auf Schritt und Tritt. Den plumpen rohgefügten Särgen folgten nur wenige Angehörige. Sie glichen Schatten.
Heute durchpulst die Millionenstadt wieder neues Leben. Über die Brücke flutet der Strom schaffensfroher Menschen. Unter ihr trägt die Weichsel schwerbeladene Lastkähne nordwärts. Straßenbahn und Kraftwagen surren vorüber. Die unzähligen Lichter der Stadt wetteifern mit dem funkelnden Glanz der Sterne über ihr. Während im Westen die Brandfackeln des Krieges weiterflammten, hat hier deutscher Frieden sein Aufbauwerk begonnen. Nicht nur äußerlich, auch nach innen.
Einem der kühnsten und segensreichsten Ordnungswerke gilt unsere Fahrt.

Die Lichtkegel der Scheinwerfer blitzen über die Straße, auf der Rydz-Smigły, die höllische Angst im Nacken, nach Lublin flüchtete. Da gab der Teufel selber Gas!
Die Straße war zugleich eine Straße des Grauens. Rechts und links lagen in den Gräben die Trümmer einer aufgeputschten Armee. In umgekehrter Richtung als befohlen. Mann und Roß und Wagen drehten nicht nur Berlin, auch Warschau den Rücken.
Auf der Flucht ereilte sie ihr Schicksal. Tod und Verderben streckte sie beiderseits der einstigen polnischen Staatsstraße nieder.
So ist auch diese Straße ein Symbol polnischen Zusammenbruchs. Für die

Gegenwart erschließt sie uns gründlichen deutschen Aufbau. Über sie führt der Weg in eine neue Zukunft.
Der Ernte des Todes in ihren Gräben folgte die Ernte des Lebens über wogenden Feldern.
Und eine noch schönere fahren die Züge der Ostbahn in diesen Tagen mit den Volksdeutschen in die Heimat ein.

Wir sind über Lublin in das Cholmer Land vorgestoßen. Hier werden gegenwärtig Samenkorn und Frucht deutschen Volkstums geborgen.
Die Kreise Lublin und Cholm sind mit das älteste und dichteste deutsche Siedlungsgebiet im Osten.
Schon unter den Bewohnern der 1237 gegründeten Stadt Cholm werden die Deutschen an erster Stelle genannt. Nach der Zerstörung Lublins durch die Tataren und Reußen wurde 1342 einem Mainzer namens Franzko der Auftrag zuteil, die Stadt zu deutschem Recht neu zu gründen.
Der erste Bischof des alten Cholmer, später Lubliner Bistums, war deutscher Abstammung und Gesinnung. Niederdeutsche Kolonisten gründeten 1543 die Stadt Lubartow. An der Mittelschule der rasch aufblühenden Stadt wirkten, wie Dr. Kurt Lück in einer Schrift u. a. anführt, hauptsächlich Lehrkräfte aus Leipzig und Wittenberg. Ihr erster Rektor (nach 1580) war der damals berühmte schlesische Dichter Samuel Wolf. Seine Nachfolger führten die Lehrmethoden des Straßburger Pädagogen Sturm ein. Die gewerblichen Erzeugnisse der Lubartower Handwerker sollen sogar über Polens Grenzen hinaus Absatz gefunden haben.
Im Jahre 1580 erfolgte neben dem alten Dorf Zamosc die Gründung einer Stadt gleichen Namens zu Magdeburger Recht. Beim Aufbau war 1582 Simon, ein deutscher Zimmermeister, beschäftigt.
Einen weiteren Siedlungsvorstoß unternahmen im 16. Jahrhundert vom Danziger Werder aus niederdeutsche Holländer, die die Weichsel und ihre Arme eindämmten und die Niederung entwässerten. Weichselaufwärts waren mit Beginn des 17. Jahrhunderts bereits die Ufer zwischen Thorn und Leslau besiedelt und 1645 machten sie schon im Warschauer Bezirk einhundert Hufen urbar.
Nach einem am 3. Juni 1617 ausgestellten Privileg erschlossen 14 Kolonistenfamilien „aus dem preußischen Werdern“ (bei Danzig) zum ersten Male sumpfiges Waldland am Bug. Die deutschen Dörfer Neudorf und Neubruch entstanden.
Zur gleichen Zeit setzte eine neue deutsche Zuwanderung nach Lublin ein. Das Bürgerbuch von 1608 bis 1627 führt zumeist Kaufleute, Glockengießer, Drucker, Buchhändler und Uhrmacher an.

Mit der von den Polen aus konfessioneller Gegensätzlichkeit heraus mehr und mehr betriebenen Zerschlagung des Deutschtums begann Ende des 17. Jahrhunderts der Niedergang der Stadt.
Wie blindwütig die Polen schon seinerzeit gegen die Deutschen vorgingen, denen sie doch so gut wie alles an wertschaffender Arbeit und Kultur zu verdanken hatten, läßt die Maßnahme des Jahres 1693 in Lublin erkennen, nach welcher man der vorwiegend deutschprotestantischen Kaufmannsgilde gegenüber den Grundsatz der religiösen Duldsamkeit unvermittelt brach. Die Evangelischen sollten künftig an den katholischen Fronleichnamsprozessionen ebenfalls in Festkleidern teilnehmen.
Auch eine Episode aus dem Jahre 1616 illustriert die politische Einseitigkeit jener jesuitisch-polnischen „Ketzer"—Feldzüge gegen das Deutschtum. Besonders zahlreich waren die deutschen Protestanten in der Zunft der Beutelschneider vertreten. Der Sohn des Beutelschneiders Georg Schreck sollte, wie die Polen behaupteten, aus dem Bilde der Mutter Gottes Augen, Mund und Nase herausgeschnitten und daraus eine Fastnachtsmaske gestutzt haben. Der üblen Verleumdung entsprechend wurden Vater und Sohn zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilt. Vater Schreck mußte außerdem ein neues Muttergottesbild kaufen, es über der Tür der Pfarrkirche aufhängen und seinem Jungen vor und nach der Gefängnishaft auf dem Rathaus 15 Stockhiebe verabreichen. Zu allem Überfluß hatte der Knabe noch während jeder Messe in der Gefängniszeit an Sonn- und Feiertagen in einer Leinenkappe mit einem Bilde der Mutter Gottes vor der Tür der Pfarrkirche zu stehen.
Das ist ein Beispiel für viele der einzig „positiven Leistungen", mit denen die Polen durch die Jahrhunderte immer wieder aufzuwarten geruhten. Verleumdung statt Dankbarkeit, Schikane gegen Schaffenskraft.
Einer der wenigen weitsichtigen polnischen Publizisten Wladyslaw Studnicki stellt dagegen mit einer Ehrlichkeit, die man sonst in Polen mit der Laterne suchen muß, fest: „Die deutschen Einwanderungen und Einflüsse waren Jahrhunderte hindurch ein Faktor der Stärke Polens".
Dessen entsann sich auch in lichten Augenblicken immer wieder der polnische Adel. Freilich waren dabei zumeist auch höchst materielle Gründe maßgebend. So witterte der polnische Adel nach der Aufhebung der Leibeigenschaft in der Erschließung von Sumpf- und Urwaldgebieten eine dringend notwendige neue Einnahmequelle. Wer konnte roden und entwässern? Nur die Deutschen.
Rasch war man mit den großzügigsten Versprechungen bei der Hand. Das ist den Polen ja niemals schwer gefallen! Jedes Mittel der Werbung schien ihnen recht; die Hauptsache, das Geschäft klappte. Und in der Tat — sie

hätten es bei vernünftiger Wertung der Dinge niemals zu bereuen gehabt. Bis zu 85% der deutschen Volksinseln entstanden damals nach 1864 im Cholmer und Lubliner Land. 1868 zählte man im damaligen Gouvernement Lublin 6200 Deutsche, deren Ziffern in den Jahren 1876 bis 1899 von 16000 auf 37400 anstiegen.

Die jetzt von der Umsiedlung erfaßten volksdeutschen Dörfer verfügten im Jahre 1914 über 60000 ha Land. In den letzten zwanzig Jahren zwang ihnen die engstirnige und rachsüchtige Enteignungs- und Verdrängungspolitik der Polen nahezu die Hälfte wieder ab. Heute geben die Volksdeutschen 34000 ha gerodeten und entwässerten Boden auf.

Mit welchen Mühen und Opfern dieses versumpfte und waldüberwucherte Gebiet erschlossen worden ist, dafür ein Beispiel aus der Kolonie Cotowka. Dort hat der Schwabe Wegert aus beträchtlicher Entfernung siebentausend Fuhren Erde herangefahren, um dem Sumpf einen einzigen preußischen Morgen abzutrotzen.

Obwohl die Cholmer und Lubliner Kolonien neben Wolhynien zu den jüngsten deutschen Volksinseln zu rechnen sind, haben sie in diesem Lande großartige Arbeits- und Kulturleistungen vollbracht, die in der Geschichte unvergessen bleiben werden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der Boden den ihnen die Polen überließen, immer der schlechteste war.

So hört man in landläufigen Sinne noch heute für kümmerlichen Sandboden oftmals die Bezeichnung „deutscher Boden". Allerdings mußte der polnische Nachbarbauer bald und immer wieder in sprichwörtlicher Mißgunst feststellen, daß dort, „wo dem Polen der Sand in die Augen weht, der Deutsche sogar noch Weizen sät".

Wir fahren durch das flache Lubliner und Cholmer Land. Weit erstrecken sich die Felder, nur dann und wann von Baum und Strauch unterbrochen.

Ursprünglich dehnten sich dort zur Linken gefährliche Sümpfe und nach der rechten Seite zu versperrte schier undurchdringlich verfilzter Wald jegliches Vorwärtskommen.

Heute zeigt dieses Land ein anderes, ein freundlicheres Gesicht. Das liegt nicht an der Sonne allein, die die Fluren mit ihren Strahlenbündeln übergießt. Deutsche Entwässerung und Rodung haben diesem Gesicht die neuen menschlicheren und kulturellen Züge eingepflügt. Schweiß und Blut dünkten diese Erde. Deutsche Kolonisten siegten über sie, alle Willkür und allen Widerwärtigkeiten zum Trotz.

Von diesem Sieg erzählen die Bauten in den Städten Lublin, Cholm und Lu-

bartow, deren deutscher Ausdruck unverkennbar ist; von diesem deutschen Sieg raunt und rauscht es über den gesegneten Fluren und in den erschlossenen Wäldern. Deutsche Siedlungsformen, das aufgelockerte Straßendorf und die Streusiedlung, beherrschen das Landschaftsbild der Umgebung. Freundlich und Sauber nehmen sich die deutschen Bohlenhäuser den kleinen slawischen Blockhütten gegenüber aus.
Vielfach ahmten die Polen und Ukrainer die bessere und gesündere Bauform nach. Auch in der praktischeren Wirtschaftsweise wurde manche Handhabung als die geschicktere übernommen.
Das deutsche Vorbild war bei den Polen zwar verhaßt, zum Ausnutzen und als Abklatsch aber gerade gut genug. Typisch polnische Logik, die früher oder später zum geschichtlichen Verhängnis werden mußte.

„Eins der Mittel, unsern Großgrundbesitz vor dem drohenden Ruin zu retten, ist die deutsche Kolonisation..." Das bekennt reumütig die polnische Zeitung „Gazeta Lubelska" in der Nr. 149 des Jahres 1876.
Fürwahr, der polnische Adel hat diesen Wink mit dem Zaunpfahl verstanden. Allerdings auf *seine* Art!
Man fing die deutschen Wanderer, die auf dem Wege nach Wolhynien durch das Lubliner und Cholmer Land kamen, einfach ab. Aufpasser lauerten sie auf den Straßen auf. Hatten sie einen Zug erspäht, so wurde der „Herr" alarmiert, der schnellstens angeritten kam und den deutschen Bauern das Blaue vom polnischen Himmel herunter versprach, wenn sie in seinem Gebiet siedeln würden. Die günstigen Bedingungen lockten und mancher blieb am Wege.
So erzählte man uns von Serebryszcze und Syczow. Hatten aber die polnischen „Herrn" mit heuchlerischer Großmütigkeit ihr höchst materielles Ziel erreicht, dann zeigten sie mit der Zeit auch ihr wahres Gesicht. Trotz großer Freiheitsversprechungen wurden die Deutschen in fast allen Kolonien zu Frondiensten verpflichtet, von finanziellen Zinsschikanen ganz zu schweigen.
„Bei uns war", so berichten die Deutschen aus Wytyczno, „noch richtige Leibeigenschaft". Ja, die polnischen Edelherrn scheuten sich nicht, deutsche Kolonisten zu verprügeln.
Als nun — wie der Herr, so das Gescherr — gar der polnische Diener eines ebenso polnischen Edelherrn wagte, einen Deutschen zu schlagen, drehte der Kolonist die Sense um und streckte ihn nieder. Dafür sollte er mitten auf dem Herrenhof öffentlich ausgepeitscht werden. Angesichts solcher Unverschämtheit griffen sich die deutschen Männer der ganzen Kolonie Knüppel und Äxte und nahmen den Verurteilten schützend in ihre Mitte.
„Erst müßt ihr uns tot schlagen, dann kriegt ihr erst den da in der Mitte!"

Dieser Entschlossenheit gegenüber platzte die Seifenblase polnischer Aufgeblähtheit, wie so oft auch schon in der Weltgeschichte. Im Kleinen ebenso wie im Großen — man wagte nichts mehr zu unternehmen.
Immerhin genügte solche und ähnliche polnische Willkür den deutschen Kolonisten gegenüber, um auch so manche Rechtstreitigkeit heraufzubeschwören, obwohl die Siedler dem polnischen Gutsbesitzer gegenüber bei anständiger Behandlung stets bestrebt blieben, ein gutes Verhältnis zu wahren. Wo jedoch polnisches Herrentum keine Grenzen kannte, stießen sie auf den Granit deutschen Gerechtigkeitssinnes, der sich bei allem Kraftaufwand nicht zertrümmern ließ. So nahm der Prozeß der Kolonie Kulczyn einen interessanten Verlauf. Nachdem die deutschen Siedler schon dem ersten Herrn den Kaufpreis des kümmerlichen Landes bezahlt hatten, verlangte ein Neuerwerber des Gutes nochmals 2000 Rubel für die Hufe, d. s. 30 Morgen.
Die Deutschen dachten gar nicht daran, dieser unberechtigten Forderung stattzugeben. Kurzerhand schickte der neue Herr Gerichtsvollzieher und Polizeikommandanten in die Kolonie. Sie drohten, die Deutschen davonzujagen, wenn sie nicht bezahlen wollten. Nun hatten aber einige Siedler noch als preußische Staatsangehörige den deutsch-französischen Krieg 1870/71 mitgemacht. Die ließen sich nicht für dumm verkaufen. Sie wußten um den Gang der Dinge auch außerhalb dieses polnischen Gutsbereiches und schickten eine Bitte an den Kaiser nach Preußen, es möchte beim Zaren ein gutes Wort für sie eingelegt werden. Man bedrücke sie hier in rechtloser Weise.
Die Bittschrift blieb nicht ohne Antwort. Sie erschien höchst gewichtig in der Gestalt eines vom Zaren beauftragten Warschauer Kammerherrn, der den Streit geschickt beilegte.
Selbst die älteste deutsche Dorfsiedlung des Cholmer Landes, das 1782 gegründete Michelsdorf, blieb von einem ähnlichem Streit nicht verschont.
Im Jahre 1822 verkauften die Kolonisten des nach ihrem Führer Miecha (plattdeutsch Michel) benannten Dorfes ihre Wirtschaften an einen Nachzug deutscher Siedler aus der Gegend von Babiak in Kujawien und wanderten nach Osten weiter. Kaum waren einige Jahre vergangen, versuchte der polnische Gutsherr plötzlich, wie die Überlieferung berichtet, den Neueingewanderten die Hälfte des Landbesitzes wieder abzunehmen. Das war von dem Polen gemeinste Erpressung, für die deutschen Kolonisten eine üble Situation, da die Fortgezogenen ein für diese Streitsache wichtiges Dokument und den Plan der Siedlung mitgenommen hatten. Schließlich wurde ihnen ein gewisser Fruck nachgeschickt, sie zu suchen. Er fuhr acht Tage und schaffte täglich 30 Kilometer. Anhand der Zahlen und Richtung über die wolhynischen Orte, Rozy-

szcze, Dubno und Ostrog läßt sich ermessen, daß er bis in die deutschen Kolonien Karlswalde und Antoniendorf vorgestoßen sein muß.
Groß war jedenfalls die Freude, als Fruck mit dem wichtigen Dokument und dem Plan der Kolonie wieder im Heimatdorf auftauchte. Der polnische Schmarotzer hatte in diesem Falle das Nachsehen.

Unsere Wagen schwenken von der Straße Lublin—Cholm nach der deutschen Kolonie Lipowki ab. Der Anblick der sauberen Häuserreihe leitet vom Vergangenen in die Gegenwart über. Die ordentlichen deutschen Bohlenhäuser heben sich nur zu deutlich von den kleinen slawischen oft auch windschiefen Bauernkaten ab.
Voll froher Erwartung empfängt uns die Familie des vordersten Hofes mit den Männern des Aussiedlungsstabes. Letztere haben bereits die Grundlagen der Ansiedlung im Warthegau geklärt und nach genauer Planung und bestimmten Richtlinien die Siedlerblocks und -gruppen zusammengestellt. Ihre Kenntnis der Höfe im Warthegau gewährleistet eine gerechte Zuweisung. Den Volksdeutschen dieses Hofes sind sie nicht unbekannt, da sie schon mehrfach vorgesprochen haben. Es ist eine monatelange, mühsame Kleinarbeit, die aber allein eine sichere Wertung ermöglicht. Sie war doppelt notwendig, da diese Umsiedlung ja von Hof zu Hof erfolgt, um eine zeitraubende Lagerzwischenschaltung zu vermeiden.
Vom Großvater bis zum jüngsten Enkel herrscht begreifliche Aufregung. Bald geht es heim in die Heimat der Väter!
Heute werden in letzter Unterredung noch aufgekommene Fragen geklärt. Die Familie versammelt sich im Wohnzimmer, das schlicht, aber sauber hergerichtet ist. Auf dem Tisch liegt die „Siedlertüte", die die karteimäßige Erfassung und Vermögensliste enthält. Darauf steht die Umsiedlungsnummer, die die Familie auf ihrer Heimfahrt wie ein guter Geist begleitet und ihnen im Warthegau den neuen Hof kennzeichnet.
Es ist alles bis auf das Kleinste organisiert. Der SS-Obersturmbannführer überprüft nochmals Alter und Leistungsfähigkeit.
„Hier haben sie sieben Morgen Land gehabt. Trauen sie sich mehr zu?" wendet er sich an den 35jährigen entschlossen dreinschauenden deutschen Bauern.
„Ja, freilich" antwortet er herzhaft.
„Wir sind ja jung und kräftig" pflichtet die Frau bei und streicht mit den Händen, denen harte Arbeit anzusehen ist, über das zerzauste Blondhaar des Jüngsten.
Ein Blick in die Karteikarten zeigt, daß die gesundheitlichen, rassischen und politischen Prüfungen zufriedenstellend ausgefallen sind. „Gut, sie sollen drü-

ben einen Hof mit etwa 20 Morgen Land erhalten" entscheidet der Obersturmbannführer. Die blauen Augen des Bauern leuchten auf. „Es wird aber harte und schwere Arbeit werden" mahnt der Mann vom Aussiedlungsstab „und es gilt alles daran zu setzen, sich dieser Wertung auch würdig zu erweisen!" Der Bauer nickt nur stumm. Sein Blick schweift durch das Fenster auf das draußen mühsam bestellte Feld ab. Das waren Jahre des Schweißes und karger Ernte.

„Haben sie sonst noch einen Wunsch?" wird gefragt.

„Ja, kann ich meine Bienen mitnehmen?" Das war die Stimme des Großvaters, der trotz seiner 70 Jahre noch rüstig aussieht und sich bei dieser Frage etwas verlegen den grauen Spitzbart kratzt.

„Nein, Alterchen" wird ihm lachend geantwortet „das geht nun doch nicht! Aber drüben findet ihr ja alles vor an Vieh und Inventar. Auch Bienenstöcke sind dabei".

„Aber, das Pferd Großvater...!" platzt der neunjährige Enkel dazwischen und wird, als er aller Augen auf sich gerichtet fühlt, ganz rot.

„Na, das wollen wir uns mal anschaun" begütigt der Obersturmbannführer. Der Älteste führt es draußen im Hofe vor. Es ist ein stattlicher Brauner, der eine gute Pflege erkennen läßt. Die Mitnahme wird genehmigt. Einer der zehn Studenten des „Studenteneinsatzes Ost", die den Aus- und Ansiedlungsstäben überall hilfreich zur Hand waren, kennzeichnet das Pferd.

Der Jüngste wird auf den glänzenden Rücken gehoben und möchte wohl am liebsten gleich auf seinem geliebten „Hans" den Ritt in die Heimat wagen. Während die letzten organisatorischen Fragen der Umsiedlungsnummer 145 geklärt werden, erzählt Großvater auf der Bank vor dem Hause, wie schwer aller Anfang seinen Vorfahren und ihm hier gefallen ist.

„Das stimmt schon mit dem alten Sprichwort: Der erste arbeitet sich tot, der zweite litt noch Not, der dritte erst hat Brot!" beginnt er in seiner breiten, biederen Art.

„Die Rodung war eine überaus beschwerliche Arbeit, das gewonnene Holz zumeist wertlos, da die polnischen Herren Gutsbesitzer schon vorher die hohen Stämme verkauft hatten. Es drehte sich bei ihnen ja immer ums Geld. Den kümmerlichen Gestrüpprest, für den es allerhöchstens Kopeken gab, raffte man daher einfach zu großen Haufen und brannte sie gleich Scheiterhaufen ab. Tagelang qualmten die Feuer und kündeten weithin von einer neuen deutschen Siedlung.

Inmitten der Wildnis mußte zunächst in erbärmlichen Erdbuden gehaust werden. Die von Pogranicze haben das sieben Jahre aushalten müssen. Manche Bude stürzte auch ein. So wurde im gleichen Ort einer zu Tode gedrückt. Oft

hockten in der ersten Zeit in einer solchen Nothütte bis vier Familien zusammen. Das mühsam ertrotzte Neuland trug im ersten Jahre höchstens eine Hirseernte. Die schmalen Felder galt es dazu noch Tag und Nacht zu bewachen, damit die wilden Tiere sie nicht verwüsteten. Ja, es ist schon arg beschwerlich gewesen!" nickt der Alte für sich hin.

In die Stille quietscht die Winde des Brunnens, die einen Eimer Wasser emporzieht.

Der Großvater blinzelt hinüber: „Ja, die Brunnen — die haben wir auch erst in das Land gebracht. Vorher kannte man hier so etwas nicht. Im Anfang war das Wasser aber auch ein arger Feind. Es stieg in die Erdhütten ein und mußte regelmäßig herausgeschöpft werden.

Die Weiber hockten dann abends beim brennenden Kienspan und webten die notwendigsten Kleidungsstücke für die Familie.

Mit den Jahren wurde das freilich besser. Die Felder wuchsen und brachten Roggen- und Weizenernten ein. Gräben und Kanäle verwandelten die Sumpfwiesen in Weideplätze.

Bei den ersten Entwässerungsarbeiten haben die Männer bis über die Knie im Wasser gestanden. Auf den Wiesen der Syczower konnten die Pferde im Anfang schwimmen. Dazu wimmelte es im Gesträuch von Schlangen und Ottern. Unsere Vorfahren haben aber allen Widerwärtigkeiten zum Trotz weitergeschuftet und wir ihr Werk schlecht und recht fortgesetzt. So entstanden auch Häuser und Straßen, zwischen denen Obstgärten erblühten und alles schien sich zum Guten zu wenden.

Da brach der Weltkrieg herein. Wir mußten von Haus und Hof und wurden nach Sibirien verschleppt..."

Der Alte hält verschnaufend inne. Die Falten seiner Stirn treten stärker hervor. Auf die Frage: Wie war es dort? kommt langsam und schwer die Antwort „Bis nach Irkutsk haben sie mich verschleppt, von Frau und Kindern getrennt. Aber das war nicht das Ärgste, die Rückkehr war schlimmer! Unsere Kolonien fanden wir von den Polen ausgeplündert und zumeist niedergebrannt vor. Unkraut überwucherte die Stätten einstigen rastlosen Schaffens.

Nur Lumpen auf dem Leibe, nichts als einen Löffel und ein Messer in der Tasche, so stießen wir ausgehungert und abgemagert auf die Trümmerhaufen unserer Besitzungen. Viele packte da die Verzweiflung!

Dazu empfing uns die polnische Nachbarschaft haßerfüllt. Sie hatten gehofft, daß wir nie wiederkehren würden und sie dadurch billig an Land profitieren könnten. Aus Wut über unsere unwillkommene Rückkehr verweigerten sie uns die Herausgabe von Lebensmitteln. Das waren schreckliche Tage! Bis 28 Kilometer mußte mein Sohn um zwei Pud (66 Pfund) Kartoffeln laufen.

Eine Frau hatte die letzten sechs Tage der Heimfahrt an einem Stück Leder gesogen, um das bißchen Brot den Kindern zu lassen. Vor den Trümmern ihres Hauses angekommen, brach sie ohnmächtig zusammen..."

Von der Seite hat sich der mutige kleine Reiter von vorhin still herangedrängt und streckt uns nun mit seiner Patschhand einen Apfel entgegen.
Der Großvater blickt auf und nickt ihm und uns freundlich zu. Über sein graues Gesicht huscht wieder Sonnenschein.
„Wie herrlich ist das alles heut" nimmt der Alte erneut seinen Bericht auf. „Damals erfaßte die meisten der Mut der Verzweiflung.
Mehrere Kolonisten schlossen sich zusammen, bezogen gemeinsam wieder jene Erdhütten und kauften vom letzten eine Kuh oder — wenn es noch reichte — ein Pferd.
Dann fingen sie von vorne an. Brachen Kuh und Pferd zusammen, so spannten sich die Männer selbst vor die Egge. Das geschah nur in der Nacht. Der Stolz deutscher Haltung vertrug es nicht, den polnischen Nachbarn so billige Schadenfreude zu gönnen. So raffte man sich, auf Gedeih und Verderb verbunden, schneller, als es jenen Nachbarn lieb war.
Indessen entbrannte der polnisch-russische Krieg. Was in acht Monaten zäh erarbeitet worden war, zerrann wieder in Nichts. Die kriegführenden Parteien wechselten in der Requirierung wie Tag und Nacht und kannten darin auch keine Nachsicht.
So hatte ein Kosak einem Kolonisten das einzige Pferd weggenommen, das unter größten Entbehrungen eben erst erstanden worden war. Die vierzehnjährige Tochter rannte zwölf Kilometer hinter den fliehenden Russen her, bis sie auf den Obersten stieß. Flehentlich hängte sie sich dessen Pferd in die Zügel. Es gab aber kein Erbarmen.
Die Wagen versenkten die Kolonisten zumeist in den Dorfkuhlen und sicherten auch sonst auf diese Weise, was noch zu retten möglich war.
Auch nach diesem Kriege mußte erneut von vorne angefangen werden. Die Männer spannten sich wieder selbst vor den Pflug. Verzweifeln oder aufgeben — nein, das kam nicht in Frage! Oftmals mußte ein Pfund Speck für zwei Arbeiter eine ganze Woche reichen. Zeitweilig lebte man nur von Sauerampfer und allerhand Unkraut.
Und wir haben auch diese Zeit überstanden!"
Der Alte schaut uns mit seinen klaren Augen an, als wollte er sagen — und geschadet hat es mir auch nichts.
Es bleibt eine Weile still im Kreise. Die Sonne ist höher gestiegen. An den Blättern der Obstbäume zupft der Wind. Rote Äpfel funkeln herüber. Schon

ist der Jüngste wieder hinübergestapft. Er will uns alle beschenken, denn Großvater ist so froh, und der Vater, die Mutter.
Noch vermag das Kind nicht zu fassen, was die Großen in geschichtlicher Tragweite bewegt. Es spürt nur — so voller Sonnenschein war der Garten noch nie.
Und es will schenken...

Die Fahrt wird in Richtung Cholm und darüber hinaus fortgesetzt. Noch hängen die Gedanken dem Gehörten nach. Verstehen wir nun nicht erst in vollster Bedeutung, warum der Führer diese Volksdeutschen heimruft in das Vaterland.
Vom Südosten ziehen Wolken auf. Das sieht nach Gewitter aus. Die Sonne säumt die Ränder mit goldenem Flitter.
Wir biegen von der Hauptstraße in einen Feldweg ab und steuern die volksdeutsche Siedlung Syczow an.
Über die aufsteigende Wolkenwand hinweg streifen die grellen Sonnenstrahlen die schmucken Häuserreihen. Vor und zwischen den Höfen sind Panjewagen aufgefahren. Hier ist man bereits im Aufbruch begriffen. Der Treck wird zusammengestellt.
Es herrscht ein geschäftiges Hin und Her. Da wird die Familientruhe auf dem Wagen verstaut, dort Stroh für die Fahrt geschüttet. Die Kameraden der ϟϟ greifen tüchtig zu.
Zweihundertundneunzig Fuhrwerke werden hier zu fünf Kolonnen aneinandergereiht. Einhundertundfünf Familien gilt es abzutransportieren. Zu den Syczower kommen zwanzig Familien aus Annopol, fünfunddreißig aus Bielin, fünf aus Teresin, weitere aus Janin, Andrew und Nawnianka.
Syczow ist eine der schönsten Kolonien. Die ersten neun Siedler stammten aus der Lowiczer Gegend. Sie kauften das Land 1863 vom Gutsbesitzer Fudakawski zu glimpflichen Preis und sicherten sich auch schriftlich die Rechte. Es ist ein typisch deutsch aufgelockertes Straßendorf, das sich längs des Weges nach Dubienka hinzieht.
Da sich rundum noch weitere Kolonien ansiedelten, wie Teresin, Annopol, war man schon 1893 in der Lage, ein geräumiges Schulhaus zu erbauen. Kurt Lück führt in seiner Schrift als Kuriosum an, daß die ersten Kantoren von Syczow entweder den Unterricht der Frau oder dem Knecht überließen oder während des Unterrichts sich ihre Anzüge ausbesserten und Federn rissen. Die Kinder brachten Hahnenfibeln, beschmutzte Kalender oder einzelne Bibelblätter als Lesebücher in die Schule.
Es war hier wie überall ein schwieriger und bescheidener Anfang.
Auf der Straße draußen wird der Treck nach der laufenden Siedlungsnummer

geordnet. Scharf heben sich die Konturen der Pferde und Wagen gegen den nunmehr dämmrigen Himmel ab.
Kradfahrer preschen heran. Oftmals geht es querfeldein. Acker und Wege verschwimmen ineinander.
Im Nachbardorf wird der Krankenwagen gebraucht. Ein Junge hat sich eine Fußverletzung zugezogen. Er ist todunglücklich und will natürlich vom Krankenwagen jetzt nichts wissen. Der Sanitäter muß jedoch auf Grund der ersten Untersuchung die Überweisung in das Cholmer Krankenhaus anordnen. Wenn alles gut geht, erreicht er noch morgen den Zug der Heimkehrer auf dem Cholmer Bahnhof.
Der Krankenwagen bringt vor allem auch eine Wöchnerin zur Abfahrtsstation. Es ist an die kleinste Handreichung gedacht.
„Die SS-Männer bemuttern uns ja geradezu!“ meint eine stämmige deutsche Bäuerin. Sie räumt im Haus das Letzte zusammen. Die Truhe steht schon draußen. Das andere bleibt für die polnischen Nachfolger, die mit dem Gegenzug aus dem Warthegau nach hier kommen.
Der Bauer tritt mit uns einen letzten Rundgang über den stattlichen Hof an. Er wird drüben einen noch größeren zugewiesen erhalten.
„Ja, der Abschied fällt freilich nicht leicht!“ erklärt er schlicht unterwegs. „Man gibt ein gutes Stück Arbeit auf, das so manchen bitteren Schweißtropfen gekostet hat“.
Er tritt an den Pferdestall heran und klatscht über den blanken Hals der „Liese“. „Na, du kommst ja mit. Wollen auch weiter zusammen pflügen — nun den Boden deutscher Erde. War eine harte Scholle hier!“ wendet er sich wieder zu uns. „Haben Leid's genug erlebt!“
Wir erfahren, daß auch er — als Wilusch (gemeint ist Kaiser Wilhelm II.) in den Krieg zog — mit der Familie nach Sibirien und zwar bis Samara verschleppt worden ist. Auf seiner Besitzung fand er nach seiner Rückkehr Juden (!) vor.
„Die hab ich zum Teufel gejagt!“, erzählt er mit bezeichnender Handbewegung.
Wir bewundern die Ordnung in Hof und in den Ställen. Der Bauer ergänzt: „Ja, die Polen haben von uns viel lernen können. Den Dung fuhren die Kerle zum Beispiel nicht aufs Land, sondern häuften ihn an einer Stelle zu formenreichen Bergen. Wir konnten ihn in der ersten Zeit zusätzlich zu einem Spottpreis erwerben. Einmal auf den Trichter gekommen, haben sie uns freilich viel in der Wirtschaftsweise nachgemacht.
Hier spannten sie auch ursprünglich sechs Ochsen vor einen hölzernen Pflug. Als wir mit einem Pferd einen eisernen Pflug durch den Acker trieben, meinten sie, wir müßten mit dem Teufel im Bunde sein“.
Lachend tritt der Bauer aus dem Hof und wirft einen letzten Blick über den

angrenzenden Acker. In der Dämmerung ist er nur noch undeutlich zu erkennen.
In besinnlicherem Tone fährt der Bauer fort: „Wie dankbar hätte uns die Bande sein müssen! Doch alle Pionierarbeit lohnten sie den deutschen Nachbarn nur mit Mißgunst und Terror. Waren schon vorher die Strafprotokolle immer zahlreicher geworden, so wurde uns mit Beginn des Jahres 1939 das Leben wahrhaft zur Hölle gemacht. Die polnischen Nachbarn prahlten immer großmäuliger: „Wartet nur, wenn wir erst in Berlin einmarschieren, dann bleibt kein einziger Deutscher in unserem Lande!"
Die Peiniger gebärdeten sich immer unverschämter. Wir bissen jedoch die Zähne zusammen und wußten, daß uns Adolf Hitler nicht im Stich lassen würde!
Kaum hatten dann die Polen in ihrer Verhetzung den Krieg vom Zaun gebrochen, da drangen sie auch schon in unsere Häuser ein. Mitten in der Nacht kamen sie oft, rissen deutsche Bilder von den Wänden, deutsche Bücher aus den Regalen und Schränken, trampelten gröhlend darauf herum oder zündeten davon Freudenfeuer an. Wertgegenstände und Geld „beschlagnahmten" sie, wie sie mit höhnischem Grinsen zu verstehen gaben. Das war ein gründlicher und für sie willkommener Raubzug!
Uns packten sie mit roher Gewalt, stießen und zerrten uns, schlugen mit Gummiknüppeln auf uns ein und schonten auch die Frauen nicht.
Dieses Vorgehen war auch für den polnischen Pöbel das Signal, aller Mißgunst und Wut den Deutschen gegenüber freien Lauf zu lassen. Sie warfen mit Steinen nach den Häusern, daß die Fensterscheiben splitterten, sie spieen uns an und setzten die Häuser in Brand. Es war grauenvoll, das mit ansehen zu müssen, ohne dreinschlagen zu können! Mich haben sie dann mit 260 der angeblich Gefährlichen nach dem berüchtigten Konzentrationslager Beresa Kartuska getrieben."
Der Bauer hält kurz inne, als banne ihn das Bild der Schrecknisse jener Tage. Dann wendet er sich rasch und im Weitergehen erzählt er nur widerstrebend einige der Grausamkeiten, die ihm und seinen Kameraden angetan worden sind.
„Das Spießrutenlaufen durch die Gummiknüppelreihe der polnischen Polizisten war noch das wenigste. Beschimpfungen, Hunger, Durst, Strafexerzieren, Fußtritte und Todesdrohungen gehörten zum täglichen Programm geradezu sadistischer Marter. Eingepfercht in engstem Raum, war nachts an ein Schlafen nicht zu denken. Schrie einer nach Wasser, so brüllte man ihn an: „Für euch ist kein Wasser da. Geht doch nach Berlin. Hitler wird euch alles geben!"
Einige Beherzte unserer Frauen wollten uns Essen und Trinken bringen; sie wurden mit dem Gummiknüppel davongejagt.
Auf dem Transport überraschte uns übrigens auf dem Cholmer Bahnhof Fliegeralarm. Eben hatte man uns höhnisch zugerufen: „Jetzt seht euch das alles noch

einmal genau an, denn hierher kommt ihr nie mehr zurück!" Da gellten die Alarmsignale. Wir sollten uns nun schnellstens hinwerfen, was bei der enggeschnürten Fesselung aber nicht rasch genug ging.
Da rannten sie uns die Gewehrkolben in die Rücken und schlugen uns nieder. Der mordlüsterne polnische Pöbel ringsum forderte kreischend, man sollte uns nicht erst abtransportieren, sondern sofort abschlachten.
Mein Nachbar hatte bei diesem höllischen Tumult einen Kolbenschlag auf den Hinterschädel erhalten, daß er sich drei Tage wie ohne Verstand neben mir herschleppte. Ich habe ihn dann beim Prügelspalier in Beresa mit letzten Kräften gestützt.
Immer wieder gab man uns zu verstehen: „Euer Platz wird bald unter der Erde sein. Ehe ihr aber dahin kommt, sollt ihr noch was erleben!"
Dieses Erleben unter der Knute von Bestien brennt mir unauslöschlich auf dem Rücken!"

Das Wetterleuchten des heraufziehenden Gewitters erhellt für Augenblicke ein Gesicht, wie aus Stein gemeißelt, mit harten, unerbittlichen Zügen, in das eine schwerverheilte Narbe tiefe Falten getrieben hat.
Von den Höfen her dringt der Lärm des Packens und Verladens in unser Schweigen.
„Und dann kam der Tag der Befreiung!", tönt wieder die Stimme des Bauern fest und klar.
Das war am Montag, den 18. September 1939. Nie in meinem Leben werde ich diesen Tag vergessen. Und meine Kinder und Kindeskinder sollen daran denken! Deutsche Truppen waren den polnischen Peinigern zu dicht herangekommen. Sie zogen es vor, sich nachts heimlich davon zu stehlen. Wir witterten die Morgenluft und schlugen mit unseren letzten Kräften auf die Zellentüren ein, bis sie krachend zerbrachen. Vielen mußten wir von außen helfen, da sie nicht mehr fähig waren, sich selbst zu befreien.
Kaum konnten wir es fassen, für solche ungeheuerliche Eigenmächtigkeit keine Prügel und Fußtritte mehr zu erhalten. Weit und breit war kein polnischer Polizist mehr zu sehen, die ganze Gegend wie ausgestorben.
Wir rafften uns auf und trugen die Schwachen noch 54 Kilometer bis nach Kobryn; immer in der Angst, daß uns polnische Soldateska oder Horden wieder aufgreifen könnten.
Dann erlebten wir, wie eine Vision die Begegnung mit den ersten deutschen Truppen.
Wir sind auf die Knie gesunken und haben vor unaussprechlicher Freude geweint..."

Wir schreiten die Dorfstraße hinunter. Der Himmel ist wieder heller geworden. Das Gewitter kriecht am Horizont dahin.
Abseits vom letzten Hause schwenkt der Bauer in ein umfriedetes Stück Land ein, der Acker Gottes.
„Meine Frau war mit den Kindern schon gestern hier", bemerkt der Bauer abgewandt, „ich möchte jetzt noch hier kurz Abschied nehmen".
Wir treten stumm beiseite, während er vor einer Reihe blumengeschmückter Hügel mit gefalteten Händen verweilt.
Rundum ragen schlichte, hölzerne Kreuze auf. In den Baumkronen über uns rauscht der Wind. Er pflückt die bunten Blätter und deckt damit die Hügel zu.
Wir wissen, daß außer jenen 260 auch noch 1400 deutsche Männer in einem weiteren Konzentrationslager in Ilowa nördlich von Cholm schwer mißhandelt worden und daß allein im Kreise Cholm 77 Volksdeutsche polnischem Mordterror zum Opfer gefallen sind.
Der Bauer kommt zurück. Das Laub raschelt unter den festen schweren Schritten.
„Gehn wir", wendet er sich uns zu. „Das war nicht meine Heimat. Sie liegt vor mir...!"

Mitternacht naht. Das Gewitter ist verrauscht. Es war eines der heftigsten des Jahres.
Irgendwo in der Weite des Raumes hatte ein Blitz gezündet. Der helle Flammenschein am Horizont ist verloschen.
In die Stille der Häuser kommt wieder Leben. Pferde und Wagen haben den Wolkenbruch draußen überstehen müssen. Jetzt werden rasch die letzten Kisten verstaut. Kommandorufe hallen durch die Nacht.
Die Erde dampft den Duft der Regenfrische. In den aufgeschwemmten und aufgeweichten Weg sinkt man bis an die Knöchel ein.
Was schadets! Die Männer helfen den Frauen handfest über den Morast. Bald hockt alles auf den Kisten und Strohsäcken der Panjewagen. Man rückt dicht zusammen und wärmt sich gegenseitig. Die Pferde spüren den Aufbruch und wiehern ungeduldig.
Unser Bauer hat sich noch einmal kurz zurückgedreht und umfaßt mit einem letzten Blick die Schattenumrisse seiner jahrzehntelangen mühevollen Arbeit. Es dauert nur wenige Augenblicke. Dann wendet er sich ruckartig ab. Mit einem Satz ist er auf dem Panjewagen bei seiner Familie. Die Gespanne ziehen an. Schwerfällig drehen sich die Räder im schwammigen Dreck.
Vorn knallt irgendwer mit der Peitsche. Es wird nicht viel gesprochen. Fast dreihundert Fuhrwerke schwenken auf die Straße nach Cholm zu.
Die Schatten der Häuser bleiben in der Nacht zurück.

Mit dem dämmrigen Morgen fährt der Treck in Cholm ein. Die Stadt schläft noch. Polternd holpern die Panjewagen über das bucklige Pflaster.
Auf der Verladerampe des Güterbahnhofs steht der Sonderzug der Ostbahn bereit. Er glänzt noch naß von der Gewitternacht. Die Familien suchen rasch die schützenden Abteile auf. Männer der deutschen Polizei und Rote-Kreuz-Schwestern nehmen sie hilfreich in Empfang. Auch hier ist bestens vorgesorgt. Während Pferde und Truhen auf der nächsten Rampe in Güterwagen verladen werden, machen es sich die Familien in den Abteilen bequem. Türen- und Fensterritze werden gegen den kalten Tag mit Tüchern verhängt. Man ist unterwegs doch noch naß geworden und breitet die Sachen zum Trocknen aus. Nach einem kräftigen Frühstück, versuchen die meisten in der Wartezeit bis zur Abfahrt den ausgefallenen Schlaf der Nacht nachzuholen. Vorher hätten sie es vor Aufregung nie gekonnt; jetzt hilft die Übermüdung nach.
Im Abteil des Arztes wird rasch eine kleine Operation vorgenommen und eine Fingerverletzung desinfiziert. Überall spüren die Umsiedler fürsorglichste Betreuung. Sie können das alles kaum fassen und finden nicht mehr genug Worte der Dankbarkeit.
Vorn rollt der Krankenwagen neben den Zug. Die Schwangere wird behutsam in ein Sonderabteil gehoben und gebettet.
Der Fußverletzte vom Vortag kann leider nicht mitkommen. Die Verstauchung hat sich als schlimmer herausgestellt. Darüber ist das Herzeleid bei den Verwandten groß. Man weiß sie jedoch zu trösten; sobald es der Arzt erlauben kann, kommt der Junge schnellstens nach.
Bis mittag ist alles geschafft. Die Lokomotive setzt an. Mit dem Ruck geht es wie ein Klirren durch den langen Zug.
Das Begleitkommando gibt letzte Anweisungen.
Männer, Frauen und Kinder drängen sich an die Fenster. Es ist die endgültige Abschiedsstunde. Sie winken den ϟϟ-Männern zurück, die sie in den letzten Wochen und Tagen so oft aufsuchten und nun bis zur Abfahrt betreuten. Dankbarkeit leuchtet aus aller Augen. Blumen sinken auf den Schotter.
Eine Soldatenhand greift danach und steckt die schönste an die Brust.
Vorn braust der Gruß der Heimat auf. „Heil Hitler!“ Wie ein Lauffeuer fliegt er von Fenster zu Fenster. Erwartung und Freude im Klang, voller Zuversicht und innigen Dankes.

Durch den Tag und eine Nacht rollt der Umsiedlerzug über Warschau nach Posen.
Es ist ein dämmriger Tag.
Nur dann und wann blicken neugierige Augen durch die angelaufenen Fenster.

Die flache Landschaft zieht träge vorüber. Nur um Warschau wird es lebhaft. Man kannte wohl zumeist die frühere Metropole des einstigen polnischen Staates, die Brandruinen nach dem Bombardement und der Beschießung durch unsere Waffen hatte man jedoch noch nicht gesehen. „Recht ist ihnen geschehen! Warum waren sie so großmäulig und eigensinnig, diese Polen!“ murmelt einer der Männer in den mahnenden Anblick der Vernichtung versunken.
„Sie haben es nicht anders verdient!“ bestätigt einer von der anderen Seite.
„Um uns schon garnicht!“ pflichtet eine Frau bei, die ihr Kind stillt.
Der Zug rattert über die Weichen und bremst in einem Vorortbahnhof. Es wird warme Verpflegung gereicht, und auch sonst nach dem Rechten gesehen. Doch ist alles wohlauf, bis auf die schwangere Frau, die meint, daß ihre Stunde bald gekommen sei.
Vater hat während des Aufenthaltes einmal rasch vorgucken dürfen. Er tupft ihr mit seiner derben Hand über die Stirn. „Wird schon alles gut gehn, Mutter!“ beruhigt er.
Der Pfiff der Lokomotive gellt.
Langsam rollt der Zug wieder an.
Die Dämmerung bricht nun vollkommen herein. Aus den Ecken und Winkeln wachsen Schatten. Das gelbliche Deckenlicht der Abteile blakt auf.
Die Meisten kauern sich wieder auf die Bänke und schlummern in die neue und doch alte Heimat hinüber.

Als der Tag der Heimkehr graut, ist ein Leben mehr in diesem Zug. Mutter und Kind befinden sich wohlauf. Der Arzt und die Schwester haben fürsorglichst geholfen.
Jetzt bestaunt der Vater den strammen Jungen.
„Nein, Mutter, ist das ein Kerl!“ wiederholt er ein um das andere Mal beglückt.
Draußen taucht die Sonne über das liebliche und wechselvolle Wartheland.
Über die Felder, durch die Baumkronen tastet sich ihr goldener Schimmer in das Abteil, in dem der Neugeborene aus allen Leibeskräften quäkt.
Der Bauer kehrt sich der Frau ganz zu.
„Das ist das schönste Geschenk, das du mir machen konntest, Mutter! Wie laut er die Heimat unserer Väter grüßt!“
Über das braune Gesicht glitzern zwei Perlen.
Sie verinnen im Raum.
Das Leben bleibt. Das Leben ist alles.

In den späten Nachmittagsstunden trifft der Umsiedlerzug in der Kreishauptstadt Schrimm ein.

Schmetternde Musik klingt auf. Herzliche Willkommensrufe schallen den deutschen Ostpionieren entgegen.
Hunderte von Händen fassen zu und helfen beim Aussteigen. Die Männer und Frauen der Partei und ihrer Gliederungen nehmen sie jubelnd in ihrer Mitte auf.
Die Volksdeutschen sind ganz fassungslos. Das hatten sie nicht erwartet! Eine solche Aufnahme!
Gerührt und verlegen lassen sie sich leiten; Blumen in den Händen, Tränen der Freude und Rührung in den Augen.
Das ist die Heimat...!
In einer großen Schule werden sie für die Nacht untergebracht; NSV. und die NS-Frauenschaft sorgen für sie. Die Schlafstätten sind schon säuberlich hergerichtet. Es gibt einen ordentlichen Schlag zu essen. Dann sinkt man todmüde und voller Eindrücke aufs — Stroh.
Am andern Tag beginnt frühmorgens die wagenmäßige Aufteilung und Zuweisung zur Einfahrt in das neue Dorf. Kaum können es die Volksdeutschen erwarten. Und zum Frühstücken nehmen sie sich fast schon keine Zeit mehr. Männer der SA und ϟϟ helfen beim letzten Aufbruch.
In wenigen Stunden ist alles verstaut und die Trecks ziehen in den jungen Tag hinein; lange Kolonnen erwartungsfroher Menschen.
Ich habe mich auf einen der Wagen geschwungen und hocke auf dem Stroh neben einem jüngeren Ehepaar.
Er ist ein großer stämmiger Kerl, der zuletzt als Selbstschutzmann beim Kreishauptmann in Kielce eingesetzt war. Daheim in der Kolonie hatten sie eine kleine Wirtschaft, die die junge kräftige Frau versah. Sie hält ein blauäugiges Mädel im Arm, das verwundert in die neue Landschaft blickt.
„Ja, die Frau wollte, daß ich wieder ganz Bauer werden sollte" erklärt der Mann.
„Weil es doch alle unsere Vorfahren waren!" ergänzt die Frau.
„Hast recht; liegt mir mehr im Blut!" bestätigt er lachend.
Der Treck ist in einen Seitenweg eingebogen. Hohe Birken säumen die Gräben. Jenseits erstrecken sich weite fruchtbare Felder. In das gewellte Gelände fügen sich Strauch- und Baumgruppen. Es ist nicht mehr die flache Einöde des äußerstens Ostens.
Ein Wegweiser kündet Blütenau an. „Das ist das Dorf, wo wir hin sollen!" deutet die Frau nach vorn.
Die Unruhe der Erwartung überträgt sich auf den ganzen Treck. Die Pferde ziehen kräftiger an. Hier und da richtet sich einer auf und beschattet gegen die grelle Sonne mit der Hand die Augen. Da vorn tauchen die ersten Häuser

auf. Es sind schmucke Steinbauten im Gegensatz zu den Bohlenkaten des Ostens. Das Dorf macht seinem deutschen Namen alle Ehre. In der Farbigkeit des Herbstes leuchtet es den Heimkehrern entgegen.
Die ersten Wagen rollen in das Dorf ein. An den Toreinfahrten, Wänden und in den Fenstern stehen die Zuweisungsnummern zu lesen. „Dort ist unsere Nummer" springt der Mann vor mir auf. Und richtig — das Gespann schwenkt ein.
Der Hof der alten Heimat nimmt uns auf. Mann und Frau haben sich rasch vom Wagen geschwungen. Ein ᛋᛋ-Mann packt zu.
Schön ist das Haus; der Garten davor allerdings ziemlich verwahrlost. Kein Wunder, es wohnten ja vorher Polen hier!
Das gleiche Bild bietet sich drinnen. Schöne geräumige Zimmer, aber zum Teil arg verschmutzt.
„Hier gibt es tüchtig zu tun!" setzt die Frau das Kind auf ein Sofa ab. Die Möbel werden auch überholt werden müssen. Die Diele knarrt.
Der ᛋᛋ-Mann weist darauf hin, daß schon in den nächsten Tagen Bautrupps vorsprechen werden, die zunächst die gröbsten Schäden beheben. Überhaupt sollten sie nur alle Wünsche zusammentragen. Es werde in jeder Weise für sie gesorgt werden.
Der Bauer müßte kein Bauer sein, würde er nicht auch sofort in den Stall stürzen. Hier stehen zwei Pferde; nebenan quieken Schweine den Willkommensgruß auf ihre Art. Dazwischen gackert das aufgescheuchte Hühnervolk, watscheln ein paar Entlein und strecken einige Gänse ihre Hälse zischend entgegen. Unordnung auch hier. „Aber, das kriegen wir schon hin!" meint der Mann zuversichtlich.
Weiter hinten steht die Scheune, etwas windschief. Das Getreide ist zwar eingefahren, aber noch nicht gedroschen.
Der Bauer spuckt in die Hände: „Gleich geht's nachher los! Das ist mit das erste! Dann brauch ich auch Futter für das Vieh!"
Man findet nicht allzuviel vor.
„Hilft der Bruder, der dein Nachbar geworden ist" schaltet der ᛋᛋ-Kamerad ein, „der hat noch einen größeren Hof und auch genügend Futter".
„Ist gut" erwidert der Bauer, „das deichseln wir schon!"
Durch die Scheunentür treten wir hinaus ins freie Feld.
„Das ist dein Acker" umreißt der ᛋᛋ-Kamerad dem Bauern das Land. „Ein ordentliches Stück mehr, als ich drüben gehabt habe!" bekennt er erfreut. „Da müssen wir uns mächtig ran halten, was Frau?"
Und er legt den kräftigen Arm um ihre Schultern. Wie zur Ermunterung und einen Apfelbaum schüttelt er sie: „Nun fängt ein neues, schöneres Arbeiten an!" —

„Ob uns der Führer einmal besucht?“ hebt die Frau nach einer kleinen Weile nachdenklich an.
„Aber Frau!“ entgegnet der Mann ihr zur Seite.
„Wir haben ihm soviel zu danken!“ fährt die Frau fort.
„Wir wollen schaffen und ernten!“ tönt es wie ein Schwur von den Lippen des Mannes.
„Ja, er soll einmal sehen, wie dankbar wir uns ihm verbunden fühlen...!“ Die Frau hat es mehr gehaucht als gesprochen.
Der Wind aber trägt diesen Hauch als Segen über die Felder.

Die Sprenglöcher im Tunnel von Zegiestow

Beim größten Tunnelbau der Ostbahn — Mit einer slowakischen Maschine am Poprad hinauf — Pompöses Kurhotel und nur ein einziges Bad — Im Winter von der Außenwelt abgeschnitten

Im Süden des Generalgouvernements ist der größte Tunnelbau der Ostbahn vollendet worden. Er stellt die Verbindung der Bahnlinie Neu-Sandez—Krynica her.

Die Polen hatten ihn während des Feldzuges gesprengt. Ohne Sinn und Verstand aber immerhin mit Dynamit. Bei seiner abseitigen Lage konnte von einer strategischen Bedeutung keine Rede sein.

Dafür waren sie hier um so gründlicher an ihr Zerstörungswerk gegangen. Zwei gewaltige Sprengstellen richteten erheblichen Schaden an, so daß sich die sofort aufgenommenen Wiederherstellungsarbeiten überaus schwierig gestalteten.

Die slowakische Lokomotive stampft und pufft den Poprad hinauf. Nicht der Sonderzug strengt sie so an, mit dem sie in Muszyna freundschaftlich zusammengekoppelt worden ist, denn der besteht nur aus einem Wagen,

Im Gegenteil sie prustet sich geradezu solcher unverhofften Achsenanlehnung. In den Kurven geht das freilich mehr in ein Schnaufen über.

Es sind also die Berge, die ihr zu schaffen machen. Und das ist bei den eigenwilligen Beskidenrücken kein Wunder.

Man kann ja auch von einer Maschine nicht verlangen, daß sie sich der wechselvollen und herrlichen Gebirgslandschaft freut, wie wir, die wir uns bequem von ihr schleppen lassen.

Wie der dicke Dampf aus dem Schornstein vorn mit der neckischen Halskrause, so steigen die Hänge zu beiden Seiten himmelwärts. Wiese und Wald haben sich redlich in die kargen faltigen Flächen geteilt. Kaum blieb eine schmale Straße auf der einen und das Bett des Poprad auf der anderen Seite übrig. Bett? Ja, das ist nun freilich kein Bett nach unseren Begriffen. Im Gegenteil — zerrissen und steinig. Doch dem Poprad, selbst ein wilder Geselle, genügt es. Er räkelt sich wohlig im hellen Sonnenschein und gluckst und rülpst dabei, als sei er allein auf weiter Flur.

Nein, eine gute Kinderstube hat der Poprad nicht!
Wer ihm aber einmal in seinem Grenztal begegnet ist und mit ihm die Einsamkeit der sprudelnden Wasser und rauschenden Wälder geteilt hat, der trägt diesem rauhen Bürschchen seine Unarten nicht mehr nach. Er ist ein Naturkind. Und so etwas wissen dann und wann auch kultivierte Menschen zu schätzen.
Diesem Poprad schmiegt sich die Strecke der Ostbahn an. Seine Windungen und Höhenwechsel sind ihr hüben wie drüben Richtschnur. Sie haben sich bestens angefreundet und schreiten sozusagen Arm in Arm durch dieses Tal romantischer Zuflucht.
Doch das glücklichste Paar der Welt erlebt eines Tages seinen Hauskrach! Dann trennt man sich wutschnaubend und geht — wenigstens ein Stück — seine eigenen Wege, um schließlich doch — und das nicht nur im Roman — wieder glücklich zueinanderzufinden.
Dem Poprad und seiner schlanken schmiegsamen Geliebten ergeht es nicht anders. Im Leben der Menschen ist oft nur eine Winzigkeit die Ursache solcher Auseinandersetzung, in das Idyll des Poprad drängt sich ein behäbiger Berg, der wohl schon immer scheel auf die Liebschaft der beiden herabgeblickt hat. Doch die Sympathie der Menschen war mit dem Poprad und seinem Liebesglück. Man durchbohrte den Berg einfach und die beiden fanden früher wieder zueinander, als der dickbauchigen Mißgunst lieb war.
Der Berg schüttelte sich zwar und zitterte vor Wut am ganzen Leibe; es half ihm aber alles nichts. Er konnte nun mal nicht aus seiner Haut.
Das ist im Jahre 1876 gewesen.
Der Tunnelbau war keine Kleinigkeit. Auf je zehn Meter mußten fünfhundert Kubikmeter hinterpackt werden. Nahezu fünfzig Meter hoch lastet der Berg darüber.
Für die Polen bedeutete es keine Glanzleistung in diesem langgezogenen Tunnelbau mit geringem Risiko größten Schaden anzurichten. Das haben sie dann auch in ihrer blindwütigen Verhetzung fertiggebracht. Vielleicht glaubten sie auch allen Ernstes damit ihrem heißumstrittenen Vaterland einen großen Dienst zu erweisen.
Sie hätten ebensogut Mondkrater sprengen können. Der Erfolg wäre in diesem Falle strategisch der gleiche gewesen.
Gewiß hatte der verschüttete Tunnel die Bahnverbindung mit Krynica unterbrochen. Die Polen hätten sich aber an den Fingern abzählen können, daß die deutschen Truppen nicht den großen Bogen und Umweg dieser Bahn von Neu-Sandez über Muszyna nehmen, sondern gerade durchstoßen würden. Dem ordnenden Aufbau der Ostbahn blieb es überlassen, die Trümmerhaufen

der Tunnelsprengungen zu beseitigen. Die verantwortlichen Rädelsführer hatten sich durch die Flucht der verdienten Sonderlektion entzogen.
So folgte vor Jahresfrist ein Ingenieur mit seinem Bautrupp den deutschen Truppen auf dem Fuße. Nachträglich kann es ja gesagt werden — sie hatten weiter südlich in der Slowakei die Anmarschstraßen verbreitert und Brücken gebaut. Den Polen war das anscheinend ganz entgangen, denn ihre Front war ausgerechnet hier stets nach Norden gerichtet.
Nun setzte der deutsche Aufbau schnellstens ein, kaum, daß der Donner der Kanonen in den Bergen verhallt war.
Eine erste vorsichtige Besichtigung der Sprengstellen ließ erkennen, daß die Sache ihre Zeit in Anspruch nehmen würde. Die beiden Sprenglöcher hatten den Berg sechs bis acht Meter tief aufgerissen. Das Gestein war nachgestürzt und hatte die Strecke jeweils bis dicht unter die Tunneldecke verschüttet. Beim ersten Vorstoß konnte man sich nur mit äußerster Vorsicht durch kaum mannsdicke Spalten zwängen. Es mußte ja auch kontrolliert werden, ob alle Sprengladungen losgegangen waren.
Nach dieser Sicherung begann man systematisch mit den Abstützungs- und Aufräumungsarbeiten.
Der Tunnel mußte fast neu durch das Geröll und Gestein getrieben werden. Die Arbeitskolonnen wurden verstärkt und in mehreren Schichten eingesetzt. Dazu zog man auch zahlreiche Arbeiter aus dem deutschem Zipser Land der Slowakei heran, die, des Bergbaus geübt, an dieser deutschen Aufbaumaßnahme mit besonderer Begeisterung schafften.
Die Verkehrsverbindung stellten bis Muszyna und zum Tunnel herüber slowakische Züge her, die ein Pendelverkehr zwischen Muszyna und Krynica ablöste.

Unser slowakischer Freund verschnauft vor der Tunneleinfahrt. Fast möchten wir ihn, wie ein wertvolles Pferd betätscheln; denn das Maschinchen hat seine Sache dennoch gut gemacht. Da es aber ein hitziges Bürschchen ist, verzichten wir lieber auf die Liebkosung und begnügen uns mit einem Erinnerungsschnappschuß.
Der leitende Ingenieur des Tunnelbaues empfängt und geleitet uns in den schwarzen Schlund der Tunnelführung. Der Präsident der Ostbahn überzeugt sich mit seinem engeren Mitarbeiterkreis von dem Stand der Arbeiten, der mit einer Freigabe des Tunnels noch im Verlaufe des Oktobers rechnen läßt. Über Schwellen und Schienen tappen wir in das Dunkel. Lore um Lore rollt geröllbeladen an uns vorüber. Von den Wänden trieft es naß. Griffbereit liegt an den Seiten Holz und Handwerkszeug gestapelt.

Nach einer kurzen Strecke stoßen wir auf die erste Spreng- bzw. Baustelle. Plumpe, dicke Holzflöze stützen die Wände ab. Stockwerkartig ist das stabile Gerüst nach oben getrieben. Wir klettern und kriechen gebückt hinauf.
Den Sprengtrichter hat man sorgfältig ausgeräumt. Über der neuen Tunneldecke muß nun füllender Packstein gestopft werden, da sonst der Berg in den Hohlraum immer wieder nachstürzen würde.
Es ist eine beschwerliche und gefährliche Arbeit. Der leitende Ingenieur kann mit Genugtuung darauf hinweisen, daß sich keinerlei ernste Unfälle während der langen Bauzeit ereignet haben. Deutsche Gründlichkeit hat auch hier den Tücken des spröden Berges gegenüber mit genialer Überlegenheit gesiegt. Über eintausend Kubikmeter Packstein mußte ausgefüllt werden. Nicht minder gefährlich und schwierig sieht die zweite Sprengstelle aus. Auch hier ist man schon beim Packen begriffen. Wuchtige Hammerschläge dröhnen in den restlichen Hohlraum. Von unten hallen Rufe herauf. Im Balkengewirr des Gerüstes heißt es den Kopf einziehen. Auch sonst gilt es bei spärlicher Beleuchtung die Augen aufzuhalten. Wie leicht stürzt hier und da noch ein Brocken nach. Die Arbeiter bringt das nicht weiter aus der Ruhe. Sie kennen ihren Berg nun schon und seine Launen. Unter ihren kräftigen Fäusten vollendet sich das Ausbesserungswerk nach dem sicheren Verlauf eines Uhrwerkes.
Über den schmalen Eisenstrang der dem großen Schienenpaar übergelagerten Kleinbahn, an den hockenden und hämmernden Arbeitsgruppen vorbei, gelangen wir schließlich an das andere Ende des Tunnels. Das grelle Licht des Tages blendet unsere Augen.
Erst allmählich finden wir uns im Freien wieder zurecht. Die schmale Aus- bzw. Einfahrt sichert zwischen steilen Hängen ein kleines altes Fort aus der österreichischen Zeit. Heute hat es nur noch Museumswert.
Einige Schritte weiter vor stößt mit uns die Bahnlinie wieder auf den Poprad, der uns fröhlich plätschernd begrüßt.
Der nach dieser Seite ausgekippte Geröllschutt hat sein Bett freilich etwas eingeengt. Fast meint man, es sei ein kleiner aus dem großen Berg herausgeholt worden, so türmt sich der Schutthaufen auf.

Durch den Tunnel gellt ein Signal. Es ist Mittagszeit.
Von dem leitenden Ingenieur erfahren wir in diesem Zusammenhang, daß über die Arbeitsmaßnahmen hinaus in dieser einsamen Gegend vor allem die Versorgung mit genügend Lebensmitteln für die große Arbeiterzahl geradezu ein Problem gewesen sei. Und das besonders während des strengen Winters, da sie von aller Zufuhr abgeschnitten waren.
„Wir haben uns kurzentschlossen auf eigene Füße gestellt“, erklärt er. In Ze-

giestow, einem ehemaligen polnischen Kurort wurde das pompöse Kurhotel, in dem es allerdings nur ein einziges Bad gab (!) als Unterkunft hergerichtet. Schnellstens beschaffte man Kohle, Kühe, Schweine usw., baute man oberhalb des Kurhauses in einem Taleinschnitt die erforderlichen Ställe, ein Schlachthaus und eine Bäckerei und für das Lebensnotwendigste war gesorgt.
Wir hatten später noch Gelegenheit, diese erstaunliche Organisation der Selbstversorgung in Augenschein zu nehmen. Sie hat nicht zuletzt wesentlich dazu beigetragen, daß die langwierigen Baumaßnahmen noch so verhältnismäßig rasch bewältigt werden konnten. Eine längere Unterbrechung wäre im anderen Falle unvermeidlich gewesen, da der letzte harte Winter das Gebiet nach allen Himmelsrichtungen regelrecht abriegelte.
Für die Polen war solche gründliche Fürsorge freilich neu. Wie das die Deutschen nur so schaffen?
Wir aber wissen, worin das Geheimnis solchen Erfolges beruht. Die Tatkraft des deutschen Menschen und seine Fähigkeit der klaren Überlegung und des entschlossenen Willens machen das Unmögliche möglich. Dagegen ist kein Kraut gewachsen; auch das der Mißgunst nicht, der Gemeinheit und des Hasses.
Polen gab dafür selbst das überzeugendste Beispiel.

Jüdischer Raubbau finanziert Monte-Carlo-Leben

Das „Herz Polens“ — ein Judennest — Der Wunderrabbi von Belz — Judenvilla jetzt Werkstätte wertvoller Volkskunst — Bunte Huzulenschnitzerei auf schwarzglänzendem Holz

Sechs Kilometer nördlich von Radom liegt das Gut Woznicki.
Hier war einmal ein Jude Gutsherr.
Das ist im früheren Polen des öfteren der Fall gewesen. Nicht, daß die Herren hier plötzlich ein Herz für die liebe Landwirtschaft entdeckt hätten; O, beileibe nein — diese Güter sahen sie lediglich als eine gediegene Geldanlage an. Und wehe, es wurde nicht das Doppelte und Vielfache an Zins und Zinseszins herausgewirtschaftet. Mochten die Betriebe darüber getrost kaputt gehen, dann verschacherte man sie noch rechtzeitig an gutgläubige Dummköpfe, deren ja in Polen genug herumliefen.
Nebbich — das war ein Geschäft!
Hab ich ä melkende Kuh, bin ich glicklich, Gott der Gerechte...!
Der jüdische Gutsherr von Woznicki betätschelte mit seinen feisten Fingerchen nicht nur wohlgefällig die prallen Rücken der Kühe im Stall, er betrachtete die gesamten dreihundert Hektar Grund und Boden als „melkende Kuh“ und stellte mit kinnschwabbelnder Genugtuung fest...
Kann ich mer machen ä scheenes Leben...!
Das tat er denn auch. Er reiste von Woznicki direkt nach Monte Carlo.
Dort lebte er in Saus und Braus. Für Geld bekam man ja alles — auch schöne Frauen, wenn man auch selbst grundhäßlich war.
Nach Woznicki zurück? In den polnischen Staub und Dreck? Nein, davon wollte er nichts mehr wissen. Umso peinlicher achtete er darauf, daß die „Milch“ seiner so leidenschaftlich „gemolkenen Kuh“ stets pünktlich eintraf. Denn ohne sie war ein opulentes Monte-Carlo-Frühstück auf die Dauer nicht möglich.
Doch diese „Milch“ floß, zunächst sogar in Strömen.
Daß indessen in Woznicki eine Kuh nach der anderen aus dem Stall verkauft werden mußte und auch der Grund und Boden verluderte, alldieweil alles Geld postwendend nach Monto-Carlo verflatterte, anstatt für eine ordnungsgemäße und aufbauende Betriebslenkung verwandt zu werden — ja, das über-

sah der veilchenduftende Lebemann am Lido geflissentlich. Er wollte es einfach nicht sehen!

So kam es, wie es kommen mußte. Eines Tages gab die Kuh keine Milch mehr. Während der Jude in Monto-Carlo den feinen Herrn markiert hatte, war die hypothekarische Verschuldung seines Gutes bei Radom auf 400000 Zloty angewachsen.

Ja, während er sich Abend für Abend für das mondäne Nachtleben striegelte und schniegelte, war die Feldwirtschaft Woznickie mehr und mehr vernachlässigt worden; während er den perlenden Sekt in Strömen fließen ließ, trockneten die großzügigen Anlagen der Karpfenteiche seines Gutes vollkommen aus; während ihn süßestes Lächeln aufgeputzter Frauen umgaukelte, versauerten seine Wiesen bei Radom; während sein Bauch gesättigt über die fetten Schenkel quoll, trieb man in den Gutswäldern schlimmsten Raubbau.

Außerdem brachte es die Entfernung mit sich, daß er die letztmögliche Gelegenheit, das also heruntergewirtschaftete Gut irgendwem einigermaßen preiswert anzudrehen, verpaßte oder — sagen wir getrost — verpraßte.

Und so war das Fiasko vollkommen.

Hals über Kopf traf er eines Nachts in Woznicki wieder ein. Diesmal ein Gutsbesitzer ohne Gut.

Nur ein paar Schachteln Streichhölzer besaß er noch. Die legte er für seine Begriffe möglichst rasch und nutzanwendend an.

In der gleichen Nacht brach ein Brand auf Gut Woznicki aus. Lichterloh schlugen die Flammen aus Scheunen, Speicher und Maschinenschuppen. Auch die Stellmacherei, Schmiede und die Wagenschuppen wurden noch erfaßt und brannten bis auf die Grundmauern aus. Die übrigen Gebäude konnten unter größten Anstrengungen gerettet werden.

Der jüdische Gutsherr hatte das Glück vor einem noch größeren Brand den inzwischen ebensolche Schmutzfinger am Himmel Europas angesteckt hatten, fliehen zu können. Damit entzog er sich der strafenden Gerechtigkeit.

Umso heillosere Dresche bezogen seine Rassegenossen, denen es bei Jehova nicht vergönnt war, sich mit dem Zusammenbruch ihrer polnischen Staatspfründe rechtzeitig aus dem Staube zu machen. In diesem Augenblick republikanischer Auflösung entlud sich an vielen Stellen die Wut des polnischen Volkes über ihre jüdischen Nachbarn, die sich in solchen Ortschaften als allzu offensichtliche Nutznießer aufgespielt hatten. So stürmten die Polen in Zdunska Wola die Judenläden. Sie zertrümmerten die Türen und drangen in die Häuser ein, zerstörten und raubten, was hier jahrelang erschachert worden war. Die eigentlichen Schuldigen erwischten sie damit doch nicht. Die hatten auf

Grund ihrer Verbindungen rechtzeitig Lunte gerochen und waren mit der befreundeten Führung dieses ehemaligen Staates bereits über seine ins Schwanken geratenen Grenzen geflohen.

Nur in Przytyk, dem Herzen des einstigen Polens, war es schon früher einmal zu einem Aufstand gegen jüdische Unverschämtheit gekommen. Es ist aber nur ein Strohfeuer gewesen, daß die hörige polnische Staatlichkeit rasch mit dem Mantel der Nächstenliebe erstickte.

Dieses Städtchen im heutigen Distrikt Radom zählte 3000 Einwohner, von denen 90% Juden waren. Es ist in diesem Zusammenhang bezeichnend genug, daß die hohe Regierung der ehemaligen Republik Polen ausgerechnet in einem Judennest „ihr Herz" schlagen fühlte.

Eine noch traurigere Berümtheit erlangte der Ort mit dem Sensationsprozeß der im Jahre 1936 hier die Gemüter der Polen und Juden erhitzte.

Das war so gekommen!

Die Juden hatten die Polen aus Handel und Handwerk mit der Zeit vollkommen verdrängt. Sie hielten bald alle Fäden in den Händen, dementsprechend floß ihnen auch alles Geld zu.

Das ärgerte die polnischen Bauern rundum nun doch allmählich. Kleine Alltagsreibereien spitzten sich immer mehr zu. Schließlich platzte die Bombe, als die Juden einem polnischen Bauern die Pferde vergifteten, der es gewagt hatte, in dem Städtchen eine bescheidene Spedition anzustreben.

Daraufhin beschlossen die Bauern in seltener Einmütigkeit den Boykott der jüdischen Geschäfte. Sie wollten lieber kilometerweit über Land fahren, um sich die alltäglichsten Notwendigkeiten zu besorgen, als...

Doch da war der große Krach da!

In den Straßen wurde man rasch handgreiflich. Schaufensterscheiben klirrten; einige Juden kreischten unter der Schlagkraft derber Bauernfäuste auf. Am 9. März steigerten sich die Zwischenfälle zu einer regelrechten Straßenschlacht. Die Juden schossen auf die Bauern.

Tote und viele Verletzte blieben auf der Wahlstatt dieses Wutausbruches. Das dicke Ende — der Sensationsprozeß, dauerte drei Wochen. Über fünfzig Juden und Polen saßen auf der Anklagebank, vierhundert Zeugen marschierten im Radomer Gerichtssaal auf.

Ergebnis? Die unter jüdischem Einfluß stehende polnische Gerichtsbarkeit fällte gegen die Juden mildeste Urteile. Ja, sie kehrten eigentlich als Sieger in das „Herz Polens" zurück und beherrschten nach wie vor hier und in Warschau seine Kammern und Pulsschläge.

Die Hochburgen der Juden aber waren Lublin und Belz.
Das Lubliner Ghetto der Katakomben haben wir schon als schmutzigste Berühmtheit des Ostens besichtigt; Lublin beherbergt aber auch die berühmteste Talmudschule der Welt. Ja, in den Jahren von 1580 bis 1764 hielten die Rabbiner hier einen ständigen jüdischen Reichstag ab.
Eine Anzahl Kilometer weiter südostlich von der heutigen Distriktshauptstadt hauste am Flüßchen Solokija der Wunderrabbi von Belz.
Inmitten dieses einstigen Judennestes erhebt sich ein ungefüger Steinwürfel, der in seiner viereckigen, farblosen Unbeholfenheit das Stadtbild wie ein Fremdkörper bedrückt. Zu diesem nüchternen „Wundertempel" pilgerten die Juden ganz Europas, um vom Rabbi ihrer Rabbis talmudseligen Segen zu empfangen.
Dieser Wunderrabbi muß ein ganz gehenkter Bursche gewesen sein! Er trug auch den weißesten und längsten Bart von allen. Bis über die Knie soll er ihm gereicht haben.
Seinen Jüngern hat er der Scharlatankniffe viele beigebracht, freilich stets dabei auch auf das eigene Geschäft bedacht. Von Wundern konnte da gewiß keine Rede mehr sein. Wenn er je eines vollbracht hat, dann höchstens dieses, daß er es mit seinem Medizinmannspuk fertig brachte, die auf solchem Gebiet doch keineswegs unbeschlagenen Rassegenossen aller Länder in dieses abgelegene, dreckige Nest Belz zu locken.
Beim Anrücken unserer Truppen nahm er nicht nur die Beine, sondern vorsorglichst auch seinen wallenden Bart in die Hand und fuhr mit den treuesten seiner Jünger auf einer Staubwolke in den Himmel oder in die Wüste. Irgendwelche Anhaltspunkte haben sie vorsichtshalber nicht hinterlassen.
Vorher hatten diese semitischen Tempelbrüder noch einige Häuser des Städtchens in Brand gesteckt. Sie mochten sich ihren Abschied bei alttestamentlichem Feuerschein besonders wirkungsvoll gedacht haben. Daran fand aber der übrige Teil der Einwohnerschaft keinen Gefallen. Die erbitterten Belzer räucherten ihrerseits den jüdischen „Wundertempel" aus.
Heute dient er als Kornkammer Gottes, als Getreidespeicher.

Aber auch sonst hat die aufbauende deutsche Verwaltung für verlassene jüdische Behausungen eine bessere Verwendung, als ihre früheren Besitzer. Dafür noch ein bezeichnendes Beispiel:
In Krynica-Stadt gibt es eine Villa mit dem schwärmerischen Namen „Carmel". Sie liegt etwas von der Hauptstraße ab und rein äußerlich wäre eigentlich nichts Absonderliches an ihr zu entdecken. Wer sich ihr jedoch nähert, dem hallt Hämmern und Sägensummen aus ihren Räumen entgegen.

Das läßt angesichts einer Villa immerhin verwunderlich aufhorchen.
Und in der Tat! Fast meint man, hier habe sich wahrhaft ein Wunder vollzogen.
Eine Judenvilla ist zur Werkstatt der Arbeit geworden.
Der alte Isaak würde die verknöcherten Hände über seinem gebleichten Haupte zusammenschlagen, müßte er in den also entheiligten Räumen früheren Schmarotzertums eine Betriebsbesichtigung vornehmen.
Nein, das brächte er wohl nicht „über die Schwelle"! Um so schmunzelnder nehmen wir Einblick in eine Stätte neuen und eifrigen Schaffens.
Der unermüdlichen Initiative des deutschen Stadtkommissars ist es zu danken, daß zahlreichen Ukrainern ein lohnender Arbeitsplatz ermöglicht werden konnte. Mit Gründung der G. m. b. H. Beskyd wurde die Produktion ukrainischer Volkskunst und Gebrauchsgegenstände der Holzindustrie aufgenommen.
Die mechanischen Werkstätten richtete man in der bezeichneten Judenvilla ein, die sowieso leer stand.
Früher gaben die Juden auch in Krynica-Stadt einmal den Ton an. Sie haben sich damals schon in der Oktave vergriffen.
Inzwischen hat ihnen ein frischer Windzug die Noten hinweggeweht, die sie weniger klangrein zu spielen, als vielmehr vorteilhaft einzuwechseln verstanden.
Nebbich — die Musik ist aus!
Dafür stimmte man in diesen Zimmern einstigen Faulenzertums das Lied der Arbeit an.
Der ungewohnte Rythmus wirbelte einigen Staub auf. Den Dielen half jedoch kein mißmutiges Knarren. Man trat jetzt fester zu.
Bretter knallten zu Boden. Hämmer pochten, Schrauben quietschten, Sägen ratzten oder heulten jaulend auf.
Für semitische Zimmer war das ein Höllenlärm.
Bald aber gewöhnten sich Türen und Wände daran. Hätte nicht schließlich auch ihr früherer Herr und Gebieter händereibend sich geduckt...
Nu muß mer halt gehen mit der neuen Zeit...!
Zwei Mann fingen im März 1940 hier an. Heute arbeiten über fünfzig Ukrainer in den Beskyd-Werkstätten, die sich über drei Stockwerke und ein Nebenhaus erstrecken. Die Hauptabteilung pflegt ukrainische Volkskunst im Holz.
Da trifft man Ukrainer bei der sogenannten „schwarzen Schnitzerei" begriffen.
Kassetten, Teller, Alben, Bilderrahmen, Schachfiguren und andere Gegenstände des täglichen Bedarfs entstehen in flinken, geschickten Händen. In das polierte Birn- und Ahornholz schnitzen geschmeidige Finger mit feinfühliger Messerführung die phantasievollen ukrainischen Stickereimuster, die sich in quer und längs gezogenen vielgliedrigen Bändern durch Generationen erhalten haben.

Diese Volkskunst wurde in wortwörtlichster Bedeutung von Hand zu Hand übernommen.

Doch nicht nur die überlieferten Muster der Stickereien werden auf das schwarzglänzende Holz übertragen, auch ihre Farbenfreudigkeit pinselt man ein. Entzückende Kassetten, Teller und Alben bringt die Huzulenschnitzerei zustande. Ihre besonders reizvolle Wirkung wird dadurch erzielt, daß in das kunstfertig geschnitzte Holz Fornier-, Messing und Perlmutterstücke oder Glasperlen eingelegt werden.

Mit steigendem Erfolg hat man auch die Möbelherstellung aufgenommen. Eine weitere Abteilung befaßt sich mit Küchengeräten und Haushaltungsartikeln.

In diesen Beskyd-Werkstätten wird aber nicht nur allgemeinhin gearbeitet, hier wächst eine Gemeinschaft. Die Betriebsführung, die ebenfalls in ukrainischen Händen liegt, sorgt für die Gefolgschaft nach deutschem Beispiel. So ist das leibliche und geistige Wohl gleichermaßen bedacht und eine gemeinsame Küche und Bücherei eingerichtet worden. Die Jugend und neue Arbeitskräfte werden ständig unterrichtet.

Das gilt vor allem für die Arbeiten der Volkskunst. Es wird damit auch wertvolle Erziehungs- und Volkstumsarbeit geleistet.

Die Ukrainer äußern sich dankerfüllt dafür, daß ihnen die deutschen Behörden einen so vielseitigen und schöpferischen Wirkungsbereich ermöglicht haben. Sie wollen die hilfreiche Unterstützung mit unermüdlicher Arbeitsleistung wieder wettmachen.

Der Nachweis liegt in der Luft; wo es früher nach Knoblauch stank, riecht es jetzt nach Leim...

Der fliegende Mönch von Czorsztyn

Burg Zornstein über dem schäumenden Dunajec — Wie die Sage seinen Feuerweg deutet — Tosender Pienini-Durchbruch — Die verunglückte Flucht des „edlen Mirsa“

Über einer roten Kalkklippe schimmern die Ruinen von Czorsztyn, zu deutsch Zornstein.

Steil ragen die Felsen empor. Auf ihren Spitzen und den Kronen des verwitterten Mauerwerks der uralten Burg glitzert Sonnenglanz. Aus winzigen Kristallen bricht ein tausendfältiges Flimmern.

Wie um ein Märchenschloß raunen die Wipfel der dunklen Wälder von den tiefer gebetteten Hängen herüber und rauscht von der zerklüfteten Talsohle der Dunajec herauf.

Die Kuppe ist kahl. Nur vereinzelt klammert sich Strauchwerk an kärglichen Boden. Umso wuchtiger hebt sich das zerrissene Gemäuer gegen den hellen Himmel ab.

Schon von weither weisen diese Ruinen dem Wanderer den Weg in einen wildromantischen Winkel des Generalgouvernements.

Es war eine deutsche und muß eine stolze, mächtige Burg gewesen sein, wenn sich ihre Trümmer noch so trotzig durch die Jahrhunderte auf der hohen Klippe behaupten konnten. Breit und kantig lasten die kühn gefügten Fundamente auf dem Gestein. Dem Himmel zu verjüngt sich der Kranz der Mauern. Gleich einem erhobenen Finger ragt die eine Ruinenhälfte auf, während die andere und größere stumpf abbricht.

Wind und Wetter haben die einstige Pracht der Krönung abgetragen. Dennoch ist die behäbige Burg die Herrscherin über diesen Grenzraum geblieben. Sie bewacht die vom Neumarkter Tal heraufkommende Straße nach der Slowakei. Das war früher einmal der einzige Verbindungsweg zwischen Polen und Ungarn. Es ist freilich nur noch eine scheinbare Herrscherwürde, denn die Zeiten ihrer Stärke und Wehrhaftigkeit sind längst vorbei.

Sie hat Tage voller Ruhm und Triumphe erlebt, die Burg am Beginn des Pieninen-Durchbruches. Davon weiß ein altes Männlein, das die Besucher mit einem Krückstock durch die Ruinen weist, mancherlei zu erzählen.

Verwittert wie das Gemäuer rundum ist auch sein Gesicht. Trotz der siebzig

Jahre klettert er noch rüstig über steinerne Stufen und ungefüge Felsblöcke.

Dieser Burggeist spricht mehrere Sprachen, darunter auch deutsch. Er hat es sich aus früherer Zeit bewahrt, da er noch wanderlustig durch die Lande zog. Wenn nun die Vergangenheit aus ihm plaudert, so ist viel Wunderliches dabei. Er erzählt von Rittern ohne Furcht und Tadel, von Königen, die hier Zuflucht suchten, von glänzenden Hofzeiten, von rauhem Raubrittertum, von Aufbruch und Niedergang, von Aufwiegelung, Tyrannei, Mord und Totschlag...

Dabei schweift unser Blick über die wechselvolle Landschaft rundum. Von dieser Höhe aus bietet sich eine prachtvolle Rundschau.

Tief unten brausen gischtschäumend die wilden Fluten des Dunajec. Wie ein langer schmaler Spiegel wirft das strudelnde Wasser die Sonnenstrahlen zurück. Dicht am Ufer sind Flößer bei der Arbeit und fügen mit blitzenden Axthieben Baumstämme aneinander, die sich von hier oben wie Streichhölzer ausnehmen. Aus dem Grün des allmählich ansteigenden Waldes leuchten weitere gefällte und entrindete Stämme. Sie liegen durcheinander wie von einem Wirbelwind geknickte Halme.

Dieses jenseitige Ufer ist schon slowakisch. Die Schleife des Dunajec bildet die Grenze des Generalgouvernements.

Von einer ähnlichen Anhöhe wie unsere Felsenklippe grüßt Schloß Niedzica, ebenfalls ursprünglich eine deutsche Ritterburg, herüber. Ein plumper eckiger Bergfried nickt dem deutschen Burgnachbarn zu. Sie waren später oft bittere Feinde im Verlaufe der Jahrhunderte. Die Geschichte der Gegenwart hat sie wieder zu Freunden gemacht. Sie hätten es in ihren alten Tagen wohl kaum noch für möglich gehalten...

Durch die Mauerluken blicken wir nach Westen auf gesegnetes Wald- und Wiesenland. Dort läuft das Tal nach Neumarkt aus, von den Höhenzügen der Beskiden umkränzt.

Vom Süden herüber schimmern die Schneespitzen der Tatra. Dieses ferne Leuchten lockt wie nach einem goldenen Reif zu fassen. Vermessenes Verlangen...!

Hätten wir auch die Arme eines Riesen, wir könnten die glitzernde Pracht dort an der Himmelsgrenze dennoch niemals greifen!

Aus jenen lichtvollen Höhen sprudeln die vielen Quellen, die ihre Strahlenbündel zum Dunajec ergießen. Im Sturmesschritt trägt er den Fackelschein an der Kalkklippe von Czorsztyn vorüber durch die Schlünde der Pieninenfelsen, deren erste bizarre Spitzen den Rundblick zur Linken schließen.

Diese Pieninen gehören zu dem schönsten Teil der Karpaten. Es ist nur ein kurzes gedrungenes Gebirgsstück, das der Dunajec auf einer zehn Kilometer

langen Strecke durchbricht. Vor dem gewaltigen Tatramassiv nimmt es sich wie ein verwegenes Felsennest aus.

Auf seinem wilden Lauf zur Weichsel hinunter stieß der Dunajec mit seinen zahlreichen Quellflüssen aus den Tatratälern an unserer Kalkklippe vorbei auf diesen Bergzug.

In kühnem Durchbruch bahnt er sich mit vielen Windungen und durch tiefe Schluchten seinen Weg. Schäumend stürzt er über die Stromschnellen talwärts. Immer den Glanz der Sonne im Nacken.

Von dort drüben, der slowakischen Grenzbrücke aus, beginnt im Faltboot oder in breiten, plumpen Goralenbooten, die aus einem Stamm gehöhlt sind, die Fahrt durch die Pieninen-Stromenge.

Zwischen steilaufragenden Kalksteinwänden, spitzen Felsgipfeln auf der einen und üppigen Waldhängen auf der anderen Seite schießen die Boote dahin. Mitunter scheint der reißende Fluß in den Felsen zu verschwinden. Im letzten Augenblick erst biegt der Lauf im scharfen Winkel nach rechts oder links ab. Immer neue fantastische Felsformen tauchen auf. Ununterbrochen wechselt das Uferbild. Bei der Fülle der Wendungen verliert der Fremde leicht jede Orientierung, was nicht zu verwundern ist, da der Fluß innerhalb dieses zehn Kilometer langen Durchbruches sieben größere und zahlreiche kleinere Windungen durchtost, während die Luftlinie vom Eintritt des Dunajec in die Pieninen bis zum Ausfluß kaum drei Kilometer mißt.

Den Höhepunkt der Fahrt bildet etwa das Schlußbild der kaleidoskopartig wechselnden Szenerie.

Mehrere hundert Meter hoch steigt die Felsnadel der Sokolica empor, deren schimmernde Kalksteinwände nach dem Fluß zu unnahbar abfallen. Dazwischen und über ihren Rücken schieben sich vorwitzig Waldstreifen, die am steilen Abgrund ihr jähes Ende finden. Unter der sonnenhellen Wand strömt das Schimmern des Flusses im offenen Tal von Szczawnica aus.

Die Sage deutet den Feuerweg des Dunajec auf ihre Weise.Eine Königin habe, vor den Tataren fliehend, die ihr schon dicht auf den Fersen waren, in höchster Not ihren Gürtel hingeworfen. Im gleichen Augenblick habe, wie ein silbernes Band sich windend, der Dunajec zu schäumen begonnen und die wilden Verfolger aufgehalten.

Die Tataren hätten jedoch in ihrer Verwegenheit bald den reißenden Strom durchschritten und die Verfolgung wieder aufgenommen.

Nun habe die Königin ihren Stab fortgeworfen und ein mächtiger Wald wäre auf der Stelle emporgewachsen. Auch er habe aber die verfolgenden Horden nicht aufhalten können.

In diesem Augenblick ärgster Bedrängnis warf die Königin ihre Krone vom

Haupt — ein riesiger Gebirgszug entstand in majestätischer Pracht, die Tatra, und rettete jene Königin.

So raunt die Sage rund um Czorsztyn. Was uns aber nun erzählt wird, soll sich in Wahrheit ereignet haben. Es ist die Geschichte vom fliegenden Mönch, der damit Gott versuchte und deshalb mit dem Teufel im Bunde gewesen sein soll.

Ja — er kam in der Tat, zu einer Zeit, da hier eben erst seit dem Jahre 1000 den Menschen die christliche Gottesfurcht beigebracht worden war, auf den verwegenen Gedanken, zu fliegen wie die Vögel unterm blauen Himmelszelt. Welch ungeheuerliches Unterfangen, dem Herrn im Fleisch näher sein zu wollen, als im stillen Gebet der Klosterklause!

Dieser Diener Gottes mußte wahrhaft höllisch besessen sein. Denn er ließ nicht ab von solchem gotteslästerlichen Beginnen. Immer toller peinigten ihn die bösen Geister. Sie gaben ihm sogar den frevelhaften Gedanken des Baues einer Gleitflugvorrichtung ein.

Ein rechtes Teufelswerk!

Doch nicht genug damit, eines Tages schleppte sich der Mönch mit diesem verrückten Flügelgestänge die Czorsztynklippe hinauf und versuchte seinen Fuß in den Himmel zu setzen.

Er schlug dabei nicht garstig auf die Nase, und die Herren Ritter hatten gar frommen Grund zum Lachen.

Der Teufel ließ diesen Mönch aber nicht mehr los. Jener versuchte es immer wieder. Und auf einmal geschah das Unfaßbare — der Mönch flog.

Er schwebte von der Klippe und hing — potzhöllenelement! — in der Luft, ohne abzustürzen und sich das Genick zu brechen. Die das Gaukelspiel des Teufels mit ansahen, denen quollen vor Staunen und Furcht schier die Augäpfel aus den Höhlen.

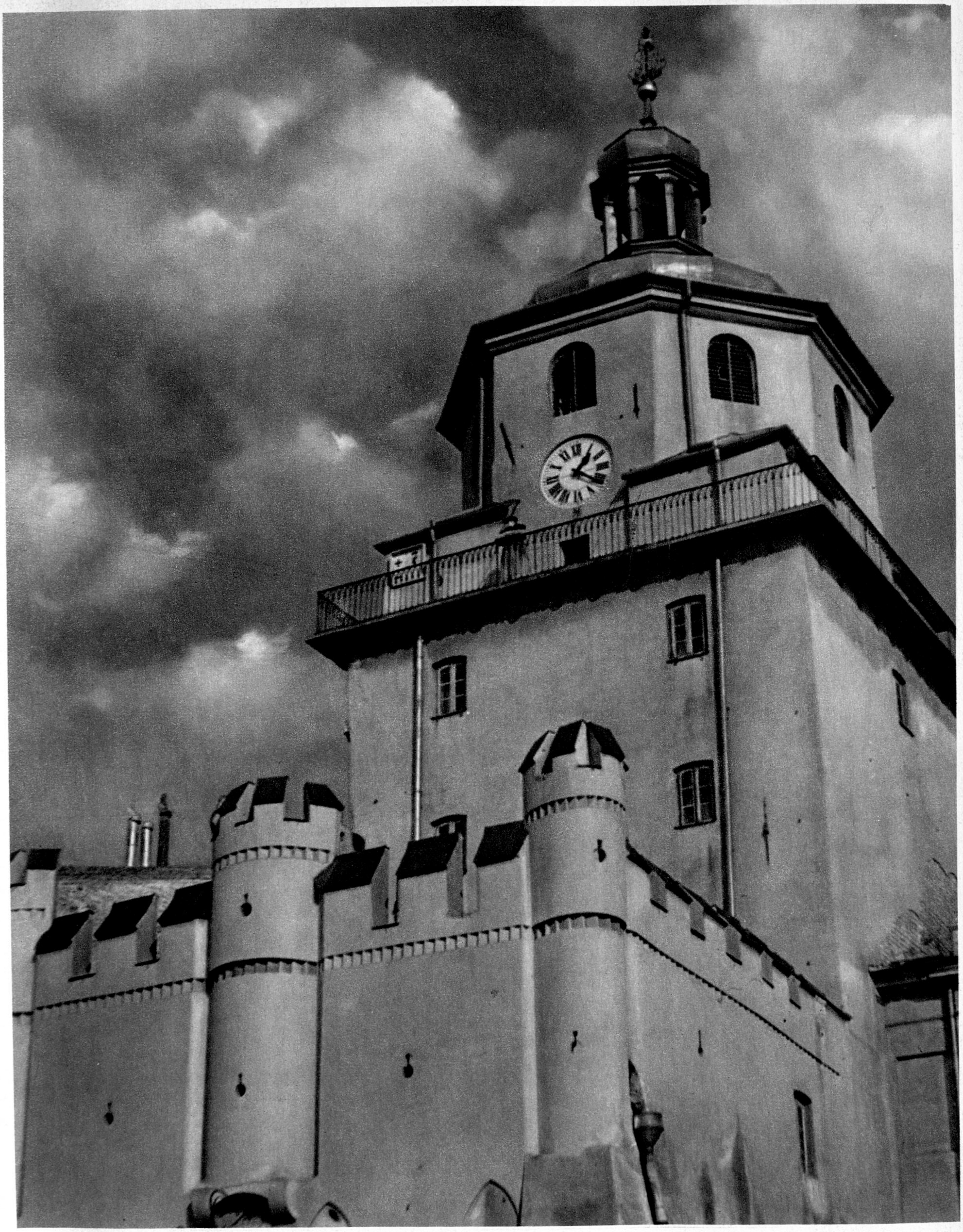
Andere fielen auf die Knie und schlugen Kreuze.

Nur der Mönch fiel nicht auf die Erde zurück. Ein günstiger Wind trug ihn über den Dunajec hinweg zum Tatramassiv hinüber. Dort soll er am Meerauge auch glücklich gelandet sein.

Es war aber sein Pech, auf die Erde zurückgekehrt zu sein. Die wollte von solchen Teufeleien noch nichts wissen.

Die Kirche hielt das Ganze nach wie vor für einen Gottesfrevel, ja Höllenzauber und zog den abtrünnigen Jünger seines Herrn zur allerchristlichsten Rechenschaft.

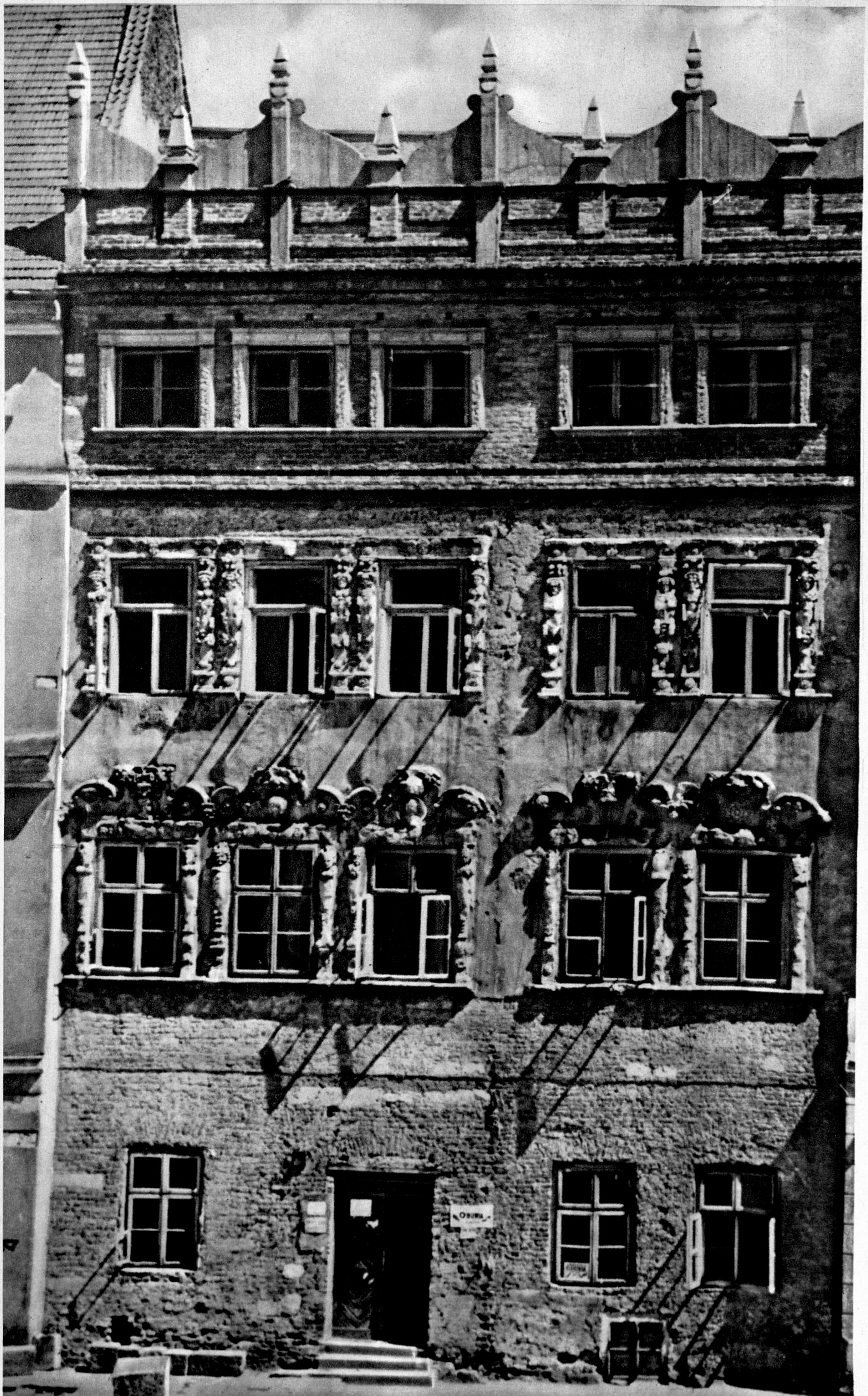
Er wurde vor ein geistliches Gericht gestellt, das in der Zips zusammengetreten sein soll. Danach mußte er nach solchem selbstgefälligen Vorschuß auf die Himmelsseligkeit für den Rest seines irdischen Lebens hinter dicken Kloster-



ALTES DEUTSCHES BOLLWERK DER DISTRIKTSHAUPTSTADT LUBLIN. DAS KRAKAUER TOR

B L I C K   A U F   D I E   D E U T S C H E   A L T S T A D T   ...

DEUTSCHE ORDNUNGSMASSNAHMEN SCHUFEN DEN ADOLF-HITLER-PLATZ IN LUBLIN



PATRIZIE
HAUS A
DEUTSCHE
MARKT VO
ALT LUBL

mauern büßerische Einkehr halten. Sein Teufelsspielzeug wurde den Flammen übergeben.

Das ist nun eine freie Nacherzählung unserer Feder. Es sollen aber Chroniken vorhanden sein, die über diesen mutigen Flugpionier näheren Aufschluß geben könnten. Bisher waren sie jedoch nicht aufzustöbern.

Immerhin sind wir bei unseren Nachforschungen auf eine zweite Episode früher Flugversuche in diesem Raume gestoßen. Das heißt, eigentlich handelt es sich hier mehr um Fluchtversuche. Das soll nun aber wieder eine Sage sein. Ihr Schauplatz liegt von Czorsztyn aus gesehen ein gutes Stück weiter nördlich in Wiesnietsch, südlich von Bochnia.

Gefangene Tataren mußten hier beim Bau der Burg Zwangsarbeit leisten. Unter ihnen befand sich auch der „edle Mirsa“, ein Tatarenfürst, der mit seinem Schicksal aus naheliegenden Gründen gar nicht zufrieden war und den Kopf immer voller eigentümlicher Gedanken hatte.

Alles Trachten ging danach, aus der Gefangenschaft wieder zu entfliehen. Aber wie?

So kam er auf den Gedanken, ihr einfach — zu entfliegen.

Er konstruierte insgeheim sich und seinen Genossen eine Art Flugvorrichtung und eines schönen Tages soll es ihm gelungen sein, auf diese geräuschlose Weise davonzuschweben.

Einer seiner Genossen machte jedoch unterwegs „Bruch“. Der „edle Mirsa“ brachte es nicht über das Herz, seinen Kumpan in Stich zu lassen. Er ging ebenfalls nieder, um die Vorrichtung wieder zu reparieren.

Das sollte beider Verhängnis sein, denn die aufsehenerregende Flucht hatte zwar zunächst verblüfft (auch hier mußte wohl der Teufel irgendwie seine Hände mit im Spiel haben...!). Dann aber meinte man, daß die schweren Körper doch wieder irgendwo auf die Erde plumpsen müßten und verfolgte sie auf jagenden Pferden.

So wurden die beiden „Notgelandeten“ eingeholt und der unnachsichtlichen irdischen Gerechtigkeit übergeben.

Was mit den anderen Genossen geschehen ist, ob sie etwa den ersten Rekord im Langstreckenflug aufgestellt haben, darüber schweigt sich die Sage aus. An den „edlen Mirsa“ und seine hochfliegenden Gedanken aber erinnert noch heute ein altersschwacher Gedenkstein.

Funkelnder Tanzsaal unter der Erde

Auch Kirchen und Seen unter Tage — Im Märchenreich glitzernder Kristalle — Kronleuchter und Statuen aus Salz — Der deutsche Salzgraf von Krakau

In den Stadtbüchern Krakaus herrscht im 16. Jahrhundert der deutsche Name Hans Boner vor. Immer wieder taucht er im Zusammenhang mit Maßnahmen und Entscheidungen auf, die zur Förderung der Stadt getroffen worden sind. Des öfteren wird er auch als der Salzgraf bezeichnet.

Aus der Rheinpfalz war Hans Boner nach Krakau gekommen. Sein Schaffensdrang und seine Pionierleistung ließen in bald zu Macht und Recht gelangen. Er war ein Freund Jakob Fuggers und trat auch in dessen Fußstapfen. So gründete er vor dreieinhalb Jahrhunderten die Handelsgesellschaft „Boner und Genossen", die sich unter seiner unermüdlichen Initiative rasch entwickelte. U. a. erwarb er sich in den nur 15 Kilometer südöstlich von Krakau gelegenen Salzgruben von Wieliczka Schürfrechte. Noch heute gibt es dort den Bonerschacht.

Dieses Salzbergwerk am Fuße der nördlichen Karpatenausläufer dürfte mit 150 km Stollenlänge das größte der Welt sein. Es ist durch Meeresablagerung entstanden. Darauf lassen die organischen Reste von Seeigeln und Korallen im Steinsalz und Ton schließen. In seiner Gesamtheit gehört dieses Salzvorkommen zu dem Salzgebirge, das südwestlich von Krakau beginnt und sich in einer Länge von 445 km, sowie einer mittleren Breite von 20 km in östlicher Richtung mit mehr oder weniger tauben Zwischenmitteln durchwachsen bis nach Rumänien erstreckt. Welch ein gewaltiger, unterirdischer Gebirgszug!

Die Anfänge des Bergbaus bei Wieliczka gehen nach beglaubigten Urkunden über Privilegien bis in das elfte Jahrhundert zurück. Neben den polnischen Königen waren vor allem durch Schenkungen die Klöster Nutznießer des Abbaus. Im Jahre 1136 nimmt Papst Innozenz II. in einer überlieferten Bulle auf die Salzgewinnung in Wieliczka Bezug.

Die Salzlagerung umfaßt drei Schichten, die nach Osten und Westen wellenförmig verflachen. In der obersten Lage stößt man auf das aus groben Kristallkörnern bestehende Grünsalz. Darunter lagert in länglichen, kleinen Kristallen das Spizasalz, wahrscheinlich nach den Grubenarbeitern aus Spiz so benannt,

die es zuerst gewonnen haben, während die unterste Schicht in etwa fünf Meter Stärke das 99 prozentige reine Szybiker Salz enthält. Eine durchsichtige Abart des letzteren, das sogenannte Perlsalz, ist im Handel bis nach Holland und England gelangt. Aus ihm stellte man einmal Uhren, Kreuze und Andenkenanhängsel her.

Im Förderschacht gleiten wir in die Tiefe. Der klackernde Schein der Karbidlampen huscht an den Wänden hinunter. Er ist uns immer einige Meter voraus. Früher wurde man an einem Seil in die Tiefe gelassen. Im Gedenken an solche Höllenfahrt trug sich der Wagemutige zunächst in ein Buch ein. Vielleicht sollte er auch vorher sein Testament machen.
Dann wurde ihm ein weißes Leinenhemd übergezogen. Es schützte ihn vor Salzstaub und triefender Feuchtigkeit.
Wie in einem mittelalterlichen Folterstuhl hockte er sich schließlich in einen mit Armgurten gesicherten Sessel, während er mit den Händen das Seil umklammerte. Das geschah alles in gespenstisch flackerndem Fackelschein. Während Knappen den senkrechten Fall des Seiles mit Stäben regulierten, begann der Rutsch in die Tiefe. Er dauerte nur wenige Minuten und mag manchen doch wie eine Ewigkeit erschienen sein.
Ich für meinen Teil wäre allerdings — wenn schon — auch lieber auf solche abenteuerliche Art in die flammende Hölle gefahren. Man nötigte mich jedoch als modernen Mitteleuropäer des Zwanzigsten Jahrhunderts höflich, aber bestimmt in den Förderschacht. Die Fahrt wurde dennoch zu einem einzigartigen Erlebnis.
Schon etwa 50 Meter unter Tage beginnt das Flimmern des Salzgebirges; es reicht bis in eine Tiefe von 300, in den benachbarten Gruben von Bochnia sogar bis 428 Meter.
Ein unterirdisches Märchenreich nimmt uns auf.
Wir treten in riesige, funkelnde Kammern. Im Lichtschein glitzern die Wände. Bis zu 36 Meter Höhe wächst das kristallene Schimmern über unsere Häupter hinweg. Schlanke Pfeiler stützen die gigantischen Gewölbe, deren größtes sich zu einer Halle, ja — einem Saal weitet. Glühlampenketten lassen den unterirdischen Palast in schillernden Farben aufleuchten. Kristallsäulen tragen die flammende Decke, von der schwere Salzlüster herabhängen. Ihr Glanz bricht sich tausendfach in den gekanteten Flächen. Selbst eine Galerie für das Orchester der festlichen Veranstaltungen, die hier unter der Erde in den Jahrhunderten stattgefunden haben, wurde in Salz gehauen. Auch eine Theke fehlt nicht, wohl die einzigste Salz-Theke der Welt.
Überall stößt man in den etwa siebzig Kammern, die durch ein Labyrinth von

gleißenden Gängen miteinander verbunden sind, auf Statuen, Säulen und Kronleuchter aus Salz. Geschickte Hände der Grubenarbeiter haben manche geglückte Form zustande gebracht. Es mögen auch namenlose Künstler darunter gewesen sein.
Das Wertvollste enthält die in Salz gemeißelte Antoniuskapelle im ersten Stock. Am Eingang erstrahlt ein großes Erlöserkreuz. Unser Grubenlicht geistert über die hohen schlanken Salzarme.
Im Innern der Kapelle tritt uns aus einem mächtigen Salzblock heraus eine lebensgroße Statue König August II. entgegen. Es ist eine seltsame Begegnung — hier unter Tage und doch in zitterndem Licht. Fast möchte man ihm die Hand reichen, diesem zur Salzsäule erstarrten König. Aber sie wäre kalt, wie sein Körper, aus dem seit langer, langer Zeit alles Leben gewichen ist. Nur in seinen Augen, scheint mir, lichtert es fort.

In diesem Märchenreich aus Feuer und Glas befindet sich auch ein 60 Meter langer, 34 Meter breiter und sieben Meter tiefer See, der „Przykos". Über seine grüne schimmernde Fläche schlängeln sich im Widerspiel zu Wänden und Decke die Lichtbogen der elektrischen Birnen. Früher waren es Lampions; doch hier hat einmal die sonst so nüchterne Erleuchtung des Zwanzigsten Jahrhunderts der einstigen Romantik bunt schaukelnder Papierlaternen nichts zu nehmen vermocht. Es ist ein endloses Band irrlichternder Ketten, das sich kreuz und quer durch den weiten Raum und über den trügerisch blanken Fußboden zieht. Und darf man ihn schon nicht betreten, so faßt man doch einmal kurz hinein in die lockende Spiegelung. Fast erschreckt fährt man zurück, denn ein helles Zittern und Kreisen springt rundum im kristallenen Gewölbe und gleitet über unsere Gesichter. Strahlenbündel einer unterirdischen Sonne blenden uns, denn die am Himmel hat hier ewige Nachtschicht.
Das sind die Wunder der seit Jahrhunderten in das Salzgebirge getriebenen Gänge und Kammern. Unter uns aber hämmert der Alltag. Wir schreiten in die Abbaustollen hinein. Die glatten Wände schimmern hier wie grauer silbriger Samt. Der Gang ist übermannshoch. Von ihm zweigen Quer- und Nebenstrecken ab.
Von vorn rollt uns dumpfer Donner entgegen. Grelle Lichter blitzen auf. Der elektrische Grubenzug der eisernen Loren schüttert an uns vorüber, vollbeladen mit glitzernden Kristallen.
Die wunderreiche Wanderung unter Tage führt uns schließlich bis an eine der Abbaustellen vor. Weithin rattert das stoßende Stampfen der Maschinen. Grauer flitternder Staub wirbelt uns entgegen. Wir schmecken es auf den Lippen — es ist Salz.

Brocken liegen abgesplittert zu unseren Füßen. Flinke Fäuste fassen zu und verladen sie nach rascher Sortierung entweder für den Mahl- oder den Siedeprozeß.
Vorn bohrt sich erneut pfeifend der Preßlufthammer in das glänzende Gestein. Die nächste Sprengung wird vorbereitet.
Die wieder über zweitausend Mann zählende Belegschaft arbeitet in drei Schichten. Unter deutscher Führung ist bereits am 2. Oktober 1939 die Förderung aufgenommen worden. Der polnische Staat hatte die Salzbergwerke Hals über Kopf stillgelegt. Unter der deutschen Regie der Generaldirektion der Monopole hat das Lied der Arbeit auch in diesem Teil des Generalgouvernements rasch in vollen Akkorden eingesetzt.

Einer der ersten deutschen Pioniere war aber auch hier der deutsche Salzgraf von Krakau. In dem gotischen Bauwerk der Krakauer Marienkirche lehnt in der Stille geheiligter Kapellenabgeschiedenheit die Gedenktafel seines Erben, des Neffen Severin Boners. Die Strahlen der Sonne, die schräg durch das schlanke Spitzbogenfenster fallen, streifen die ritterliche, in ewige Züge gemeißelte Gestalt. Ist nicht auf ihrem silbrigen Bart und der blanken Rüstung der gleiche Glanz, wie ihn die kristallenen Grotten von Wieliczka in unsere Augen gefunkelt haben...?

Der Pionier von Drwalew

Ortsgruppenleiter der NSDAP. im Kolonialeinsatz des Ostens bewährt — Ein Beispiel von vielen

Würden sie sich an einem Ort wohl fühlen, wo es von Ratten und Mäusen nur so wimmelt?

Oh — ich sehe schon Ihr entsetztes Gesicht und wollte Sie keineswegs erschrekken. Aber so etwas gibt es nun mal im Generalgouvernement. Und das sozusagen in Reinkultur nicht allzuweit von der Millionenstadt Warschau entfernt. Doch das ist noch nicht alles.

Ich muß ihnen sogar gestehen — ich habe mich in diesem Ort dennoch wohl gefühlt!

Jetzt rücken Sie unwillkürlich ein Stück ab von mir. Dabei wette ich, wären Sie mit von der Partie gewesen, es hätte Ihnen in Drwalew ebenso gefallen!

Drwalew ist nicht etwa das schmutzigste polnische Dorf, wie Sie gewiß aus der wimmelnden Rattenfülle schließen möchten. Nein, das hieße diesem Polendorf mehr Ehre antun, als sie auch den übrigen zukäme.

Es war auch nicht das Dorf, dem unser Besuch galt, und das sich ebenso lang und breit wie sein Name in die eintönige Flachheit der Landschaft einfügt — nein, wir ließen die kleinen, windschiefen Katen unbeachtet und kurvten über die holprige Straße in eine Torfahrt ein, die uns inmitten so typisch polnischer Umgebung eine Insel gepflegter Kultur erschloß.

Fast glaubten wir unseren Augen nicht trauen zu können!

Statt schmutzigbrauner Felder umgibt uns plötzlich ein grüner Parkteppich. Zwischen den Bäumen schimmert ein schmuckes Schlößchen hindurch. Über saubere Wege fahren wir am Fuße der Freitreppe vor, über die herab uns herzliche deutsche Gastlichkeit empfängt. Würde mir nicht eben kräftig die Rechte zum Gruß geschüttelt, hätte ich nach der Trostlosigkeit der Fahrt glauben mögen, nun begänne ein Märchen...

Und die vielen Mäuse und Ratten sind gewiß lauter verzauberte Prinzessinnen und Prinzen... höre ich Sie schon scherzhaft dazwischen rufen. Unter uns — diese Mäuschen waren wirklich entzückend; aber — wie ich auch im Hexenmeisterlexikon kramte — ich fand die Zauberformel nicht mehr, sie in ebenso allerliebste Wunschprinzessinnen zurückzuverwandeln.

Später hätte ich in der Tat fast gemeint, in die Küche eines Hexenmeisters geraten zu sein.
Da standen Glasflaschen gefüllt mit geheimnisvollen Säften, lagen allerlei blitzende Geräte und Röhren neben Büchern mit rätselhaften Kurven, Zahlen- und Zeichenreihen, und füllten einen weiteren Raum riesige Kessel, an deren Rand man nur über Leitern gelangen konnte.
Diese Hexenmeisterküche war jedoch unromantisch betrachtet ein schlichtes Laboratorium, in dem für die Herstellung von Impfstoffen höchst sachliche Untersuchungen vorgenommen werden.
Hier züchtet man Bakterien...
Als ob es in diesem morast- und stauberfüllten Lande nicht schon genug geben dürfte, wollen Sie gewiß einwenden.
Doch keine Angst — diese Bakterien dienen der Gesundheit, so paradox das auch für den Laien klingen mag. Wie man aber im Streit zwischen Gut und Böse nichts mit verbindlichem Quacksalbern erreicht, sondern eine Faust gegen die andere setzen muß, um das Schlechtere zu zwingen, ebenso toben im Körper des Menschen die Kämpfe um Sein oder Nichtsein. Jene Bakterien sind die Heerscharen, die im wütenden Schlachtengetümmel aufeinanderprallen, und auch in unseren Adern trägt nur der Stärkere den Sieg davon.
Gift kann nur durch Gegengift getilgt werden. Oder denken Sie an jene sprichwörtliche Gepflogenheit, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben.
Nun sind wir mitten hineingeraten in das Thema dieses Besuches.
Hier arbeitet die Außenstelle Drwalew des Serum-Institutes Warschau der Asid-Werkgemeinschaft Dessau.
Schon nach so kurzer Zeit intensivsten Aufbaues der deutschen Verwaltung leisten auch deutsche Wissenschaftler im äußersten Osten bereits wieder Pionierarbeit zum Segen der Menschheit.
Die Asid-Werkgemeinschaft Dessau hat mit in vorderster Front die Initiative ergriffen. Sie ist umsomehr dazu berufen, als sie allen finanziellen Gewinn ihrer Arbeit nicht in Dividende ausschüttet, sondern immer wieder den wissenschaftlichen Arbeiten und dem Ausbau des Gemeinschaftswerkes zugutekommen läßt.
Für das Serum-Institut in Warschau ist die Außenstelle Drwalew die „Rohstoffquelle". In diesem Zusammenhang stellen sich u. a. auch die sonst so verwünschten Mäuse und Ratten als überaus erwünschte Rohstofflieferanten vor. Sie kommen dieser Pflicht in ihren Kästen in quirlender Lebendigkeit nach.
Zweitausend Tierchen wimmeln in den hölzernen Behausungen, in die man von oben oder durch Gitter blickt, durcheinander.
Der Serumbetrieb der Außenstelle kommt im übertragenen Maßstab einem großen Gutsbetrieb gleich. Er umfaßt zweitausend preußische Morgen. In den

langgezogenen sauberen Ställen sind gegen 250 Pferde und sechshundert Hühner untergebracht. Sie beherbergen weiter in wechselnder Zahl bis eintausend Kleintiere. Der laufende Verbrauch beziffert sich auf etwa sechshundert Tiere.
Mit dreihundert Mutterschafen und zweihundert Lämmern verfügt Drwalew u. a. auch über die größte Schafzucht des Generalgouvernements. Selbst die fleißigen Bienen fehlen nicht.
Wir sind über das ausgedehnte Gelände und durch die Flucht der Ställe geschritten und waren überrascht über die Sauberkeit und Ordnung in dem riesigen Betrieb. Wir wissen aus früherer polnischer Gepflogenheit, daß es auch hier nicht immer so gewesen sein kann. Unsere Fragen werden bestätigend illustriert. Angesichts wohlig grunzender Schweine, meint der deutsche Verwalter lachend, daß das hier vorher wirklich eine regelrechte Schweinerei gewesen sei!
Von dem Schmutz ganz zu schweigen, ging es vor allem nach der Flucht der früher verantwortlichen Leitung verwaltungsmäßig drunter und drüber. Da galt es mit eiserner Faust zuzupacken.
Der deutsche Verwalter hat das Kunststück, in ein solches Chaos wieder Ordnung zu bringen, ja die Grundlagen für einen neuen Aufbau zu schaffen, auf sich allein gestellt, fertiggebracht.
Den Polen erscheint die Wandlung selber wie ein Wunder, obwohl es mit Zauberei am allerwenigsten zu tun hat.
Die Direktion der Asid-Werkgemeinschaft hatte vielmehr einen Praktiker, der von der Pike auf mit allen Arbeiten und Aufgaben der Werkgemeinschaft vertraut war, in diese Einsamkeit geschickt, in der Gewißheit, das ist ein ganzer Kerl, der schafft es.
Mit ihm hat sich aber vor allem auch ein Ortsgruppenleiter der NSDAP. im vordersten Pioniereinsatz des Ostens bestens bewährt. Er hat in den Jahren des Kampfes um die Macht im Reiche die nationalsozialistische Ortsgruppe im rötsten Stadtteil Dessaus geführt. Die alten Parteigenossen wissen, was das bedeutet, welchen Schneid, welche persönliche Opferbereitschaft, welche Tatkraft und Organisationsgabe diese Jahre erfordert haben, bis ebenso wie in dieser Dessauer Ortsgruppe über allen des Reiches die Hakenkreuzfahne des Sieges gehißt werden konnte. Jene Bewährung nationalsozialistischen Kämpfertums aber wird sich immer wieder und überall im Fronteinsatz behaupten. Wir erleben das millionenfach in diesem weltgeschichtlichen Lebenskampf unseres Volkes und finden es im Alltag eines schwierigen Kolonialeinsatzes nicht minder bestätigt. Dafür ist dieses Generalgouvernement nicht zuletzt ein Prüfstein und unser Pionier von Drwalew ein schlichtes Beispiel.
Vieles wäre noch anzuführen, das Bild des deutschen Aufbaues in Drwalew in hunderterlei Handgriffen eines Werktages zu ergänzen. Daß der Wind durch

die Dächer pfiff, war noch das kleinere Übel unter einer Fülle anderer. Sechzigtausend Zloty, d. s. 30000 RM mußten für die Wiederherstellung aufgewandt werden, so hatte — nur an einem Beispiel gesehen — polnische Verwaltung den Betrieb verlottern lassen.
Geputzte Fenster gehörten früher auch zu den Seltenheiten ländlich-polnischer Geruhsamkeit. Nun — inzwischen blitzen nicht nur die Scheiben spiegelblank, es ist auch neuer Glanz und Schwung in den Betrieb gekommen.
Widerwillen und Murren war bei den Polen die erste Reaktion. Der deutsche Verwalter aber hat sie durch das bessere Beispiel überzeugt, daß die Arbeit ja in einem gepflegten Stall viel flinker von der Hand geht als in einen Saustall. Sie hätten das früher kaum für möglich gehalten!
Ja, er hat sie sogar soweit bekommen, daß sie den vorbildlich eingerichteten An- und Auskleideraum, die Duschen und den Eßraum benutzen. Vorher sahen sie solche Einrichtungen ernsthaft für sündhaften Luxus an. Lieber löffelten sie ihr Essen ungewaschen und in einen Dreckwinkel hockend.
Jetzt schmeckt es ihnen noch einmal so gut!
Jenseits der Stallungen schließt sich die Heilpflanzenplantage an. Es ist die größte ganz Mitteleuropas. In ihrem Bereich gedeihen seltenste Pflanzen. Sie wollen gehegt und gepflegt sein! Man kann sich vorstellen, welcher Arbeitsaufwand für die ordnungsgemäße Unterhaltung einer solchen Plantage notwendig ist. Auch hier gilt es mit größerer Umsicht, manche Scharte der Vergangenheit wieder auszuwetzen.
Der Rundgang führt uns u. a. noch in ein nicht minder sauber hergerichtetes Haus nach dem Dorf zu. Hier unterhält die Außenstelle Drwalew einen Gesundheitsstützpunkt für die polnische Gefolgschaft und die umliegenden Ortschaften. Von Magentropfen bis zur Entbindungsstation ist für alle Alltagsfälle rascher ärztlicher Hilfe vorgesorgt.
Wir gehen durch den Park zurück zum Schloß, das uns im Nachmittagssonnenschein einladend entgegenleuchtet.
An einem ungefüg in Stein gehauenen, stark verwitterten Mönch vorbei gelangen wir an einen umfriedeten Parkflecken. Wir verweilen still grüßend vor den Kreuzen, in die Namen und Daten gefallener deutscher Soldaten des großen Krieges 1914—18 und des Polenfeldzuges vom September 1939 geschnitzt sind. Liebevolle Hände haben die Hügel mit Blumen geschmückt.

Als Pelzhändler im Osten...

Ein Telegramm kostet ein Vermögen — Die große Katastrophe — Schwankendes Minarett, grausige Himmelsuhr — Barfuß und im Hemd über Trümmer gehetzt — Im tiefsten Unglück über Nacht davongejagt — Neuer Anfang in Lemberg — Heimkehr in eisklirrender Weihnachtsnacht

Um das Haus an der Weichsel pfeift ein eisiger Wind.
Er kommt von den glitzernden Gipfeln der Tatra herunter und fegte über den schimmernden Beskidengürtel, daß der Schnee in Wolken aufstob.
Nun fängt er sich in der Krakauer Weichselmulde und wirft den Blumenstrauß des Winters an die Scheiben.
Die weißen Blüten funkeln im Kerzenglanz des Weihnachtsbaumes.
Es ist der zweite deutsche Lichterbaum, der uns hier im Generalgouvernement die Heimat in die Herzen strahlt.

Einer sitzt mitten unter uns, dessen Herz ist übervoll.
Heute vor einem Jahre kehrte er heim zu uns. Es war eine ähnliche stürmische und eisklirrende Nacht, da passierte er mit seiner fieberkranken Frau von Lemberg kommend, bei Przemysl den San-Grenzfluß.
Er ist der Älteste in unserem kleinem Kreise. An die Fünfzig. Sein Haar leuchtet aber immer noch tief schwarz, wie die Augen, die sinnend in den Schimmer der Lichter blicken.

In die feierliche Stille heult der Sturm.
Wir spüren den nahenden Ausbruch schwelender Stimmung und schweigen daher; ja, tuen so, als seien wir unabkömmlich mit unseren Punschgläsern beschäftigt.
In die Atempausen des Sturmes klirren Glas und Löffel.
Über das Gesicht unseres Ältesten zuckt es wie Wetterleuchten.
Wir wissen aus früheren Andeutungen, daß die Besinnung dieser weihnachtlichen Stunde nun bald ein schicksalerfülltes Leben aufdecken wird, ein Leben voller Kampf, Entsagung und dennoch ungebrochenen Glaubens, das Leben eines deutschen Ostmenschen, eines Stürmers, eines Pioniers, eines — Kameraden.

Es ist sonst nicht seine Art darüber zu sprechen. Nur Brocken warf er uns gelegentlich hin. Wollten wir mehr wissen, wurde er still.
Doch über jeden Menschen kommt einmal die Stunde des Erzählens. Dann wird das Innere aller äußeren Haltung übermächtig.
Am wenigsten haben wir uns dessen unterm Weihnachtsbaum zu schämen.
So begann unser Kamerad zu sprechen.
Wie aus weiter Ferne kamen zunächst die Worte. Sie tropften in den Raum, wie vor einem erlösenden Gewitterguß bis sich mehr und mehr die Fülle eines hochgestauten Stromes erschloß...

„Mit dem Ende fing es an.
Das war in jenem November 1918. Die Berge und Wälder meiner Heimat des herrlichen Sudetenlandes, sollten die Wunden heilen, die mir dieser Krieg in Albanien geschlagen hatte.
In Bad Liebwerda erreichte mich die Hiobsbotschaft des Verrats und Zusammenbruches.
Wir sprangen auf, unserer Verletzungen nicht achtend.
Wir waren Offiziere, die das nicht glauben konnten und wollten. Freilich gab es auch eine Reihe, die die schwarze, grausame nüchterne Schlagzeile der Reichenberger Zeitung weniger aufwühlte. In uns aber kochte es. Wir verließen das Lazarett. Was kümmerte uns noch ärztliches Gebot. So schnell wir nur konnten, strebten wir nach Reichenberg. Dort gab es in aller Eile noch Wichtigeres zu tun.
Jedenfalls für deutsche Soldaten...
Ihr versteht mich. Ich brauche das in diesem Kreise nicht näher zu erläutern.
Wir mußten jedenfalls früher da sein, als die Tschechen.
Ein paar handfeste Kerle haben so noch allerlei ins Reich hinüber gerettet. Verdient hat es ja der damalige Staat nicht; wir haben es trotzdem als Ehrensache angesehen.

Die Tschechen kamen dann auch schnell genug. Wir mußten demobilisieren und waren eigentlich noch mitten in Aktion begriffen. So blieben die rücksichtslosen Haussuchungen nicht aus.
Gewehrkolben donnern gegen die Tür. Dumpf hallen die Schläge durch den Hausflur zu mir herauf.
Verfluchte Schweinerei!
Einige Minuten später und das letzte staatswichtige Wertstück wäre über alle, jedenfalls über die bömischen Berge gewesen!
Wohin jetzt damit?

Das Stubenmädchen stürzt herein.
„Um Gotteswillen, die Tschechen sind unten!“
Als ob ich das nicht schon gemerkt hätte. Trotz des heiklen Augenblicks lag mir eine wenig höfliche Antwort auf der Zunge, so mehr für den Hausgebrauch; ich schluckte sie jedoch rasch hinunter... denn das Mädchen sprang plötzlich vor, griff nach der Verpackung auf den Tisch und huschte noch rechtzeitig durch eine Seitentür zur Küche hinaus, als auch schon hinter mir die Tschechen die Treppen heraufpolterten und die Tür aufrissen.
Sie fanden nichts mehr bei mir. Auch in der Küche — oder genauer bezeichnet — unter der Wasserleitung nicht.

Ich war ein Deutscher ohne Vaterland.
Aus meiner Heimatstadt mußte ich fliehen und wo ich sonst in die inzwischen ausgerufene Republik kam, fand ich keinen Boden mehr unter den Füßen. Ich war zu sehr Soldat geblieben, auch ohne Waffenrock.
Und während die anderen zunächst johlend auf dem herumtrampelten, was mir bisher heilig gewesen war, zog ich mich von Berlin nach Wien zurück.
Aber auch hier das gleiche Bild des Niederganges. Der Kampf schien umsonst gewesen zu sein, alle Opfer, aller Einsatz. In diesem Chaos fand ich mich nicht mehr zurecht; ich — ein Soldat!
Blickte ich nach schlafloser Nacht morgens in den Spiegel, so sah ich ein fremdes Gesicht. Ich wußte nicht mehr, daß ich es selbst war, der sich dort die Stoppeln von den Backen kratzte.
Ich trat aus den Ufern der Landschaft, die einmal meine Heimat gewesen war.
Das Schicksal schwemmte mich nach Polen ab.

Der Kamerad hält kurz inne im Erzählen.
Wir wundern uns wohl, über den unvermittelt dichterischen Anflug unseres Ältesten. Doch es war uns schon einmal aufgefallen; wenn er in besinnlichen Augenblicken so von innen heraus sprach, hatten sich mitunter klingende Sätze geformt, die das Gegenteil von seiner sonst so wortkargen und trockenen Art gewesen waren.
Manche Menschen stecken so voller Gegensätze.

„Typisch war meine erste Bekanntschaft mit Polen“, fährt unser Kamerad fort. „So typisch, daß ich mich bald angewidert abwandte.
Ich hatte mir vor dem Kriege schon einen bescheidenen Namen als Pelzfachmann erworben. Hier wollte ich wieder anknüpfen.

Der soeben neugeborene polnische Staat hatte die Absicht, seinen naturgegebenen Fellanfall durch eine eigene Lederindustrie auszuwerten. Die vorhandenen Fachkenntnisse reichten nicht aus, also bediente man sich, wie schon so oft in der Vergangenheit, der sonst so verhaßten Deutschen.

In einem der flachen, schmucklosen Hotelbauten von Stryj empfängt mich der polnische Arbeitsminister.
Er hat längst über mich die erforderlichen Erkundigungen eingeholt und möchte sich diesen Heimatlosen nun seinen so gewinnversprechenden Geschäften auf die höflichste, aber zugleich auch billigste Weise nutzbar machen.
Ein polnischer Wortschwall überstürzt mich wie ein Wasserfall.
Er wirkt auf mich jedoch gleich einer kalten Dusche, obwohl der Herr Arbeitsminister in den rosigsten und wärmsten Farben malt.
Unpersönlich betrachtet, war er ein Meistermaler, soweit es jedenfalls die Technik betraf, denn man glaubte die herrlichsten Bilder vor sich zu sehen; doch griff man zu, so faßte man ins Leere.
Ich mußte so bei mir denken: Im Berliner Wintergarten wäre dieser Mann eine Attraktion...
Mich aber hatten die letzten Ereignisse zu stark ernüchtert. Ich erkannte ebenso klar — hier sprach einer viel und sagte doch wenig; hier versprach einer noch mehr und würde noch weniger halten.
Solche Geschäfte waren nicht nach meinem Geschmack, wo der eine versuchte, das Fell dem andern über die Ohren zu ziehen, anstatt es nach reellen kaufmännischen Grundsätzen an den Mann zu bringen und der andere mit gleichem Atemzuge die höllische Lust verspürte, jenem hinwiederum das Fell einmal ordentlich zu gerben.
Ich wurde deutlich.
Der Herr Arbeitsminister fror zusehends ein.
Ich empfahl mich mit dem frivolen Gedanken, wenn das nur eines Tages oder Nachts keinen Wasserrohrbruch gibt!

Polen waren mir zu frostig; mich verschlug es in den Orient hinunter.
Über Siebenbürgen kam ich nach Rumänien. Das malerische Bukarest nahm mich mit seinen schimmernden Kirchen und Dächern auf.
Ich hatte einen bestimmten Auftrag in der Tasche, d. h. ihn in diese sichere Versenkung zu bringen, war eigentlich erst meine Aufgabe.
Einer der zählbar gewordenen Freunde hatte sich aus dem Reiche meiner erinnert. So sollte ich nun für ein Fellsyndikat fünfzig bis achzig Waggon Schaffelle aufkaufen. Hier waren noch Rohhäute zu haben. In den Magazinen lager-

ten sie vom Kriege her zu hohen Bergen gestapelt. Das hatte zwar ihre Qualität beeinträchtigt, doch — haben oder nicht haben, war hier die ausschlaggebendere Frage.

In jenen Tagen begann mein Kampf gegen das Judentum, offen und versteckt, mit allen Mitteln, dafür wurde mir der Osten eine harte Lehre.

Die damalige rumänische Regierung stellte höchst dreiste Forderungen.

Der Hintergrund war jedoch zu offenbar. Man hatte an einen Verkauf an das ohnmächtige Deutschland kein Interesse. Noch glaubte man bessere Geschäfte machen zu können. Ohne uns.

Ich hatte aber meinerseits keine Veranlassung, auf die übermäßigen Forderungen einzugehen, denn ein täglicher privater Telegrammdienst unterrichtete mich von Hamburg und Leipzig über die neueste Markt- und Preislage. Ich konnte warten.

Ein kleiner buckeliger Ministerialdirigent machte zwischendurch — wahrscheinlich, weil in seine Tasche anteilmäßig interessiert — den kühnen Vorschlag, eine halbe Million Lewa zu hinterlegen, er würde die Waggons unter soldatischer Bewachung bis an die Grenze dirigieren. So unter der Hand versteht sich.

Ein sauberer Plan für ein unsauberes Geschäft.

Ich hätte obendrein gewiß noch das Nachsehen gehabt. Das hatte man sich so gedacht, Geld da lassen und dann jenseits der Grenze ohne Möglichkeit eines gesetzlichen Eingriffes auf den nächsten Mondwechsel zu warten!

Ich pfiff auf diesen Plan, aber — noch lange nicht auf dem letzten Loch.

Eines Tages jedoch wurden die Herren der rumänischen Regierung plötzlich lebhaft.

Ein Wagen fuhr vor meinem Hotel vor. Ich wurde gebeten, doch möglichst bald in das Ministerium zu kommen. Der tschechische Delegierte holte mich höchst persönlich ab.

Ausgerechnet...!

Ich witterte Morgenluft, ich meine — es war ja auch noch am frühen Vormittag.

Noch während des Einsteigens stürzt der Hotelboy hinter mir her. Soeben sei ein Telegramm für mich eingetroffen. Der kleine Kerl reicht es mir atemlos und dienstbeflissen.

Ich stecke es gleichmütig in die Rocktasche. Mein regierungsamtliches Gegenüber kann sich teils aus menschlicher, teils aus dienstlicher Neugier die damit verbundene Frage nicht verkneifen (er trug übrigens auch einen Klemmer), ob ich denn nicht lieber nachsehen wolle; es könnte doch etwas Wichtiges darin stehen.

„Ach lassen sie nur! Ich pflege das immer so zu tun. Diese Methode regt mich

weniger auf, als die sonst gebräuchliche“, entgegne ich mit dem ruhigsten Tonfall der Welt. (In Wahrheit brannte mir das Telegramm nur so in der Rocktasche!)
Mein Gegenüber schüttelte leicht den Kopf. Es mag vielleicht auch die Erschütterung des Wagens schuld gewesen sein. Der Klemmer vibrierte nervös nach.

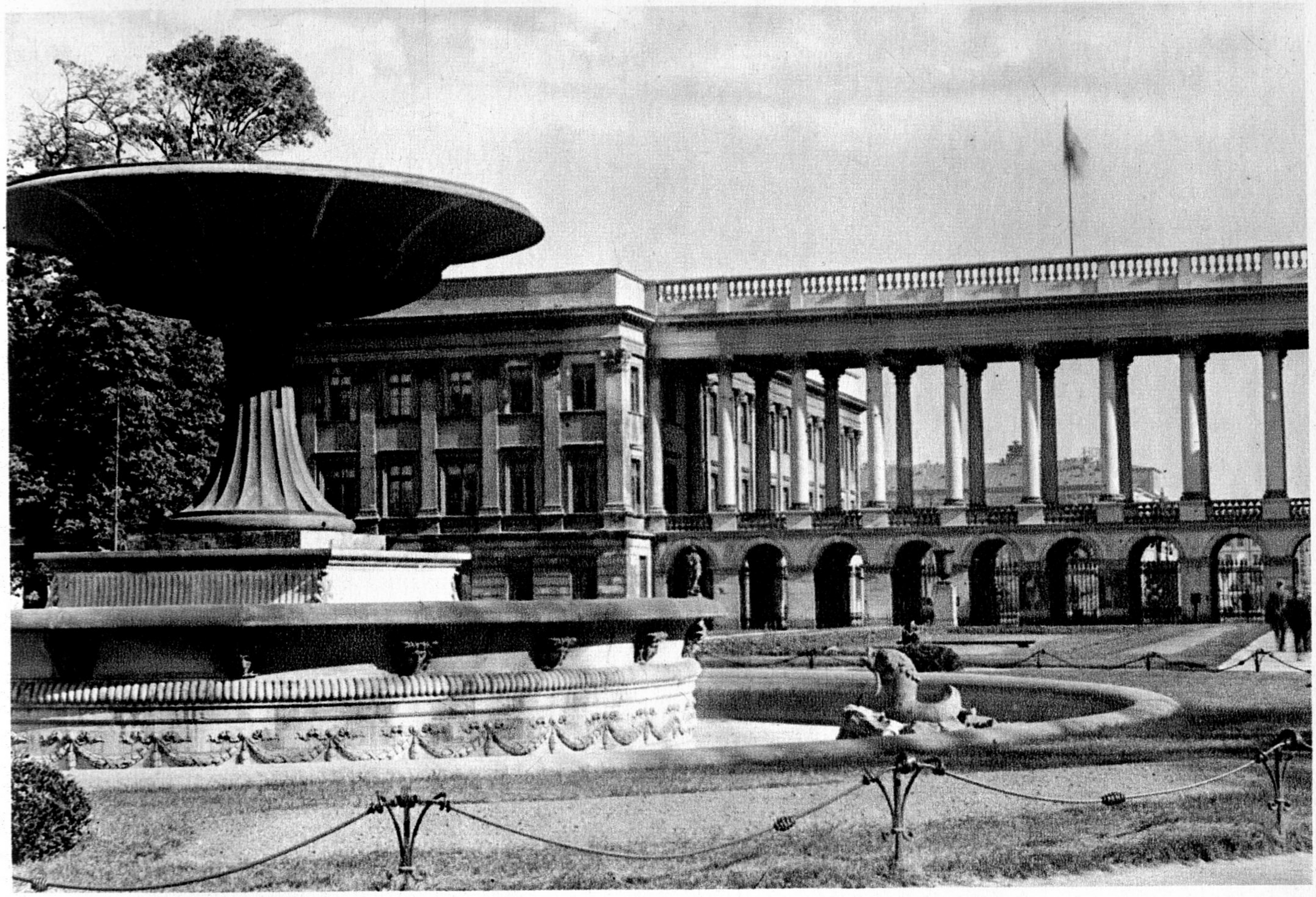
Im rumänischen Ministerium hatte ich endlich an einem gewissen stillen Ort Gelegenheit, die Telegrammzeilen rasch zu überfliegen.
Sie entschieden meine spätere Haltung, bzw. ohne ihre Kenntnis hätte ich falsch gehandelt.
Die rumänische Regierung wollte plötzlich die Schaffelle verkaufen, sogar zu angemesseneren Preisen als bisher. Sie waren jedoch immer noch eine Unverschämtheit, verglichen mit meiner telegraphischen Information, denn die Marktpreise hatten einen rapiden Purzelbaum geschossen. Mit weiterem Absinken war stündlich zu rechnen.
Ich blieb der ruhigste Mann dieser Konferenz; ich lehnte ab.
Das ließ einige Köpfe in Siedehitze geraten. Um so kälter for ich ein.
Man versuchte es immer wieder, mich umzustimmen; ich aber machte die gleichgültigste Miene solchem südöstlich erregten Verhandlungsverlauf gegenüber, obwohl mir dieses Telegramm ein Vermögen an Provision unter den Fingern hatte zerrinnen lassen.
Als ich Bukarest wieder den Rücken kehrte, befand sich weder ein erfüllter Auftrag noch Geld in meinen Taschen. Meine Faust zerknüllte nur ein Stück Papier.
Es war das Telegramm.

Der Sprecher nimmt einen tiefen Schluck aus dem dampfenden Punschglas.
So als müßte er noch jene Enttäuschung hinunterspülen.
Sie hatte nicht nur Geld, sie hatte auch Nerven gekostet.
Als hätte er meine Gedanken erraten, blickt er mich unvermittelt an...
„Unterkriegen...? Nein, niemals!“ stößt er hart hervor. „Wenn das nicht geklappt hatte, dann mußte eben wo anders angefangen werden.
So versuchte ich mein Glück in Philippopel,“ kramt er wieder in seiner Erinnerung. „In dieser herrlichen Bergstadt, inmitten der Maritzaebene, sollte ich meinem erschütterndsten Erlebnis begegnen. Doch davon später. Zunächst hieß es, das Notwendigste zum Leben zu verdienen.
Mit kleinen Fellgeschäften fing ich an. Kommissionsaufträge aus Prag und der Schweiz halfen mir auf die Beine. Schließlich langte es zur Übernahme einer bescheidenen Lederfabrik. Fabrik ist eigentlich schon zu viel behauptet.

Immerhin gelang es mir schrittweise über die einfache Lohfärberei hinaus allmählich Fell- und Pelzverarbeitungen aufzunehmen.
Mit dem Augenblick, da ich jedoch als Konkurrenz auf den Plan erschien, ließ der zunächst freundnachbarliche Jude seine Maske fallen.
Oha, der Deutsche wird uns unbequem! Lächerliches Unterfangen!
Dem juckt wohl das Fell! So meinten sie unter schadenfrohem Augenaufschlagen.
Ich war unter neun Judenfirmen das einzige christliche Unternehmen.
Ich habe diesen Kampf dennoch aufgenommen. Auf jener Seite wurde er falsch, hinterlistig und skrupellos geführt; von mir aus ehrlich, offen und zäh.
Nicht Gemeinheit, sondern Willenskraft und Leistung sollten siegen.
Das erzählt sich jetzt so leicht; es war aber ein Kampf auf Leben und Tod und das Ende bitter."
Unser Kamerad hält kurz inne, wie um sich erneut zu sammeln. Er erzählt jetzt rascher und unterstreicht manchen Satz mit etwas unbeholfenen eckigen Gebärden.
„Ich mußte sehr bald erkennen, daß die Juden in Bulgarien damals die Marktlage vollkommen beherrschten. Sie diktierten die Preise und verstanden es, durch ein ausgeklügeltes System Schwankungen ganz nach ihrem Belieben hervorzurufen, so daß jeder Europäer, der ihnen in das Gehege kommen wollte, früher oder später über ihren verbrecherischen Manipulationen das Genick brechen mußte.
Man gab mir das auch unmißverständlich zu verstehen. Ich aber sagte mir aus einem mir angeborenen Trotz heraus: Die Flinte ins Korn werfen? Nein, nun gerade nicht, ihr Schweinehunde!
Aber wie —? Über die damalige Regierung war nichts zu machen; sie steuerte allzu getreulich im Brackwasser jüdischer Mischpoke. Dieses Fundament hatten sich die Israeliten längst gründlich ergraben und damit zugleich untergraben.
In diesem Kampfe blieb man in diesem Lande auf sich selbst gestellt.
Ich habe ihnen gegenüber geblufft, wie sie mich glaubten hinters Licht zu führen.
Den einfachen Bulgaren gewann ich mir jedoch mit Ehrlichkeit.
Wenn Mitte Dezember der Fellverkauf begann, so ging ich selbst von Schlächter zu Schlächter und sprach mit ihnen offen. Ich schoß ihnen zunächst 50% des Kaufpreises vor, der endgültige Preis sollte jeweils Ostern festgelegt und ausgezahlt werden.
Auf anderer Basis hätte ich nie ins Geschäft kommen können. Dadurch aber, daß ich auf solider Grundlage aufbaute und auch meine Abmachungen prompt einhielt, gewann ich das Vertrauen der Bulgaren, zumal sie von den Juden bei allem Geldgeklimper oft genug hineingelegt wurden.

WARSCHAUS BEDEUTENDE KIRCHENBAUWERKE BLIEBEN VOM BOMBARDEMENT VERSCHONT

PALAIS BRÜHL IN WARSCHAU, DIENSTSITZ DES GOUVERNEURS



DER SÄCHSISCHE GARTEN IN WARSCHAU

DRESDEN ODER WARSCHAU? PORTAL-AUSSCHNITT AM DEUTSCHEN BAROCKBAU
WARSCHAUS, DEM PALAIS BRÜHL, DAS SÄCHSISCHE BAUMEISTER GESCHAFFEN HAB

„Der Deutsche ist ein anständiger Kerl, dem verkaufe ich lieber!" so und ähnlich bekamen die Juden meine Taktik zu spüren.
Darüber stieg ihnen das Blut in die Galle und sie keiften über mich her, was es an böswilliger Verleumdung nur geben kann. Den einfachen Bulgaren aber überzeugte auf die Dauer die Haltung des anständigen deutschen Kaufmannes. Das war ein Erfolg, auf den ich heute noch stolz bin!
Wenn er später wieder zunichte werden sollte, dann eben deshalb, weil das Judenpack nicht eher ruhte, bis sie diesen deutschen Störenfried wieder ausgemerzt hatten.
Sie haben es mit größeren Geldmitteln auf dem hinterhältigen Wege der Bestechung versucht. Sie bissen immer wieder auf Granit. Sie ließen ihre staatlichen und sonstigen Verbindungen spielen und schafften es doch erst nach einer Katastrophe, vor der kein Mensch auf dieser Welt sicher ist; sie für ihre schmutzigen Geschäftszwecke auszunutzen, das war gerade eines angeblich „auserwählten Volkes" wenig würdig.
Ich blieb aber noch eine gute Weile hart. Sehr zum Ärger jener Profitclique. Wie sie es in der Hand hatten und anstellten, auch Dinge zu erfahren, die ihnen von mir aus verborgen gehalten wurden, läßt folgende Begebenheit erkennen.

Ich hatte von einer Schweizer und einer Hamburger Firma den Auftrag erhalten, auf den Balkan Ziegenfelle einzukaufen. Die Schweizer legten auf allerbeste Qualität, die Hamburger auf mindere Ware wert. Das Zusammenfallen der beiden Wünsche war für mich ein großer Glücksumstand. Ich konnte mit einem Aufkauf sozusagen zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, da sich die Aufträge in sachlicher Hinsicht einander ergänzten.
Gegenüber dem marktbeherrschenden Judentum mußte mit größter Geschicklichkeit vorgegangen werden. Die konnten mir sonst vorzeitig das Geschäft verpatzen.
Ich tarnte diesen Ziegenfellaufkauf, tauchte wie ein Geist plötzlich hier und dort auf und war auch schon wieder verschwunden. Der jeweilige Posten Ziegenfelle allerdings mit.
Die Bulgaren verkauften nur zu gern an mich; sie hielten dicht.
Um so nervöser wurde die ganze Judenschaft. Sie haben es dann doch noch herausbekommen und mir damit die Suppe versalzen.
Obwohl ich vorsichtshalber die beiden Warentransporte verschiedenen Speditionsfirmen übertrug und die Transporte bis Prag ohne endgültige Bestimmungsadresse liefen, haben sie die Speditionsfirmen für ein angemessenes Sonderhonorar von der „anderen Seite" verständigt und es fertig gebracht,

die Transporte zu vertauschen, so daß die Schweiz die mindere und Hamburg die bessere Lieferung erhielt.
Auf diese infame Weise rächten sich die Juden leider erfolgreich an mir, denn die beiden Firmen hatte ich als Kunden verloren."

Rundum im Kreise fallen einige unweihnachtliche Ausdrücke.
Der Erzähler winkt flüchtig ab: „Ich habe mich schon noch einige Zeit durchgebissen. Immer, wenn die Not am ärgsten war, hatte ich auch einen rettenden Einfall. Noch half ich mir ein paar Mal über den Berg. Ich durfte mich nicht kleinkriegen lassen.
So stand ich immer, einer gegen neun Judenfirmen.
Wohl waren sie mir an Geld und Machtmitteln überlegen, aber nicht an Können.
Nächtelang laborierte ich in meiner kleinen Fabrik.
Immer neue Versuche stellte ich an, und meine Mühe wurde belohnt.
Ich brachte Imitationen zustande, die in ihrer Vollkommenheit verblüfften und mir einen gediegenen Absatz sicherten.
So kaufte ich z. B. in Konstantinopel billigst Hundefelle auf und brachte Imitationen heraus, die das Entzücken der Frauen hervorriefen. Und das kam meinem Geschäft zu gute.
Wie ich auf die Hundeidee gekommen bin?
Ja — in Konstantinopel laufen die Hunde wild und in ganzen Rudeln herum, da für den Islam der Hund ein heiliges Tier ist. Er darf nicht getötet werden, im Gegenteil man hegt und pflegt ihn bis — ja, bis die Hundeplage in gewissen Zeitabständen zu stark wird, dann streuen nachts Giftkolonnen Strichnin und die Hundeleichen häufen sich zu Bergen.
Man kann sie billig kaufen. Und das ist für einen tüchtigen Fellfachmann Anreiz genug, auch das scheinbar Unmöglichste möglich zu machen.
Freilich mit dem Einfall allein war es nicht getan. Es mußte dann erst wochenlang laboriert werden, bis eine verkaufsfähige Imitation geschafft war. Dabei konnte noch manches schief gehen. Dann war die Pleite um so größer.
Meine Fahrten in den Orient verhalfen mir eines Tages noch auf einen weiteren Gedanken, d. h. ein kleiner Zufall aus Hamburg spielte auch noch eine Rolle dabei.
Die orientalischen Frauen trugen damals u. a. kurze Jacken, die mit einem rauhen blauholzgefärbten Seehundfell verbrämt waren. Der Zufall fügte es also, daß ich aus Hamburg ein billiges Angebot von minderen Seehundfellen erhielt, mit denen man nichts Rechtes mehr anzufangen wußte.
Hier hakte ich ein. Mensch, da läßt sich vielleicht etwas machen!
Es waren zwar gegenüber jenen orientalischen Seehundfellen erstens keine

rauhen und zweitens abfallend schlechte Posten; doch man sollte es über den Weg einer Imitation versuchen...
Ich wagte es. Allerdings ließ ich mir nur einen kleinen Posten aus Hamburg schicken. Zu mehr reichte es auch nicht. Außerdem — es war eine kitzliche Sache!
Drei Tage und Nächte schloß ich mich in meinem Fabrikwinkel von aller Welt ab.
Ich habe probiert, gegerbt, gemixt; ich sah aus verschmiert, beklext, verdreckt.
Das Gerben gelang schließlich. Aber die Blauholzfärbung! Damit fiel und stand das Geschäft.
Immer wieder versuchte ich es. Ich war schon nahe daran, es doch als aussichtslos aufzugeben, da — hielt ich plötzlich die gewünschte Blauholzfärbung in den dreckigen, verklebten Händen.
Es war geglückt!
Nun ging es an die Produktion. Vor allem mußte der größere Restbestand des Hamburger Lagers aufgekauft werden. Ich fieberte auf die Ankunft des Transportes.
Es ging ein schmales schlichtes Schreiben ein... In Beantwortung Ihres vom soundsovielten müssen wir ihnen leider mitteilen, daß der Restbestand inzwischen anderweitig verkauft worden ist...
Hochachtungsvoll und ergebenst...
Von der orientalischen Seite liefen indessen aus Konstantinopel die Bestellungen ein.
Zunächst hatte man die Imitationen höchst mißtrauisch aufgenommen.
Sie waren eben doch nicht angerauht. Die lieben Frauen gaben aber auch hier den Ausschlag. Ihnen gefiel die neue Pelzverbrämung.
Sofort waren auch die gestrengen Kaufleute umgestimmt und ich erhielt Bestellungen über Bestellungen.
Aber ich konnte nicht mehr liefern...!

„Und dann kam die große Katastrophe...!"
Unser Ältester holt tief Atem, als müsse er jetzt einen besonderen Anlauf nehmen.
Fast krampfhaft verschränkt er seine vergilbten Hände.
Wir wagen nicht mehr mit den Löffeln zu klappern.
„...die große Katastrophe!" hebt er wieder an. „Das war genau am 14. März des Jahres 1928 abends neun Uhr.
Ich hatte am Nachmittag noch einem bulgarischen Großkaufmann mit einem größeren Geldbetrag ausgeholfen, da die Banken schon geschlossen hatten.
Es war ein besonders heißer Tag geworden. Nicht nur die Sonne drückte außergewöhnlich, auch der Erde schien eine unheimliche Hitze zu entströmen.

Die Straßen waren fast menschenleer, als ich mich von dem bulgarischen Geschäftsfreund verabschiedete, der für die vertrauensvolle Gefälligkeit besonders höfliche und verbindliche Worte fand.
Ich fühlte mich hundeelend und schlich mehr nach Hause, als ich gehen konnte. Es war ein nie gekanntes dumpfes Empfinden. Fast drehte sich mir alles im Kopf.
Meine Frau bemühte sich besorgt um mich. Der Fiebermesser zeigte eine Temperatur von 39 Grad. Ich wurde schnellstens in das Bett gebracht und bin auch dann bald in einen unruhvollen Schlaf gefallen.
Meine Frau legte sich an diesem Abend nach solcher liebevollen Wartung ebenfalls verhältnismäßig früh schlafen.
Indessen war es in dem Zimmer schier noch unerträglicher als draußen, obwohl meine Frau die Fenster weit geöffnet hatte.
Ein großer Teil der Einwohnerschaft Philippopels zog es auch vor, in den großen Gartenanlagen Zuflucht zu suchen. Es war sowieso etwa die Zeit des allgemeinen Bummelns.
Das sollte das Glück Tausender sein!

Plötzlich erwache ich. Irgend ein heftiger Schlag hat mich getroffen. Oder war es ein Fall?
Donner — ich liege neben dem Bett und alles um mich herum dröhnt und schwankt.
Ist es das Fieber oder was ist los mit mir?!
Da stürzt auch schon schreiend meine Frau zur Tür herein:
„Gott im Himmel! Ein Erdbeben!"
Ich richte mich taumelnd auf. Um mich bricht und berstet es.
Der Mörtel prasselt von den Wänden. Kalk stäubt von der Decke.
Die Bilder schaukeln, von unsichtbarer Hand in Schwung gebracht. Das große Gemälde schlägt auf mein Bett. Der schwere Rahmen splittert spröde in Stücke.
Draußen tobt ein fürchterlicher Sturm. Er schlägt die Fensterflügel zusammen. Scherben klirren in die Diele.
Der Himmel hat sich aschfahl überzogen. Wolkensträhnen hängen zur Erde. Der Sturm zersaust und zerfetzt sie. Und aus der Tiefe schüttert, gurgelt und dröhnt es.
Das Haus zittert am steinernen Leibe.
Ich packe meine Frau. Im Hemd und barfuß tasten wir uns durch die dämmrigen und in allen Fugen krachenden Räume.
Im Flur reiße ich noch rasch zwei Röcke von der schwankenden Garderobe. Dann hasten wir die Treppen hinunter, die sich jeden Augenblick zu lösen drohen.

Ich trage meine Frau mehr, als sie überhaupt noch laufen kann. Der Schweiß bricht aus allen Poren.
Da ist die Haustür. Der Sturm hat sie zugeschlagen. Ich drücke. Sie öffnet sich nicht. Verschlossen war sie nicht. Das hatte ich schon bemerkt. Also klemmte sie. Durch die Erschütterungen mußte sich der Türrahmen verzogen haben.
Meine Frau hält sich an der Mauer. Ich wuchte mein ganzes Körpergewicht gegen die widerspenstige Tür. Sie gibt kaum nach.
Immer wieder springe ich gegen sie an. Es geht um das nackte Leben.
Endlich splittert der Holzrahmen. Ich fasse meine Frau und reiße sie durch den gesprengten Flügel. Sie klammert sich einer Ohnmacht nahe an mich.
Hinter uns stürzt das Treppenhaus zusammen.
Ohrenbetäubendes Krachen hetzt uns auf die Straße, die schon von Trümmern übersät ist.
Zum Glück fühle ich in meiner rechten Rocktasche ein Paar Handschuhe. Die stülpe ich meiner Frau über die Füße, sodaß sie nun einigermaßen laufen kann.
Rundum bröckeln die Häuser. Lange Risse und Spalten öffnen sich. Ganze Fronten kippen weiter vorn auf die Straße und begraben alles Leben unter sich.
Neben uns kracht ein Balkon auf das Pflaster. Staubwolken hüllen uns ein. Man kann kaum noch atmen.
Über Trümmer und Leichen stolpern wir zur Seite.
Unter uns rumort es, wie in einem Hexenkessel. Die Erde zittert und brüllt.
Dachziegel fallen wie Regentropfen vom Himmel. Das knattert gleich ununterbrochenem Maschinengewehrfeuer.
Wenn das unterirdische Grollen und Dröhnen einmal jäh abbricht und der jaulende Wind für Atemzüge verschnauft, hört man vom Bahnhof her heftige Explosionen.
In dieser Richtung färbt sich der Himmel rötlich.
Mit uns taumeln weitere Menschen gleich uns mit schreckerfüllten Augen durch die Straßen, irgendwo einen Schutz suchend. Über Trümmer und Geröll ist kaum noch vorwärts zu kommen.
Vor uns taucht der riesige Hund des Nachbarfleischers auf. Ich zucke zusammen und will ihm schnellstens aus dem Wege springen, denn er ist als bissiges, anfälliges Tier bekannt. Er hat sich von der Kette losgerissen. Sie rasselt hinter ihm her.
Unsanft reiße ich meine Frau zur Seite.
Doch das Hundevieh zittert am ganzen Körper und kuscht sich kläglich winselnd vor uns. Die großen blöden Augen stieren uns angsterfüllt an.
Der Hund will uns nicht mehr vom Leibe. Er legt sich uns immer wieder zitternd in den Weg.

Ich muß ihn mit einem Fußtritt abdrängen. Denn ein neuer Erdstoß erschüttert die Häuser.
Wieder prasseln Fronten und Giebel hernieder.
Wir haben uns an einen freien Platz vorgearbeitet. Uns gegenüber ragt eine Moschee auf. Auch sie ist schon zum guten Teil zu einem Trümmerhaufen zusammengerüttelt.
In dem Augenblick, da ich hinübersehe, beginnt das hohe schlanke Minarett zu schwanken. Wie der Perpendikel einer riesigen Uhr pendelt es am Himmel hin und her.
Es ist ein unheimliches Bild, das sich dort gegen den dunkelnden Abendhimmel abhebt.
Bei aller Gefahr vermag ich mich von dem Anblick nicht loszureißen, bis das Minarett nach links zu weit ausschlägt und absackt.
Mir war es, als hätte mein Herz im Rythmus seiner Schwingungen geschlagen und nun sei es mit dieser grausigen Himmelsuhr stehengeblieben.
Da fühlte ich die zitternde Wärme meiner Frau, die neben mir, aus ihrer Ohnmacht erwachend, die Augen aufschlug und stöhnte. Das rief mich zum Leben zurück, das uns noch in dieser Hölle vergönnt war.
Hier in der Nähe mußten Holzschuppen sein. Die würden, wenn überhaupt noch etwas, am ehesten einigen Schutz gewähren.
Ich arbeitete mich durch den Tumult weiter vor. Verstärkt mußte ich auf den Boden achten, der immer wieder ins Schwanken geriet und nun auch aufriß. Es öffneten sich jäh Spalten bis zu fünfzig, sechzig und hundert Meter Tiefe. Das Grundwasser quoll gurgelnd hoch.
Vom Hof eines Schlächters her brüllte eine Büffelkuh in ihrer Todesangst. Ich hatte sie am Tage noch auf dem Hof angebunden gesehen. Wahrscheinlich war inzwischen die Erde abgesunken und das Wasser hatte die Fläche überschwemmt, denn es strudelte schon aus dem Treppenhaus auf die Straße heraus, während sich das Mauerwerk langsam nach hintenüber neigte.
Nun schwamm die Büffelkuh wohl verzweifelt und konnte nicht los, wir ihr aber auch nicht helfen. Denn unaufhörlich kam das grausame Heulen der Erde wieder und schwoll zum fürchterlichsten Getöse an.

Die Dämmerung verdichtet sich. Mir schlägt etwas Warmes in das Gesicht. Es prallt an meiner Stirn ab und zu Boden.
Beim Weiterhasten spüre ich es mit meinen nackten Füßen, es war ein Vogel.
Wie gespenstische Schatten heben sich jetzt die zerfetzten Häuserfronten gegen fernen Flammenschein ab.
Rundum bietet sich ein grauenhaftes Bild der Verwüstung.

Ein Beispiel, das wir später sahen, sei als bezeichnend für die Wucht dieses Erdbebens eingeschaltet. Ein tiefer Brunnen, der stets voll Wasser war, hatte sich bis an den Rand mit Erde selbst wieder geschlossen.
Noch heute kann ich mir nicht erklären, wie solche präzise Vernichtungsarbeit überhaupt möglich gewesen ist!
Wir finden schließlich die Holzschuppen und waren nicht die einzigen, die diesen rettenden Gedanken gehabt hatten.
Zwischen Kisten und Ballen hockten da notdürftig bekleidete, zitternde Gestalten. Die Frauen schrien und jammerten, Männer weinten wie Kinder. Andere beteten zu den verschiedensten Göttern, von denen sie sich sichtbar verlassen fühlten. Sie rutschten am Boden und flehten um Erbarmen.
Nur wenige hatten ihre Nerven noch einigermaßen zusammen. Sie versuchten zu beruhigen, richteten zwischen den Kisten behelfsmäßige Lager ein, wagten sich immer wieder in das dröhnende Chaos hinaus, um hier und da noch Kleidungsstücke und Lebensmittel zu holen, wo noch etwas zu holen war.
Mir gelang es in der Nachbarschaft, in einem halb zerstrümmerten Geschäft Kaffee aufzustöbern.
Eine andere Nachbarsfrau, die wacker in ihrer Behausung aushielt und der es mir besonders peinlich war, barfuß im Hemd gegenübertreten zu müssen, weil sie zu meinem Kundenkreis zählte, überhörte in diesem Augenblick noch lächelnd, da rundum das Meiste in Trümmer stürzte, mein entschuldigendes Stammeln und reichte mir wortlos Hosen und Rock ihres Mannes.
Ich zog beides rasch über und eilte mit dem Kaffee und einigen Töpfen zu den Schuppen zurück.
Hier waren indessen zwei Frühgeburten erfolgt.
Eine Hebamme oder ein Arzt befand sich nicht unter unserem Häuflein. So legten wir selber helfend Hand an, so gut wie wir es eben konnten.
Jemand kochte irgendwie Kaffee. Wir reichten ihn den wimmernden Frauen. Das warme Getränk stärkte.
Die beiden winzigen Kinder betteten wir in Kisten. Neues Leben quäkte aus ihren kleinen Leibern, während rundum Tausende unter Trümmern begraben wurden.

Das Erdbeben tobte bis spät in die Nacht hinein. Es hatte Philippopel zum zweiten Male fast völlig zerstört.
Schon im Jahre 1818 richtete ein großes Erdbeben grauenhafte Zerstörungen an.
Der neue Tag deckte auch diesmal eine verwüstete Stadt auf. Es würde zu weit führen, euch das alles schildern zu wollen. Wir jedenfalls waren in unserem

Bretterwinkel mit dem Leben davongekommen. Mehr war uns aber auch nicht geblieben; denn unsere Wohnung, meine Fabrik — ich fand sie unter den Trümmern kaum wieder. Alles war verloren.
Lediglich ein paar verbrannte Felle wurden später hervorgebuddelt.
Wie ich noch so auf die Stätte meiner mühevollen Arbeit der letzten Jahre und der restlosen Verwüstung starre, nähert sich mir ein reitender Bote. Ich hatte ihn gar nicht bemerkt. Er mußte sein Pferd auch äußerst vorsichtig über die Brocken und Mauerstücke zügeln.
Unvermittelt reißt mich lautes Wiehern dicht neben mir aus der Resignation. Die Stimme eines Tieres nach diesem grausamen Lärm der Vernichtung in vergangener Nacht, der die Ohren nahezu taub gemacht hatte?
Verwundert blicke ich auf.
Da spricht mich auch schon der Bote an. Ich traue kaum den Worten, die in mich hineinklingen, wie ein feierliches Ostergeläut.
Es war ein Bote jenes Kaufmanns, dem ich am Nachmittag vorher mit einem größeren Geldbetrag ausgeholfen hatte. Er schickte mir ihn jetzt zurück, weil ich das Geld nun doch wohl selbst dringend benötigen würde.
Es war nicht die Summe, die mich wieder an Wunder glauben ließ; vielmehr die Ehrlichkeit dieses Bulgaren, der selbst in der größten Not noch an den deutschen Freund gedacht hatte.
Es gab noch Menschen über diesen Trümmern...!

Es waren aber auch Bestien am Leben geblieben. Sie tragen zwar von Geburt an ein entstelltes Menschenantlitz, aber sie leben. Und das zumeist auf Kosten ihrer lieben Mitmenschen. Aasgeier der Menschheit.
Ich war durch die Naturkatastrophe mit meinem Unternehmen am Ende. Das genügte jener Judenclique noch nicht.
Allenthalben war die Trommel der Barmherzigkeit für die vom Erdbeben Betroffenen gerührt worden. Auch in der damaligen Tschechoslowakei. Ich wußte, daß auch die Deutschböhmen daheim trotz ihrer Not so manches Scherflein beigesteuert hatten. Mir aber wurde auch nicht ein Lewa für einen neuen Anfang ausgehändigt.
Ich habe bei höchsten Stellen vorgesprochen. Man zuckte nur bedauernd die Achseln. Das Unglück sei groß, die Spenden reichten nur für die dringlichsten Maßnahmen usw.
Ich spürte auf Schritt und Tritt: Hier waren meine alten Freunde, die Juden, am unsichtbaren Werk. Nicht genug, daß ich am Boden lag, sie wollten mich endgültig ausbrennen. So folgte die größte Gemeinheit, deren in solcher Situation wohl nur ein Jude fähig sein kann...

Kurz darauf erreichte mich eine Depesche. Ich möchte sofort in das Ministerium kommen.
Der Neffe des Herrn Arbeitsministers empfängt mich. Ich ahnte nichts Gutes, denn ich wußte, dieses Konsortium war mit meinen ärgsten Feinden versponnen. Nach der Versicherung persönlicher Sympathie und betonter Anerkennung für das, was ich in all den Jahren für Bulgarien Gutes getan habe, wurde mir mit dem liebenswürdigsten Lächeln in der Welt erklärt, daß mein Unternehmen ihnen nicht in den Kram passe. Ich hätte binnen 24 Stunden das Land zu verlassen, andernfalls...
Damals brachte ich nur zwei Worte über die Lippen und die wohl auch noch unverständlich...
Vielleicht hat sie der andere auch nachsichtig überhört.
Ich raffte verbittert meine paar Habseligkeiten zusammen und verließ noch in der gleichen Nacht mit meiner Frau dieses Land, für das ich ein gutes Stück Leben umsonst gearbeitet hatte".

Wir blicken erschüttert auf unseren Kameraden. Der aber verzieht keine Miene. Nur in seinen Augen ist ein stahlharter Glanz.
„Ja — und was dann?" stellt er selbst die Frage, die uns allen auf der Zunge liegt.
„Irgendwo mußte ich ja neu anfangen. In der Heimat?
Nein, zu ihr fand ich damals noch nicht zurück. Es war noch nicht an der Zeit. Im Osten wollte ich bleiben. Bei aller Enttäuschung aus einer tieferen Anhänglichkeit heraus.
So ließ ich mich mit meiner Frau in Lemberg nieder, das damals ja noch zu Polen gehörte. Ohne einen Knopf Geld begann ich ein neues Unternehmen aufzubauen.
Und wenn ihr mich fragt wie? So kann ich darauf gar nicht einmal eine stichhaltige Antwort geben. Ihr wißt ja, wie es uns Deutschen geht. Einfach aus dem unstillbaren Schaffensdrang heraus bauten wir auf.
Nicht immer oder nur allein das Geld gibt den Ausschlag, unsere Arbeit, unser Können sind beständigere Werte.
So hatte auch ich wieder Mut gefaßt. Zu mir selbst, zu meiner Arbeit.
Diese Saat trägt stets Frucht, wo es auch immer in der Welt sei!
Am 29. September des Jahres 1929 hatte ich in Lemberg angefangen. Schon drei Monate später besaß ich wieder einen Fabriksaal, zwar noch bescheiden, doch ich rappelte mich langsam hoch.
Zunächst war ich Handlanger, Gehilfe und Meister in einer Person. Schließlich hatte ich aber auch wieder Hilfskräfte und die Zahl der Arbeiter vermehrte sich mit der Zahl der Aufträge.

In diesem Augenblick meldeten sich auch meine Feinde wieder — die Juden. Sie waren hier aus dem gleichen Holz geschnitten, wie in Bulgarien. Der verdammte Deutsche wurde ihnen eine gefährliche Konkurrenz.
Das hieß — Kampf bis aufs „Leipziger Messer", ein für einen Pelzfabrikanten bekanntlich unentbehrliches Handwerkzeug.
Ich erhielt in Lemberg bald den Ruf des größten Judenhassers, obwohl ich selbst nichts weiter tat, als mich meiner Haut zu wehren. In den letzten Jahren war ich dementsprechend als „Hitlerjünger" verschrieen.
Auf den Leib rückten sie mir dennoch nicht. Dazu waren sie zu feige.
Der polnische Staat? Ja, der hätte mich wohl auch lieber zum Teufel gejagt. Er hat mir ein paar mal zu verstehen gegeben, doch innerhalb 24 Stunden zu verschwinden. Ich hielt mich nicht daran und so kamen wir bis auf die Jahre der politischen Hochspannung und Entscheidung schlecht und recht miteinander aus.
Eine sichere Position war das freilich nie!
Dabei versuchte ich immer wieder mit positiven Vorschlägen der polnischen Pelzindustrie weiter auf die Beine zu helfen. Ich reichte sie bei der Lemberger Industrie- und Handelskammer ein, erhielt aber nie eine Antwort. Nicht einmal ein Dankeschön!
Die Denkschriften verschwanden in der Versenkung, um plötzlich doch voll akzeptiert, aber dann als polnisches geistiges Eigentum verwirklicht zu werden. Zuerst protestierte ich noch; später war ich es vom polnischen Staat nicht mehr anders gewöhnt.
In jener Zeit ging mir ein Riesenvermögen verloren, nur weil ich nicht rechtzeitig und genügend zupacken konnte.
Auf der Leipziger Messe bot mir ein Großhändler 2000 Persianer an, die verdorben waren. Er meinte zuversichtlich zu mir, vielleicht können sie daraus etwas machen. Mein Geld reichte aber höchstens für fünfzig. Aus diesem „Geschäft" konnte also nichts werden.
Eines der Felle hatte ich mir aus Fachinteresse mit nach Lemberg genommen. Dort ergab eine spätere Untersuchung, daß die Felle gesund, nur durch Verlagerung verdorben und bei richtiger Behandlung zu retten wären. Diese Erkenntnis half aber mir und auch anderen nichts mehr.
Die 2000 Persianer waren inzwischen endgültig verschütt gegangen.
Aber auch sonst mußte man mit allen Wassern gewaschen sein! Beobachtete ich doch einmal beim Felleinkauf ein Gaunerstückchen, das garnicht schlecht eingefädelt war.
Ich sortierte die guten Felle, die ich kaufen wollte, nach rechts und die schlechten nach links.

Mitten im Sortieren gewahre ich in der Spiegelung meiner Brillengläser, daß die Halunken hinter mir die Haufen wieder vertauschen, so daß ich zuguterletzt die schlechten Posten hätte aufgeladen bekommen.
Indessen — ich habe mir nichts anmerken lassen und ruhig zu Ende sortiert.
Man war nicht wenig erstaunt, als ich trotz des kleinen Gaunertricks den richtigen Haufen, nämlich den der guten Felle aufladen ließ.
Den glotzenden Gesichtern sah ich an, daß sie wohl meinten, ich müßte einen Fellpakt mit dem Teufel geschlossen haben..."

Unser Kamerad nimmt einen kräftigen Schluck und setzt das Punschglas zurück, daß der Teller klirrt.
Draußen hat der Wind sein Lied abklingen lassen.
Auf einem Fichtenzweig verlöscht knisternd ein niedergebrannter Lichtstumpf.
Dies und der schwelende Duft versengter Nadeln lenkt die Erinnerung an Weihnachten zurück, auf die Heimkehr vor einem Jahre.
Wir wissen, es ist ein Opfergang für unseren Kameraden gewesen, denn er ließ zum erneuten Male die Ernte jahrelanger mühevoller Arbeit zurück.
Es war kein leichter Abschied, wenn auch voller Hoffnung, aber die Sehnsucht nun heimzukehren in das Großdeutsche Reich doch größer.
Die vielen Jahre des Schaffens und Kampfes draußen hatten ihm Gesicht und Herz wieder der Heimat zugekehrt. Wieder unter Deutschen und für Deutschland arbeiten, das wurde sein Ziel. Es wuchs aus ihm, wie die Erkenntnis stiller Lebensphilosophie.
Vielleicht kamen ihm auch die unvergänglichen Dichterworte Schillers von der Schulzeit her in den Sinn... Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft...!
Bei der sonst so wortkargen Art unseres Kameraden mußte man ihm diese Gedanken mehr von der Stirn lesen.
Er scheint auch jetzt wieder weit eher geneigt zu sein, zu schweigen, als weiter zu sprechen.
Es ist bei den Menschen so, wie bei manchen Quellen, die Worte versiegen mitunter ebenso unvermittelt, wie sie hervorgebrochen sind.
Unser Ältester hängt nur noch wenige Sätze nach. Sie sind in seinem Sinne ein Bekenntnis.
„Als ich dann endlich vor einem Jahre im eisigen Wind mit meiner kranken Frau über die Eisenbahnbrücke von Russisch- nach Deutsch-Przemysl kam und den ersten deutschen Soldaten, Grenzposten und Eisenbahnern begegnete, da wurde es mir doch warm um das Herz.

Ihr könnt es mir glauben — ich habe selten geweint in meinem Leben. In diesem Augenblick traten mir die Tränen in die Augen.
Es ist ein großer Augenblick, heimkehren zu dürfen...!“

Ich war aufgestanden und an das vereiste Fenster getreten.
Die zunehmende Wärme des Zimmers hatte die weiße Blumenpracht schon arg durchsichtig werden lassen.
Grelles Lampenlicht blinkt vom anderen Ufer herüber und spiegelt sich auf dem blanken Rücken der Weichsel.
Über ihren flimmernden Bogen spannt sich ein sternenklarer Winterhimmel.

Manchmal ist uns das Herz zu klein, das in uns pocht!

* * *

Nur ein Frühling und ein Sommer sind in das Land gegangen — und uns überstürzten gestern erneut die Empfindungen jenes Weihnachtsabends...
„...haben unsere in Galizien im Vormarsch befindlichen Truppen Lemberg genommen...“ meldet der Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht aus dem Führerhauptquartier.
Die Augen meines Kameraden leuchten in unendlicher Dankbarkeit auf. Die stille Hoffnung seines Herzens hat sich erfüllt; sein letzter Lemberger Schaffenskreis, an dem er besonders hing, ist nun in das Großdeutsche Reich einbezogen. Damals kehrte er allein mit kranker Frau und kümmerlichen Habseligkeiten in des Mutterlandes Schutz und Schoß zurück; jetzt folgt ihm die Heimat auf dem Fuße. Es ist eine doppelte Heimkehr.
In die Klänge des Deutschland- und Horst-Wessel-Liedes hinein legen wir unsere Hände.
Die Gedanken aber eilen den Füßen voraus.
Wieder ostwärts!
Weiter ostwärts!

Wir fahren in Lemberg ein

Der San keine Grenze mehr — Von den Sowjets zu Befestigungsarbeiten gezwungen — Alte Konservenbüchsen als Kochgeschirr — Die Greuel in den Lemberger GPU.-Gefängnissen — Glocken läuten die Freiheitsstunde ein — Überall jubelnde Dankbarkeit

Eine Wagenkolonne rollt gen Osten. Es ist nicht das erste Mal, daß wir dabei sind. Mit ihr fährt ein Stapel Geschichte; zunächst noch wohl verpackt und verschnürt. Extrablätter!
Wir wissen was darin steht; die Welt weiß es noch nicht.
Wir fahren eine Entscheidung des Führers als erste in ein neu gewonnenes Land.
Galizien wird Bestandteil des Deutschen Generalgouvernements und kehrt damit wieder in den alten Reichszusammenhang zurück.
Die ganze Nacht rasten die Rotationen der „Krakauer Zeitung", diese Entscheidung auf das schwirrende Zeitungsband zu werfen. Jetzt jagen wir der Grenze zu, die seit einer Reihe von Tagen keine Grenze mehr ist.

Gefangenentransporte strömen uns entgegen. Schon dicht hinter Jaroslau. Dabei sind es noch nahezu fünfzig Kilometer bis Przemysl. Zug um Zug folgt. Plumpe Gestalten in schmutzig-braunen Uniformen, die mehr als Lappen die Körper umhüllen. Die meisten schleppen sich barfuß einher.
Das sollen Soldaten sein?
Die bärtigen Gesichter gleiten ohne Ausdruck an uns vorüber. Nur in den Augen flackern hier und da noch Angst und Entsetzen nach. Ihre Gesichtszüge aber scheinen keiner Gemütsregung mehr fähig zu sein, sie sind abgestumpft. Die Wucht des deutschen Angriffes hat diese Menschen zermürbt. Viele tragen blutige Verbände. Sie finden nur schweren Schrittes in das Leben zurück.
Welch ein Gegensatz zu den deutschen Soldaten der Bewachungsmannschaft. Auf der einen Seite die Niedergeschlagenheit der Vernichtung, auf der andern die Zuversicht des Sieges. Über den Schultern blitzen die Bajonette.

Die Straße windet sich in Serpentinen zur San-Niederung hinunter. Ein schmales Flußband blinkt herauf. Es schnitt noch bis vor kurzem Deutsch-Przemysl

von den Lebensnerven der jenseitigen Stadtzentrale ab. Das deutsche Drittel hat sich dem sowjetrussischen Zweidrittel gegenüber dennoch wacker durchgesetzt. Es war schon zu einer neuen Stadt herangewachsen, ein Zeichen friedlichen Aufbauwillens deutscher Verwaltung, während über dem anderen Ufer mit allen Mitteln bolschewistischer Brutalität Tag und Nacht der heimtückische Überfall organisiert wurde.
Wohl rollten russische Lokomotiven schwerbeladene Güterzüge an unsere Rampen; der knallrote Sowjetstern aber an der Stirn ihrer Kessel blitzte als warnendes Zeichen. Jenseits des San bauten die Bolschewisten indessen Bunker, Flugplätze, Barackenlager für Truppen... Unter dem Deckmantel scheinheiliger Freundschaft waren sie umso eifriger bemüht, eindeutige Vorbereitungen zu treffen. Sie sollten ihnen jedoch zum eigenen Verhängnis werden.
Kameraden erzählen uns, daß die Sowjets noch am Nachmittag des 21. Juni einen Güterzug angeboten hätten. Seine Annahme wurde unsererseits auf den nächsten Tag verschoben. Mit irgend einer Ausrede.
Am gleichen Nachmittag spielte, wie auch sonst, ein Musikkorps zum Platzkonzert auf. Dabei trugen unsere Soldaten bereits einen Befehl im Herzen. Sie wußten, mit dem Morgengrauen des neuen Tages würden sie antreten, den hinterhältigen Verräter zu stellen.
Drei deutsche Pioniere liefen in der fahlen Frühe des 22. Juni über die fünfhundert Meter lange Eisenbahnbrücke des Güteraustausches bis zum sowjetischen Ufer, um die Sprengkabel zu zerschneiden. Sowjetrussische Scharfschützen nahmen sie unter Feuer. Unsere Waffen antworteten. Die Brücke wurde gerettet. Der Entscheidungskampf war auch an dieser Front entbrannt.

Langsam fahren wir über die Eisenbahnbrücke, die auf der einen Seite bis zur Schienenhöhe mit Bohlen belegt worden ist. Zur Rechten hallen vom Fluß Kommandorufe und Hammerschlag herauf. Pioniere bauen eine stabile Holzbrücke. An den Häusertrümmern vorüber und unter dem Transparent hindurch, das die Ortskommandantur anzeigt, geht es die Straße nach Lemberg hinaus.
Von einem kleinen sauberen Haus grüßt die erste Hakenkreuzfahne herüber. Ein Stück weiter in das Land hinein passieren wir die Bunkerlinie. Während der Bunker zur rechten Seite bereits aus geschickter Feldtarnung heraus seinen Schlund drohend nach der Straße zu öffnet, ist der zur Linken nicht ganz fertig geworden. Zwischen Weidenfaschinen, die anscheinend gegen unliebsame Sicht decken sollten, liegt Handwerkszeug verstreut.
Die Straße weist verhältnismäßig wenig Kampfspuren auf. Sie verläuft zu-

meist schnurgerade durch eine leichtgewellte Landschaft. Auf ihren Feldern reift, soweit die Augen überhaupt zu blicken vermögen, eine gute Ernte.
Der Straße schmiegt sich die Bahnlinie an. Transportzüge rollen vorüber. Auf den Wänden der Güterwagen sind deutsche Städtenamen zu lesen. Die russische Breitspur ist bereits auf unsere Spur umgenagelt worden. Dunkle Dampfwolken steigen in das Blau des Himmels.
Hin und wieder liegen sowjetische Fahrzeuge im Straßengraben; schwergetroffen oder wie in eiliger Flucht verlassen. Vereinzelt tauchen nun auch ausgebrannte Hütten am Rande auf. Um die verrusten Schornsteinruinen hängt die Blechhaube des Daches. Unter ihr ist alles Leben und Mauerwerk ausgesengt.
Leben? Einige hundert Meter weiterhin winken uns Kinder freudig zu. Sie halten Blumen in den kleinen Händen. Ihre Väter und Mütter sind von den Sowjets zu Befestigungsarbeiten gezwungen worden. In schmutzige Arbeitslager zusammengepfercht, hausten sie zum Teil auch in Erdhütten wie die Höhlenmenschen. Das Kochgeschirr bestand oft nur aus alten Konservenbüchsen. Von der schweren Zwangsarbeit ganz zu schweigen! Wer nicht gehorchte, kam vor ein Gericht, das ihn nach Sibirien verbannte.
So nimmt es nicht Wunder, daß die gleiche polnische Bevölkerung, die dem deutschen Vorstoß vor zwei Jahren bis nach Lemberg noch haßerfüllt begegnete, jetzt die deutschen Soldaten als Befreier empfing und ihnen Blumen zuwarf.
Voller Dankbarkeit nimmt uns auch die ukrainische Landbevölkerung auf. Immer wieder flattern längs der Straße neben ihren blau-gelben Flaggen die Fahnen des Großdeutschen Reiches. In den größeren Ortschaften überspannen Empfangspforten mit Spruchbändern die Fahrbahn. Kinder strecken Körbchen mit Walderdbeeren entgegen. Sie haben sie in dankbarer Freude für die Deutschen in den Waldstreifen gesammelt, die sich vom Süden her oftmals zwischen die wogenden Getreidefelder und blumenreichen Wiesen schieben. Es sind Ausläufer der Ostbeskiden, die bei klarer Sicht den Horizont säumen.
In Grodek stoßen wir auf die ersten schweren Panzer der Sowjets. Zwei 52-Tonnen-Ungetüme liegen im Straßengraben und ragen mit ihren riesigen Raupenbändern noch ein gutes Stück zu beiden Seiten heraus. Sie sperrten zunächst mit ihrer Zentnerlast die Fahrbahn. Erst ein technisches Spezialkommando vermochte sie aus dem Weg zu räumen.
Wie der Daumen aus der zur Faust geschlossenen Hand, so stoßen die kurzen Geschützrohre aus der Panzerkuppel. Diese rollenden Festungen waren trotz aller drohenden Ausmaße rasch zum Schweigen verurteilt.

Einen unbeholfenen Eindruck machen sie jetzt in ihrer plumpen Ohnmacht, Für ihr gewichtiges Vorwärtskommen war zum großen Teil längs der Straße über die Felder und durch den Wald sogar eine eigene Gleitbahn geschlagen worden. Auf ihr holpern nun wieder die Panjewagen friedlich des Weges.

Auf freien Flecken lagern Zigeuner. Neben schmutzigen Wohnwagen hocken zerlumpte Gestalten. An kurzen Leinen baumelt Wäsche, die gewaschen sein soll. Darüber spielt der Wind mit zerrissenen Telefondrähten, die von den Masten herunterhängen oder sich zu einem scheinbar unentwirrbaren Knäuel verfangen haben.

Die Leitungen sind streckenweise arg zerstört, auch manche Masten gebrochen. Telegraphenbautrupps richten jedoch schon wieder neue Stangen auf und ziehen über ihre blanken Köpfe neue Strippen.

Während die Bahn an der Wereszyca einen Bogen beschreibt, verläuft die Straße geradeaus und mündet inmitten waldreicher Hügel in das Tal ein, in dem Lemberg gebettet liegt.

Kommt uns diese Stadt nicht eigentlich wie eine liebe Vertraute entgegen? Die stattlichen Grünanlagen, die imposanten Gebäude und die zahlreichen Kirchen — die Parallele zu Krakau liegt zu nahe, als daß sie dem Besucher aus der westlicheren Hauptstadt nicht rasch bewußt würde.

Auch in Lemberg schmiegt sich das Theater an den grünen Gürtel des Ringes, an dem einst die Stadtmauern trutzig aufragten. Manches ist zerstört, vieles verschmutzt und verkommen. Doch deutscher Aufbau- und Ordnungswille werden auch aus Lemberg wieder eine lebensfrohe und saubere Stadt machen. Mit dem heutigen Tage halten dieser Wille und ihr Vollstrecker, die deutsche Verwaltung, ihren Einzug.

Unvergeßlich wird uns diese geschichtliche Mittagsstunde vom 1. August 1941 bleiben!

Schon am Rande der Stadt grüßt eine riesige Empfangspforte. Rundum drängt sich die Bevölkerung, zum Teil in bunten Trachten. Sie jubelt dem Generalgouverneur zu, der als Beauftragter des Führers nun dieses Gebiet in den Verwaltungsbereich des Generalgouvernements einbezieht. Sie ahnen, daß ihnen nach den Jahren schlimmster Schreckensherrschaft von diesem Augenblick an unter dem Schutz des mächtigen Großdeutschen Reiches eine segensvolle Zukunft gesichert ist.

Der feierliche Staatsakt im Landtagsgebäude und die Proklamation des Generalgouverneurs geben ihnen wenige Minuten später die Gewißheit eines neuen, schöneren Lebens.

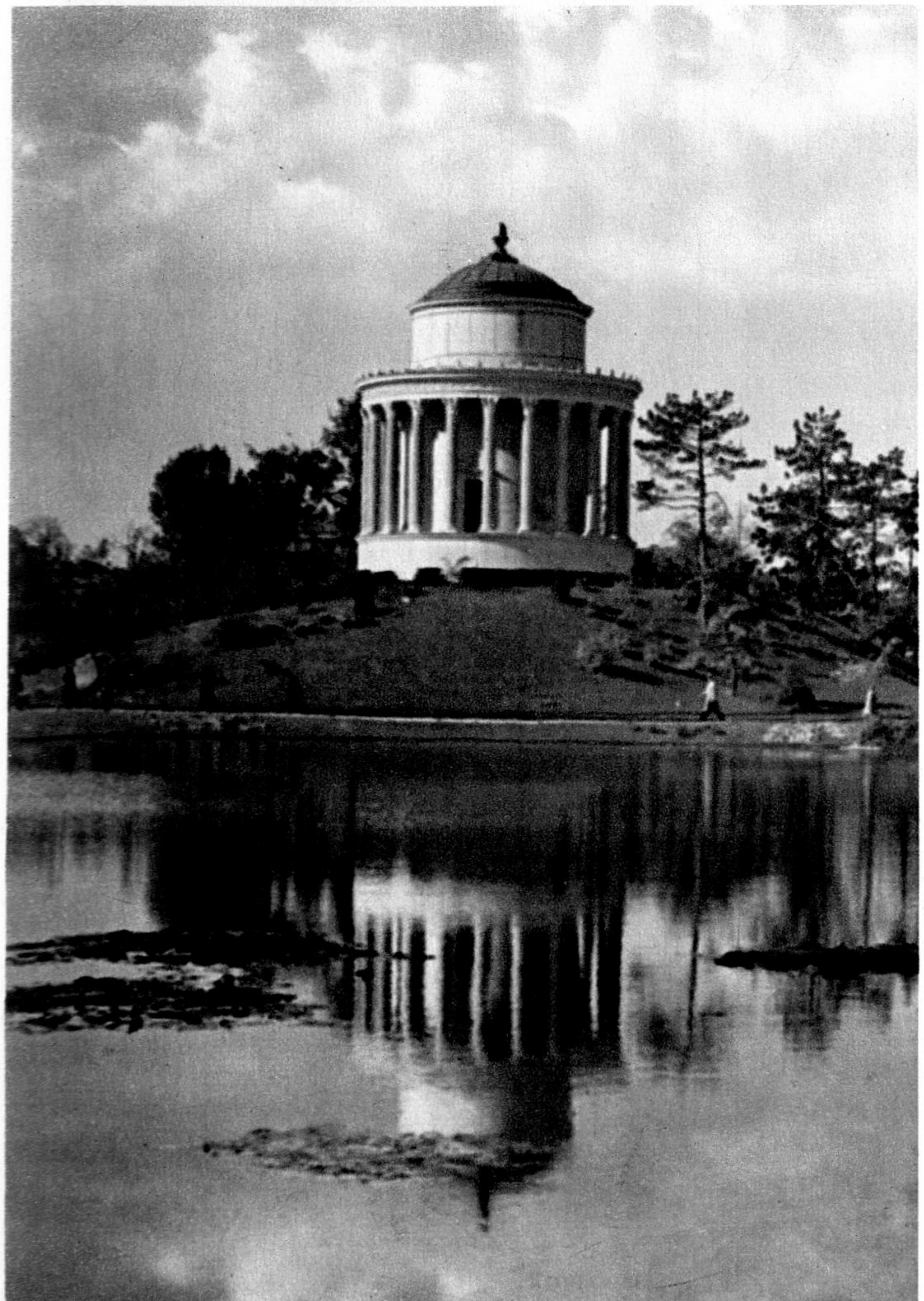
Die Glocken der vielen Kirchen läuten diese Geburtsstunde ein.

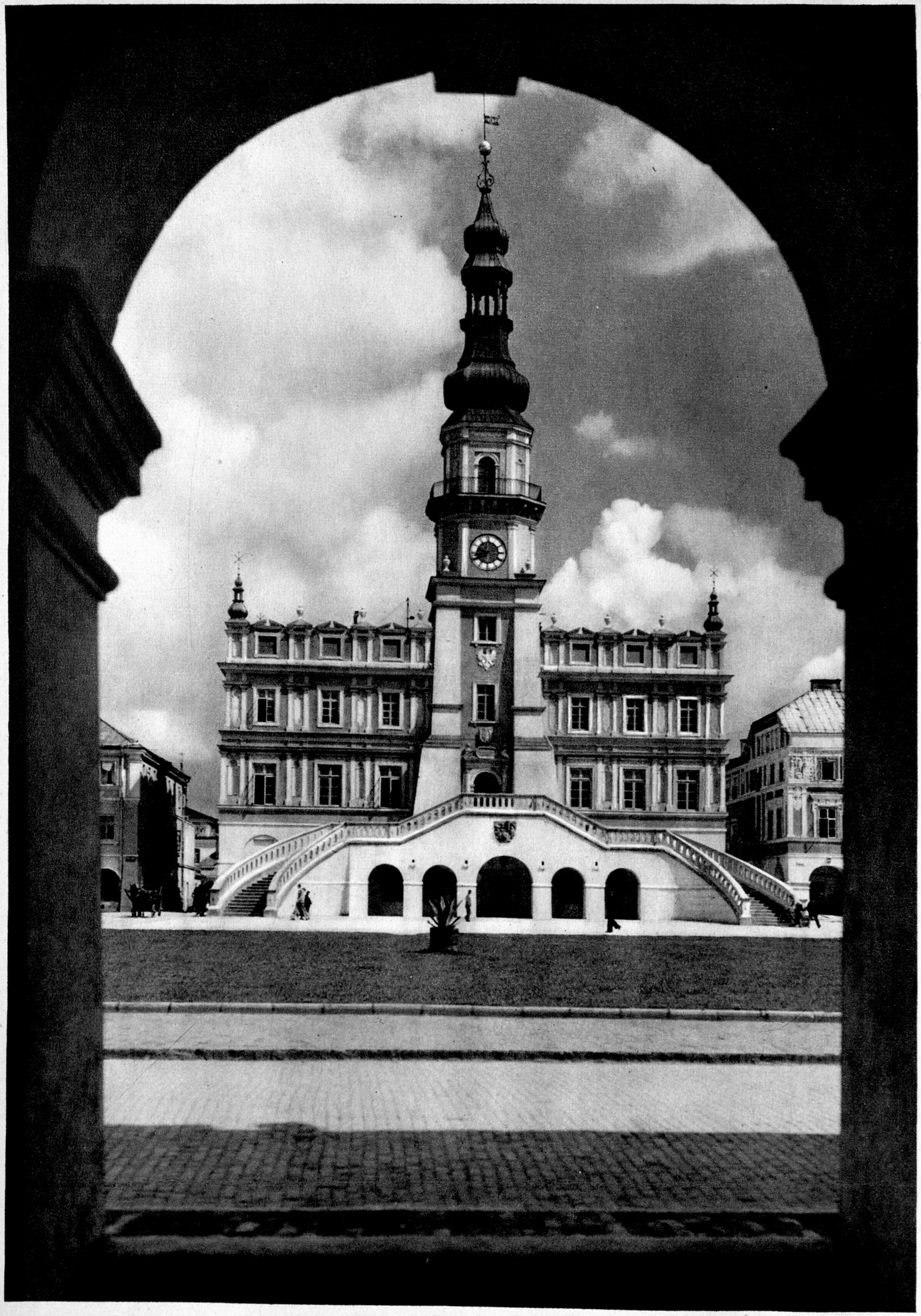
DAS FUGGERHAUS ... MARKTKERN WARSCHAUS

AN DER FREILICHTBÜHNE IM WARSCHAUER PARK VON LAZIENKI

SCHLOSS LAZIENKI IM ALTEN

AUGUST DER STARKE LIESS LAZIENKI VON DRESDENER ARCHITEKTEN UMBAUEN





DAS RATHAUS VON ZAMOSC IM DISTRIKT LUBLIN.
DEM STÄDTEPLAN LAG

Nicht immer brandet Jubel in den fahnengeschmückten Straßen auf, oft ist es eine staunende, stille Dankbarkeit, die uns aus den Augen entgegenleuchtet. Eine Mutter hat die Hände gefaltet und weint.
Und Kinderhände halten Blumensträuße, die sie kaum zu fassen vermögen. Sie reichen sie mit glückstrahlenden Gesichtern dem Generalgouverneur. Über dem buntbewegten Bild der Freude liegt der Glanz der Sonne. Ist es nicht wie eine Verheißung, daß nun der würgende Tod dem jungen kraftvollen Leben weichen mußte?!
Denn hinter den Menschenmauern jubelnden Empfanges ragen noch die ausgebrannten Mauern der Häuser auf. Ruß rahmt die leeren Fenster ein, aus denen noch kürzlich die Flammen loderten. Nach dem Stadtkern zu kommen wir an einem der berüchtigten GPU.-Gefängnisse vorbei, in dessen Kellern sich die Leichen bis zur Decke häuften. Hier tobte sich bolschewistische Mordgier aus.
Viertausend seien von den Unmenschen hingeschlachtet worden — erzählt man uns. Gräßlich wären die Verstümmelungen an den einzelnen Opfern gewesen. Da hätte man Menschen lebendig an die Wände ihrer Zellen genagelt, zum Spottbild des Gekreuzigten. Vielfach seien Entmannungen und fürchterliche Wunden an anderen Körperteilen die Todesursache geworden, und wie die Art der Verstümmelungen habe erkennen lassen, erst nach längerem qualvollem Leiden. Frauen hätte man die Brüste abgeschnitten und Lichtstümpfe in die blutenden Wunden gestoßen. Selbst vor Kindern wäre man nicht zurückgeschreckt. Auch die Ungeborenen habe man nicht geschont; sie aus dem Mutterleib gerissen und das Bündel Leben mit Füßen getreten.
Das Massengrab mußte vermauert werden. Der frische Mörtel hebt sich deutlich in der Rahmenhöhe der früheren Kellerfenster ab. Dieser Mörtelrand mahnt dringlicher als das wuchtigste Kreuz.

Während sich im Landtagsgebäude der historische Staatsakt vollzieht, kleben Kolonnen die Proklamation des erneuerten Reichszusammenhanges an die Wände der Häuser.
Menschenknäuel ballen sich um die Extrablätter der „Krakauer Zeitung“. Wie ein Lauffeuer geht die Kunde der Freude von Mund zu Mund.
Unter den veralteten, trichterförmigen Lautsprechern früherer bolschewistischer Propaganda drängt sich die befreite Einwohnerschaft und lauscht in stummer Ergriffenheit den klaren deutschen Worten. Schon der bestimmte Klang läßt es sie empfinden, hier schwingen Ernst und Wahrhaftigkeit mit. Daran gibt es nichts zu deuteln!

Was war das doch früher für ein heuchlerisches Geschwafel, das aus diesen Trichtern plärrte! In letzter Zeit hatte es sich zur wüsten Hetze gegen alles Deutsche gesteigert.
Doch die Wirklichkeit — sie erleben es nun — sieht ja ganz anders aus!

An diesem festlichen Tag durch Lemberg zu streifen, ist eine besondere Freude. Überall — an den Häusern, aus den Fenstern, unter den Drähten der Straßenbahn — flattern die Hakenkreuzfahnen des Sieges. Hammer und Sichel sind ausgelöscht. Dazwischen bauscht sich im leichten Winde das Blau-gelb der ukrainischen Flaggen.
Auch die roten Straßenbahnen haben Fähnchenschmuck angelegt. Am Führerstand sieht man des öfteren Frauen.
„Mit solcher Bahn zu fahren, macht noch einmal soviel Spaß!" meint schmunzelnd ein Landser neben mir. Ich vermute, er hat diesen Spaß bis zur Endstation ausgekostet, denn sie war hübsch, diese ukrainische Straßenbahnführerin.
Ich mußte leider vorher aussteigen.
Uns lockte der hohe, schlanke Rathausturm. Ein schmucker Ringplatz umschließt den schlichten Mittelbau. Vier Brunnen plätschern in den vier Ecken. Dazwischen herrscht schon wieder reger Marktbetrieb. Es duftet nach frischen Obst und Pilzen.
Die Bürgerhäuser rundum lassen immer wieder deutsche Linien in der Front der Fassaden erkennen, wie überhaupt das Stadtbild im wesentlichen als ein deutsches anzusprechen ist. Seine bauliche Gestaltung fällt zum überwiegenden Teil in die österreichische Zeit, da Lemberg die Verwaltungszentrale der westukrainischen Kornkammer war. Hier schließt sich der Kreis des Heute mit dem Damals. So ist auch der Ringplatz ein Symbol verheißungsvoller Zukunft.
Bis zur Stunde weisen die Schaufenster der Geschäfte bolschewistischer Einheitsprägung wenig Auslagen auf. Selbst in diesem von Natur aus so reichen Land konnte nicht immer von Überfluß die Rede sein.
Gewiß eine Schachtel Streichhölzer bekommt man noch jetzt für einen halben Pfennig. Sie besitzt mit dem Aufdruck von Hammer und Sichel schon jetzt höheren Erinnerungswert, vom sachlichen ganz abgesehen. Dafür aber kosteten ein paar Schuhe und ein Anzug ein Vielfaches normaler Preisbemessung. Diese lebensnotwendigen Dinge waren für den Arbeiter allgemeinhin in dem so viel gepriesenen „Paradies des Proletariers" unerschwinglich.
Die Bolschewisten haben bei ihrer Flucht nicht nur den Stadtsäckel bis auf den letzten Rubel ausgeplündert, sondern auch sonst noch rasch fortgeschleppt,

was in der Hast zu schnappen war. Eine Riesenstadt blieb dem Verhungern ausgeliefert.
Die deutsche Wehrmacht brachte erste Hilfe. Welch rührender Ausdruck der Dankbarkeit ist es, wenn ein ukrainischer Kaufmann aus Salz und Streichholzschachteln in seinem schmalen Schaufenster ein Hakenkreuz geformt hat! Andere Schaufenster zeigen nichts, als das Bild des Führers. Das aber liebevoll mit Grün und Blumen geschmückt.
Die Einwohner stehen Schlange vor den Geschäften der Lebensmittelausgabe; sie drängen sich aber auch in dichten Reihen vor dem Lichtspielhaus, das mit grellen Buchstaben vom „Kreuzzug gegen den Bolschewismus" kündet. An zahlreichen Gebäuden und Geschäften sind über den kyrillischen Schriftzeichen bereits deutsche Kennzeichnungen angebracht.
Die Straßen erfüllt nach den Tagen des lähmenden Schreckens wieder ein lebendiges Treiben, das heute seinen frohbewegten Ausdruck auch in der sauberen und bunten Kleidung der Bewohner findet.
In den vergangenen Wochen hatte das Schwarz der Trauer vorgeherrscht. Heute ist wieder Sonne auch in den blassen Gesichtern.
Von den Grünanlagen klingen die munteren Weisen eines deutschen Musikkorps herüber.
Nur die Juden blicken scheu und mit ängstlich gewahrtem Abstand auf das neue Treiben. Sie sind nicht mehr die Herren dieser Stadt; sie waren es aber zu fünfzig Prozent und darüber hinaus, da für die Ukrainier und Polen nur der restliche Prozentsatz übrig blieb.
Neppich — da hatte man noch Geschäfte machen können! Jetzt kennzeichnet sie der Davidsstern schon weithin sichtbar. Sie versuchen zwar durch die gleichen Hintertürchen ihr Geschäftchen nach wie vor ins Trockene zu bringen, wie wir es schon bisher im Generalgouvernement erlebt haben. Da ist u. a. ein beliebtes Mittelchen die „Schwarze Börse". Aber auch deren letzte Stunde hat unter deutscher Verwaltung geschlagen.

Aus dem Mauerring der ausgedehnten Stadt heraus steigen wir den Schloßberg hinan. Die Wege sind zum großen Teil ungepflegt, zerrissen und verwaschen. Auch das wird bald anders werden!
Über den waldumkränzten Wiesenrücken des Berges und die Ruinen zur Rechten erhebt sich ein Erinnerungskegel, ähnlich dem Pilsudskihügel bei Krakau. Er ist jedoch stabiler und aus Stein gefügt. Von seiner Spitze genießt man einen herrlichen Ausblick auf die Stadt.
Zum Greifen nah liegt sie uns zu Füßen. Dort zeigt der Finger des achtzig Meter hohen Rathausturmes herauf. Deutlich ist der Ringplatz zu erkennen,

der große Theaterbau, das Museums- und Ausstellungs- und das viertürmige Invalidengebäude. Immer wieder ragen aus dem Dachgewirr die Türme der zahlreichen Kirchen auf. Die armenische Kathedrale im romantisch-byzantinischen Stil und der Kuppelbau der Dominikanerkirche heben sich besonders markant ab. Das Netz der Straßen durchzieht die Stadt in vielfacher Verästelung. Aus dem Grau der Häuser leuchten des öfteren breite Grünflächen. Zur Rechten erstreckt sich das Bahnhofsgelände, das mit den Vororten am meisten unter Kriegseinwirkung gelitten hat. Weiter hinten streben die Funktürme des Lemberger Senders himmelwärts. Das Gesamtbild der Stadt umschließt ein Gürtel bewaldeter Höhenzüge.

In der Nacht nach diesem erlebnisreichen Tag suchen wir still unser Hotel auf. Das heißt Hotel ist eigentlich zu viel gesagt. Es hatte früher anderen Zwecken gedient, nicht gerade denen des Schlafens. Mir fielen nach dem kurzen Weg an einigen Brandruinen und einem auf freien Platz liegen gebliebenen Sowjetpanzer vorbei, deren Umrisse der fahle Mondschein als Schatten erkennen ließ, trotzdem rasch die Augen zu.
Obwohl ich ein Einbettzimmer bezogen hatte, merkte ich am andern Morgen, daß ich nicht allein im Raum gewesen war. Ein Kamerad des Nachbarzimmers hatte sich nicht anders zu helfen gewußt, als die ungebetenen kleinen flinken Gäste mit der Nadel des Parteiabzeichens aufzuspießen, der Einfall war nicht schlecht; er hat sich später noch vielfach bewährt.
Nun — deutsche Sauberkeit wird auch in diesem Zusammenhang gründlichen Wandel schaffen.
Umso dankbarer empfanden wir es, mit stimmungsvollem Klavierspiel geweckt zu werden. Die Töne klangen aus einem gardinenverhangenen Fenster über die Gasse herüber. Spielte eine Frau oder ein Mann? Es war jedenfalls das „Lied, das auch hier schon der Wind erzählt hat...“

Auf der Strasse der Vernichtung

Das große sowjetische Panzersterben zwischen Lemberg und Tarnopol — Bolschewistischer Transportzug entgleist — Abgestürzte Sowjetbomber am Wege — Alle Hoffnung auf die Deutschen gesetzt

Auf der Straße von Lemberg nach Tarnopol ist hart gekämpft worden. Es ist eine Straße der Vernichtung für den Feind geworden. Fast möchte man sie als eine Allee der Panzer bezeichnen, so säumen die sowjetrussischen Stahlwracks die Gräben.

Schon dicht hinter Lemberg beginnt dieser Friedhof der Feindwaffen, der sich fast ohne Unterbrechung an den beiden Straßenseiten hinzieht. Es sind alle Größen vertreten.

Unsere Pak hat zielsichere und ganze Arbeit geleistet.

Dazwischen liegen auch andere sowjetische Waffen verstreut. Flakrohre ragen neben den langen Stangen galizischer Ziehbrunnen auf. Kanonen lehnen am Straßenhang, als hätte eine Riesenhand sie durcheinandergeschleudert. Die Geschützrohre zeigen wirr durcheinander nach den verschiedensten Richtungen. Die Räder haben sich in den Sand oder Morast gewühlt. Dahinter liegen Lastkraftwagen umgekippt. Die Türen hängen zerfetzt heraus. Splitter schlitzten die Mannschaftssitze auf. Der Einschlag hat Holz und Blech im weiten Umkreis durcheinander gewirbelt.

Groß ist auch die Zahl der sowjetischen Trecker, die in die Gräben abgekippt sind. Sie liegen zumeist in der umgekehrten Fahrtrichtung als befohlen. Für eine Flucht waren sie mit ihrem behäbigen Raupenantrieb nicht schnell genug. Wo sie gestellt worden sind, blieben sie hilfslos liegen. Zum Teil hatten sich die Fahrer auf schnellere Fahrzeuge geflüchtet. Aber auch sie entgingen nicht ihrem Schicksal.

Wer entging ihm überhaupt angesichts dieser Straße der Vernichtung?

Der Gegner ist restlos aufgerollt worden, trotz hartnäckigster Abwehr.

Eines der eindrucksvollsten Bilder der Vernichtung bieten zwei entgleiste sowjetische Lokomotiven.

Das ist deutsche Fliegerarbeit!

Die erste schwere Lokomotive hat es zur Seite gedrückt. Räder und Gestänge ragen in der Luft. Der Kessel zeigt seine Eingeweide. Von der Seitenwand des

Führerstandes blinkt die bolschewistische Kennzeichnung. Die zweite Lokomotive ist hart auf den Tender der ersteren aufgeprallt und ebenfalls aus den Schienen gekippt. Die riesigen Räder haben sich tief in den Damm gewühlt.
Auf dem angrenzenden Feld stehen noch ausgebrannte Reste von Güterwagen. Vielleicht handelte es sich um einen größeren Truppentransportzug, dessen Holzwagen bis auf kümmerliche Reste in Flammen aufgegangen sind.

Die Landschaft wird von geringen Höhen durchzogen und läuft nach Tarnopol zu mehr und mehr flach aus. Dennoch wirkt sie nicht eintönig. Dafür sorgt ein lebendiger Wechsel zwischen bewaldeten Hängen, korngelben Feldern und blumenübersprengelten Wiesen. Der Sommer zeigt sich in schönster Pracht. Die Luft ist voller Vogelsang und über die vielen Blüten am Wege tupfen farbige Falter.
Es könnte ein Bild des Friedens sein, würden nicht die Spuren härtesten Kampfes in seiner Mitte liegen.
Wo die Fahrbahn allzu stark unter Kampfeinwirkung gelitten hat, sind bereits Straßenbaukolonnen eingesetzt. Juden klopfen Steine. Sie haben noch nie in ihrem Leben eine so nützliche Arbeit geleistet. Dampfwalzen drücken den Schotter in die Löcher fest.
Die Straße senkt sich dem Seret zu. Das Tal ist nicht tief. In seiner breiten Mulde erhebt sich Tarnopol. Auf der Höhe wurde noch ein schwerer Panzer der Sowjets erledigt. Er wuchtet wie ein Mahnmal am Ausgang dieser Straße des großen Panzersterbens. Wer sie durchfahren ist, hat umso mehr Hochachtung vor der Schlagkraft unserer Wehrmacht gewonnen; ihm sind auch die ungeheuren Verlustzahlen der Bolschewiken umso verständlicher.
Auch Tarnopol hat stark gelitten. Artillerietreffer durchschlugen die niedrigen Dächer und sprengten die schmalbrüstigen Häuser auseinander. Immer wieder tauchen in der Straßenfolge Ruinen auf. Der Schutt ist erst notdürftig von der Fahrbahn geräumt.
Am aufgewühlten Gehsteig wimmelt es von Juden. Über schmieriger Kluft hängen oftmals lange Bärte. Hier würde man die „Auserwählten Jehovas" auch ohne Armbinde schon von weitem erkennen, nicht selten auch riechen. In der Tat — Tarnopol macht im Augenblick noch den Eindruck eines finsteren, schmutzigen Judennestes. Dabei war es unter österreichischer Zeit einmal Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts und einer Finanzbezirksdirektion, unter polnischer Verwaltung Sitz einer Wojewodschaft. Aber da hat die Unsauberkeit schon angefangen, wie man uns erzählt. Den Vogel haben jedoch die Sowjetrussen abgeschossen.

Ein kleines Augenblicksbild des Alltags illustriert die gegenwärtigen Zustände am bezeichnendsten.
Wir kehren in eine Gaststätte ein, um Mittag zu essen. Dabei begehen einige die Unklugheit, sich vorher in der Küche die Hände zu waschen. Sie kommen lästernd zurück und haben plötzlich keinen Hunger mehr. Wir anderen probieren einige Bissen und versuchen sie mit einem parfümartig duftenden Limonadenaufguß schmackhaft zu machen. Der Appetit vergeht aber auch uns endgültig, als ein verdreckter Judenbengel noch dazu frech durch das Fenster grient. Er war leider trotz der wimmelnden Fliegentupfen noch gut zu erkennen.
Indessen hat unsere Wehrmacht schon den eisernen Kehrbesen angesetzt. Für die deutsche Verwaltung wird es darüberhinaus eine der dankbarsten Aufgaben sein, hier für eine menschenwürdige Sauberkeit auf allen Gebieten des Lebens zu sorgen. Die Erfahrung des bisherigen Einsatzes im Generalgouvernement wird ihr dabei zugute kommen; denn hier ist es besonders nötig gründlich durchzugreifen. Wir sind überzeugt — in einem Jahr sieht Tarnopol schon anders aus!
Zwar besitzt die Stadt etwa in ihrer Mitte eine langgestreckte Grünanlage, die von einer hohen Kirche abgeschlossen wird; beide vermögen jedoch mit der Umgebung nicht recht zu versöhnen. Im Gegenteil — der wuchtige Kirchenbau läßt den Unterschied zu den gedrungenen und unscheinbaren Häusern rundum nur noch empfindlicher spürbar werden und die Anlagen bedürfen auch einer weit sorgsameren Pflege, sollen sie einmal recht zur Geltung kommen. Erst die ordnende deutsche Hand wird auch in diesem Zusammenhang für einen im übertragenen Sinne moralischen Ausgleich sorgen.

Von Tarnopol schwenken wir nach Süden ab. An einem Friedhof vorbei mit vielen frischen Kreuzen — bolschewistischer Mordterror hat sich auch in Tarnopol ausgetobt — schneidet die Straße in ein tiefes Tal ein. Sie verliert dabei allerdings mehr und mehr die Eigenschaft einer Straße.
Uns sind die früheren polnischen Straßen durch die vielen Fahrten über Land schon zu einem „eindrucksvollen" Begriff geworden; die Straßen, die wir jedoch jetzt im südlichen Teil des neuen Distriktes Galizien befahren, schlagen nun doch fast der stabilsten Karosserie den Boden aus.
Dazu wirbeln Wolken von Staub auf, wenn uns ein Kraftwagen begegnet. Wir haben uns mehrfach davon überzeugen können, denn es kam uns einige Kilometerlängen eine Wehrmachtskolonne entgegen, deren Fahrer mit den schwerbeladenen Lastkraftwagen wahre Kunststücke an Fahrfertigkeit vollbrachten.

So achten wir bald des Staubes nicht mehr und winkten ihnen begeistert zu. Sie nickten uns lachend zurück. Da kam die Erika, die Inge und die Gertrud vorbeigeschwenkt. Und wie sie alle noch heißen mochten!
Aus den staubverkrusteten Kotflügeln leuchteten die weißen Buchstaben der Namen. Oft schon unleserlich und grau überzogen. Namen der trauten Heimat.

Der Staub haftet auch an den Sträuchern und Bäumen der Hänge. Das sonst so helle Grün ist matt überdeckt. Dazwischen lugen da und dort winzige Katen hervor. Sie sind auch hier zumeist blau übertüncht und tragen Dächer von Stroh, die man jedoch an den Kanten und Ecken kunstvoll überflochten hat. Unweit der Kate befindet sich zumeist noch eine zweite kleinere Hütte, die nur aus vier Stangen und einem an ihnen auf- und niederschiebbaren Strohdach besteht. Innerhalb dieser vier Wände, d. h. Stangen wird Stroh und sonstiges Gut geborgen, das nicht allzu naß werden soll.
An Hühnervolk und Gänsen herrscht kein Mangel. Das gackert und watschelt lustig durcheinander.

Vorübergehend berühren sich wieder einmal Straße und Bahnstrecke. Am Knickpunkt liegt eine kleine Station. Hier hat man die Trümmer von sechs Sowjetbombern zusammengetragen. Deutsche Jäger haben sie brennend zu Boden geschickt. Die Propeller sind aus dem Gehäuse der Motoren gesprungen und ihre Flügel vom Aufprall verzerrt. Vom Rumpf und den Tragflächen ist nicht allzuviel übrig geglieben.
Zwei Kameraden der Station erzählen uns, daß die Reste mühsam zusammengelesen werden mußten.
Die Bahnstrecke führt nach Odessa und ist bereits wieder befahrbar. Sie halten hier auf einsamen Posten Wacht und werden in den nächsten Tagen von den Männern der Ostbahn abgelöst. Dann geht es wieder weiter vor.
Mit der Bevölkerung kommen sie gut aus. „Diese Menschen sind wie die Kinder“ meint der Ältere von beiden, „für Zigaretten können wir alles haben“.

Bei Czortkow kreuzen wir nochmals den Seret. Er hat sich hier schon ein breiteres Bett gegraben. Die Brücke ist von den Sowjets gesprengt worden. Wir steuern über eine Notbrücke.
Während einer kurzen Rast im Ort umringt uns neugierig ein Teil der Einwohnerschaft. Mit uns treffen die ersten deutschen Zivilisten in diesem Raume ein. Anscheinend besitzt nicht einmal jemand einen Rundfunkapparat in diesem Nest. Von dem Staatsakt und der Proklamation in Lemberg wissen sie noch

nichts. Die Extrablätter reißen sie uns ungestüm aus den Händen. In dichten Gruppen beugen sie sich darüber. Einer liest laut den ukrainischen Text. Sie atmen auf. Nun kommt deutsche Ordnung in dieses Land. „Vorher war es fürchterlich!“ erzählen immer wieder einzelne.
Einer, der als Autoschlosser bei der Stadtverwaltung beschäftigt war, gibt der Hoffnung Ausdruck, nun endlich auch genug zum Leben verdienen zu können, denn für Arbeit würden ja wohl die Deutschen sorgen.
Es ist ein junger Mensch von kräftiger Gestalt. Er nimmt unsere Hinweise von der deutschen sozialen Betreuung des Arbeiters noch mehr als Märchen hin, meint aber abschließend, die Deutschen hätten ja im Kampf gegen die Sowjetsoldaten so Großartiges gezeigt, daß er gern auch an solche Verheißungen glauben möchte.

Nach Tluste zu verflacht sich die Landschaft wieder. Schier endlos dehnen sich die Felder. Hier und dort hat die Sichel bereits Gassen in das Korn geschlagen. Puppen heben sich vom Horizont ab. Die Garben sind jedoch nicht wie bei uns senkrecht gegeneinander gestellt, sondern kurz gebündelt übereinandergelegt. Dadurch wirken diese Getreidepuppen kleiner und gehen mehr in die Breite.

Am Rande eines der Felder hat ein anderer Ernte gehalten. Der Schnitter Tod häufte hier sechs Hügel. Die Holzkreuze sind liebevoll mit Blumen geschmückt. Die Bauern haben sie prächtig umkränzt. Man sieht, das waren keine Soldatenhände. Unter den Kreuzen liegen Stahlhelme mit den Siegrunen der ϟϟ.
Wir grüßen stumm und lesen die deutschen Namen...
Die Dämmerung bricht herein. Sie kommt lautlos über die Felder und umhüllt die Hügel und uns mit dem Mantel der Nacht.
Über uns steckt eine unsichtbare Hand die ewigen Himmelslichter an.

An den Sonnenhängen von Zaleszczyki reift Wein

Im südlichsten Zipfel des Distriktes Galizien — Das „polnische Nizza" — Häuser nicht höher als Telegraphenstangen — Farbenprächtige Bilder bunter Trachten — Die Freudenküsse von Kolomea

Wir nähern uns dem südlichsten Zipfel des erweiterten Generalgouvernements. Zaleszczyki ist unser Ziel, das „polnische Nizza", wie es die Fremdenverkehrspropaganda des früheren polnischen Staates überschwenglich bezeichnete.

Der Wagen läuft plötzlich ohne Erschütterung. Es ist kaum zu fassen, aber die Räder rollen über Asphalt. Der Badeort kündigt sich an.

Natürlich für die Plattfüße der Juden durfte kein Stein des Anstoßes im Wege liegen bleiben, denn sie waren, wie in den meisten Badeorten des Ostens, auch hier die finanziell gut-, moralisch unverdienten Nutznießer.

Erfreulicherweise sind in der Nacht alle Katzen grau. So fallen sie uns noch nicht so auf, wie am folgenden Tag.

Für diesen Abend erleben wir einmal mehr den Beweis herzlicher ungarischer Kameradschaft.

Der Ortskommandant war schon zu Bett gegangen. Als er jedoch von dem Eintreffen der Deutschen hört, erscheint er wenige Minuten später mit seinen Offizieren und nimmt sich unserer in rührender Weise an.

Obwohl es schon spät in der Nacht ist, wird im geräumigen Schulhaus im kameradschaftlichen Kreis noch ein Essen arrangiert. Zutaten und Teller mußten in diesem abgelegenen Ort noch mühsam organisiert werden. Ein selbstgemixter Schnaps ungarischen Rezepts machte rasch die Runde. So blieb man noch trotz Übermüdung eine Weile fröhlich beieinander.

Ordonanzen geleiten uns durch die stockdunkle Nacht in die verstreuten Quartiere, die ukrainische Einwohner rasch sauber für uns hergerichtet haben. Nach scharmantem ungarischen „Gute Nacht!" sinken wir bald in die Betten. Daß Stroh unter uns knistert, spüren wir schon garnicht mehr.

Am Morgen wache ich mit meinem Kameraden in einer schlichten Stube voller bunter Heiligenbilder auf. Wir haben zu ebener Erde geschlafen. Mit der Hand kann man durch das Fenster in die Blütenfülle des Gartens greifen. Von der Straße her klingt ein ungarisches Soldatenlied.

Als wir vor den blanken Spiegel treten, glauben wir für den ersten Augenblick fast über Nacht um Jahre gealtert zu sein. Der Straßenstaub des Vortages hat die Haare grau gefärbt.
Zehn Minuten später waren wir wieder jung.
Wir treten in den Sonnenschein hinaus. Der Ort liegt lieblich gebettet zwischen waldreichen Höhen, die das Tal des Dnjester begrenzen. Der Fluß beschreibt einen großen Bogen und bildet gleichzeitig die Grenze.
Es hat sich auch in der Einwohnerschaft herumgesprochen, daß Deutsche eingetroffen sind. Das quirlt nun aufgeregt durcheinander. Es ist eine freudige Erregung. Sie halten uns bereits für die Verwaltung und haben uns zu Ehren sogar die Empfangspforte am Eingang des Ortes über Nacht aufs neue festlich geschmückt.
Nur die Juden drücken sich mehr hinten herum. Ihnen ist bei unserem Anblick in der Magengegend nicht ganz koscher.

Der Ort breitet sich villenartig aufgegliedert aus. Die Häuser machen mit ihren Sonnenterrassen einen sauberen Eindruck. Kurparkähnliche Anlagen umschließen sie.
In den Gärten und an den Hängen wächst Wein. Die Sonne des Südens reift ihn. Ja, es sollen sogar Zitronenbäume in Zaleszczyki blühen...!
Wir haben freilich keine gesehen; vielleicht war dafür unser Aufenthalt zu kurz bemessen.
Die Ungarn führen uns an die Eisenbahnbrücke über den Dnjester, die die Sowjets noch kurz vor ihrem Rückzug zu sprengen vermochten. Im Zerstören sind sie groß.
Es bietet sich uns ein wüstes Bild übereinandergestürzter Trümmer. Die Eisenteile der Brücke spießen verbogen aus dem Wasser. Eisenbänder hängen zerfetzt von den hohen Steinsockeln herunter. Schienen und Schwellen bilden einen wirren Knäuel. Unterhalb des ersten Pfeilers liegen darüber noch die Trümmer ausgebrannter Güterwagen.
Die Ungarn erzählen uns, daß die Sowjetrussen in aller Eile einen Transport Verhafteter, die mit roher Gewalt in Güterwagen zusammengepfercht worden waren, bis zur Sprengstelle geschoben, angesteckt und die brennenden Wagen in die Tiefe gestoßen haben. Die Schreie der Hilflosen hörten die Einwohner bis in den Ort hinüber. Es muß ein grausiger Anblick gewesen sein, an dem sich die Bolschewisten mit sadistischer Genugtuung weideten. Dann ergriffen sie Hals über Kopf die Flucht.
In der Tiefe gurgelt das Wasser gegen die ausgekohlten Wagengestelle.

Nach dem Ufer des breiten Dnjester zu befindet sich weiter vorn eine Gaststätte mit Sonnenterrassen. Sie gehörte einem Deutschen, der sich hier trotz aller Drangsale die Jahre hindurch schlecht und recht durchgeschlagen hat. Jetzt sind die Räume ausgeraubt. Fensterscheiben wurden sinnlos zersplittert. Den Deutschen hatte man schließlich davongejagt. Seine Bemühungen, in Lemberg zu seinem Recht zu kommen, blieben erfolglos. Seit den Tagen des Kriegsausbruches hielt er sich in den Wäldern versteckt. Nun wünscht auch er nichts sehnlicher, als die deutsche Verwaltung herbei.

Auf dem Rückweg kommen wir am jüdischen Friedhof vorüber. Er ist verwahrlost, wie die Spekulanten selbst auf diesem letzten Fleckchen Erde ihres Schacherlebens es auch sind. Um Platz und damit Kosten zu sparen, stehen die runden, plumpen Grabsteine möglichst dicht aneinandergedrängt. Eine einheitliche Richtung gibt es nicht. Sie neigen sich mit der Stirnseite hierhin und dorthin. Die ungepflegten Hügel überwuchert das Gras. Davor lungern Judenbengel herum. Weiß der Himmel, was sie hier suchen! Beileidsmienen haben sie jedenfalls nicht aufgesteckt.

Im Ort erzählen uns die Ukrainer noch, wie die Bolschewisten gehaust und alles ausgeplündert haben.

Eine ukrainische Lehrerin berichtet, das sie stets in Todesangst geschwebt habe. Wohl hätte sie Unterricht erteilen dürfen, aber selbstverständlich nur nach genauestens vorgeschriebenen bolschewistischen Richtlinien. Eine ständige Kontrolle habe diesen Unterricht überwacht. Oft ließ man sich in wüsten Drohungen gegen sie aus.

Wie hinterhältig die Kommissare die Einwohner bespitzelten beweist eine Begebenheit, wonach Kirchgänger in der Nachbarstadt im Gedränge gefilmt worden sind. Die Filmstreifen wurden dann in den betreffenden Ort geschickt, wo die Leute wohnten. Das spionierte die GPU. rasch genug heraus. Ein Verwechseln war an Hand der Filmbilder ausgeschlossen. So wußte man, wen man als „staatsgefährlich" besonders scharf zu überwachen hatte.

Mit herzlichem Händeschütteln verabschieden wir uns von unseren ungarischen Gastgebern. Wir sitzen schon im Kraftwagen, als die Lehrerin nochmals auf uns zu eilt und inständig bittet, daß die deutsche Verwaltung auch wirklich bald kommen möchte. Noch bis zur Ehrenpforte setzt sich das Winken der Arme fort.

Wir fahren die Straße ein Stück bis Tluste zurück und biegen dann links ab wieder auf den Dnjester zu, der sich in zahlreichen Windungen zwischen verwilderten Hängen dahinschlängelt. Schließlich mündet der holprige

Fahrweg parallel zum Flusse ein. Er wälzt sich hier in stattlicher Breite einher.

Plötzlich stockt die Fahrt. Der Weg ist verstopft. Die große Brücke nach Horodenka wurde ebenfalls von den Sowjets gesprengt. Der Verkehr wird weiter oberhalb über eine Pontonbrücke geleitet. Sie ist abwechselnd immer nur nach einer Richtung befahrbar.

Langsam rücken wir bis zur Sprengstelle auf. Um uns wimmelt es von ungarischen Pionieren, die über die abgesackten Stahlbogen bereits eine feste neue Brücke bauen. Kommandos hallen hinüber und herüber. Hämmer und Sägen dröhnen. Ununterbrochen tragen Trupps von vier bis fünf Mann riesige Balken herbei, die mit „hau-ruck" — natürlich auf ungarisch — übereinandergeschoben werden. Über den Balken und rund um die Baustelle bewegt es sich wie auf einem Ameisenhaufen.

In das Stimmengewirr gellen Signale. Unsere Auffahrt ist frei. Vorsichtig rollen wir die Pontonbrücke an. Fast meint man, das trübe Wasser ströme zum Wagen herein, so dicht sitzen wir auf der quirlenden Fläche auf.

Am anderen Ufer wartet bereits die Gegenkolonne. Es bleibt nur noch ein schmaler Fahrstreifen, so daß mancher Wagen im Morast abrutscht. Die ungarischen Kameraden springen jedoch hilfsbereit herzu.

Auf einer weidenumgebenen Wiese haben die Ungarn unter guter Tarnung ihre Zelte aufgeschlagen. Die Feldküche dampft. Es duftet — natürlich nach Gulasch.

In Serpentinen zieht sich der Fahrweg aus dem Tal und Wald heraus. In flottem Bergauf, Bergab geht es Horodenka zu.

Es ist Sonntag. Durch die sauberen Straßen drängen sich die Ukrainer in ihren bunten Trachten. Hier fallen besonders die breitkrempigen Hüte und langen, schwarzen mit Schaffellen gefütterten Röcke der Männer auf. Der Schnurbart fehlt kaum in einem Gesicht. Die Frauen tragen farbige Röcke und Westen, aus denen die Ärmel reichbestickter Blusen quellen. Den betonten Abschluß bildet ein grellfarbiges Kopftuch.

Sie staunen uns neugierig an. Wer einige Brocken deutsch kann, versucht seinen Gefühlen der Freundschaft und Dankbarkeit Ausdruck zu geben.

Zwischen der bunten Bevölkerung tauchen immer wieder die braunen Uniformen ungarischer Soldaten auf. Von ihnen sprechen viele deutsch und beim Zigarettentausch wird manches Wort fröhlicher Kameradschaft gewechselt.

Horodenka besitzt außer der Kirche keine Gebäude, die über das Erdgeschoß bzw. ein Stockwerk hinausragen. Die Dächer bleiben fast durchweg unter Telegraphenstangenhöhe. Die Häuser machen aber einen gepflegten Eindruck.

Auch der typische Grünstreifen in der Mitte der Ortschaften hier im Südosten prangt in üppiger Blumenfülle. Die Wege sind sorgfältig abgegrenzt. In dieses Bild blühenden Sommers will freilich ein roher Galgen nicht recht passen. Die Militärverwaltung der königlich-ungarischen Honved hat für böswillige Widersetzlichkeiten den Tod durch den Strang bestimmt. Wer beispielsweise die Ernteeinbringung hintertreibt, verfällt diesem Gesetz des Krieges. Wie wir erfahren, brauchte der Galgen erfreulicherweise nicht in Anspruch genommen werden.
Unter uns — wir haben noch nie so dicht unter einem Galgen gestanden und ein leichtes Gruseln wollte sich hinter manchem Rücken nicht verleugnen lassen.

Das nächste Ziel ist Kolomea. Zahlreich sind die Dörfer, die sich längs der Straße hinziehen, voller Leben und Sonntagsstaat.
Zumeist stehen die Bauern um die breiten behäbigen Holzkirchen zu gemütlichem Tratsch in Gruppen herum. Das gehört auch hier zum Kirchgang.
Überrascht sind wir immer wieder von der Farbigkeit der Trachten. Die Fantasie kennt keine Grenzen. Das gilt vor allem für die Frauen und Mädchen. Hier ist ein Rock quer gemustert, dort eine Bluse längs, bei einer Dritten verlaufen die bunten Streifen kreuz und quer und doch bei näherem Hinsehen in sinnvoller Ordnung. Bei dem einen Mädchen schließen Bommeln die Schaffellweste, bei der Nachbarin schmücken Perlenreihen die Bluse. Über allem setzen die Kopftücher der Buntheit die Krone auf, die besonders die jungen Mädchengesichter wirkungsvoll umrahmen.
Auch das Stadtbild von Kolomea beherrschen die Trachten. Da fällt bei den Männern vor allem eine Eigenart auf, das Hemd unter buntverzierter Weste hervorhängend über den Hosen zu tragen. Die Frauen erfreuen wieder mit den kunterbuntesten Kopftüchern.
Ja, die Frauen — es sind doch überall die gleichen Evastöchter! Ich hätte es mir früher nicht träumen lassen, einmal in Kolomea geküßt zu werden, d. h. ganz ist es nicht dazu gekommen. Im rührenden Überschwang der Freude und Dankbarkeit wären uns einige der Trachtenschönen beinahe um den Hals gefallen, nur — weil wir Deutsche waren.
Die Grünanlagen des Marktplatzes von Kolomea schmücken riesige Palmen und Kakteen. Darüber brütet eine südliche Sonne, von der man kaum glauben möchte, daß es über Krakau dieselbe sein soll. Träge fließt das Leben unter solcher Glut.
Das Rathaus steht nicht in der Mitte des Marktplatzes, sondern bildet mehr einen wuchtigen Eckpfeiler. Vom rechteckigen Turm flattern die Fahnen

Großdeutschlands, Ungarns und der Ukrainer. Neben dem Rathaus besitzt Kolomea noch eine Reihe repräsentativer Gebäude. Es war unter österreichischer Zeit Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts und einer Finanzbezirksdirektion. Hier ist die Weberei, Wirkerei und Töpferei zu Haus. Über die Hälfte der Einwohnerzahl stellen auch hier die Juden.
In der Vorstadt Mariahilf stoßen wir auf eine schwäbische Ansiedlung aus der Zeit Josephs II. Der deutsche Blutstrom ist versickert. Aber die Sprache hat sich von Mund zu Mund erhalten. Sie ist hier ein nicht minder bezeichnendes Dokument.
Während dieser Fahrt durch Galizien wird uns das immer wieder offenbar. Die Jahre fremder Willkürherrschaft haben das deutsche Wort nicht auszumerzen vermocht. Die deutschen Menschen kehrten zum überwiegenden Teil im Rahmen der Umsiedlung des Jahres 1939 heim in das Reich; das Wort ist geblieben. Nun — da es wieder gesprochen werden darf, klingt es uns immer wieder entgegen. Auch zu seinem Teile als ein geschichtlicher Nachweis deutscher Kolonisation in diesem Raume.

An Kolomea vorbei sprudelt der Pruth. Sein Name tauchte im Zusammenhang mit den Kämpfen an der Südfront verschiedentlich im Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht auf. Der Pruth kommt von den Höhen der Waldkarpaten herunter und fließt im weiten Bogen von Kolomea auf Czernowitz zu. Wir schwenken nordwestlich in Richtung Stanislau ab. Die Höhen der Waldkarpaten und Ostbeskiden begleiten uns zur Linken. In den Dörfern überspannen immer wieder Ehrenpforten die Straße. Eine Dorfgemeinschaft hat es besonders herzlich gemeint. Übereinander hängen das Spruchband mit dem Heil-Hitler-Gruß, die Hakenkreuzfahne mit den ungarischen und ukrainischen Farben und darüber ein buntes Muttergottesbild.
Je näher wir Stanislau kommen, umsomehr fröhliches Volk begegnet uns. Die Bewohner der Umgebung waren über Sonntag in der Stadt, teils zu Fuß, teils im Panjewagen. Jetzt in den Spätnachmittagsstunden flutet der Strom zurück. Wieder bietet sich unseren Augen eine farbenfrohe Trachtenfülle.
Erlebten wir im ersten Teil unserer Fahrt zwischen Lemberg und Tarnopol die Straße der Vernichtung, so möchten wir dieses Stück bis Stanislau als die Straße der neugeschenkten Lebensfreude bezeichnen.
Kilometerweit reiht sich die Kette der frohgestimmten Menschen. Es ist nicht nur das Farbenvielerlei der Trachten, auch den Gesichtern sieht man die Freude der Befreiung an.
Jubelnd winken uns die Mädchen zu. Sie laufen barfuß und tragen glitzernde Ketten um den schlanken Hals. Die Schuhe haben sie in das Kopftuch ge-

bündelt. So läuft es sich besser, geben sie lustig schäkernd zu verstehen. Dann wieder trippeln Mädchen in Stiefeln vorüber. Die mit dem roten Glanz nehmen sich im Zusammenklang mit der Tracht besonders schmuck aus.

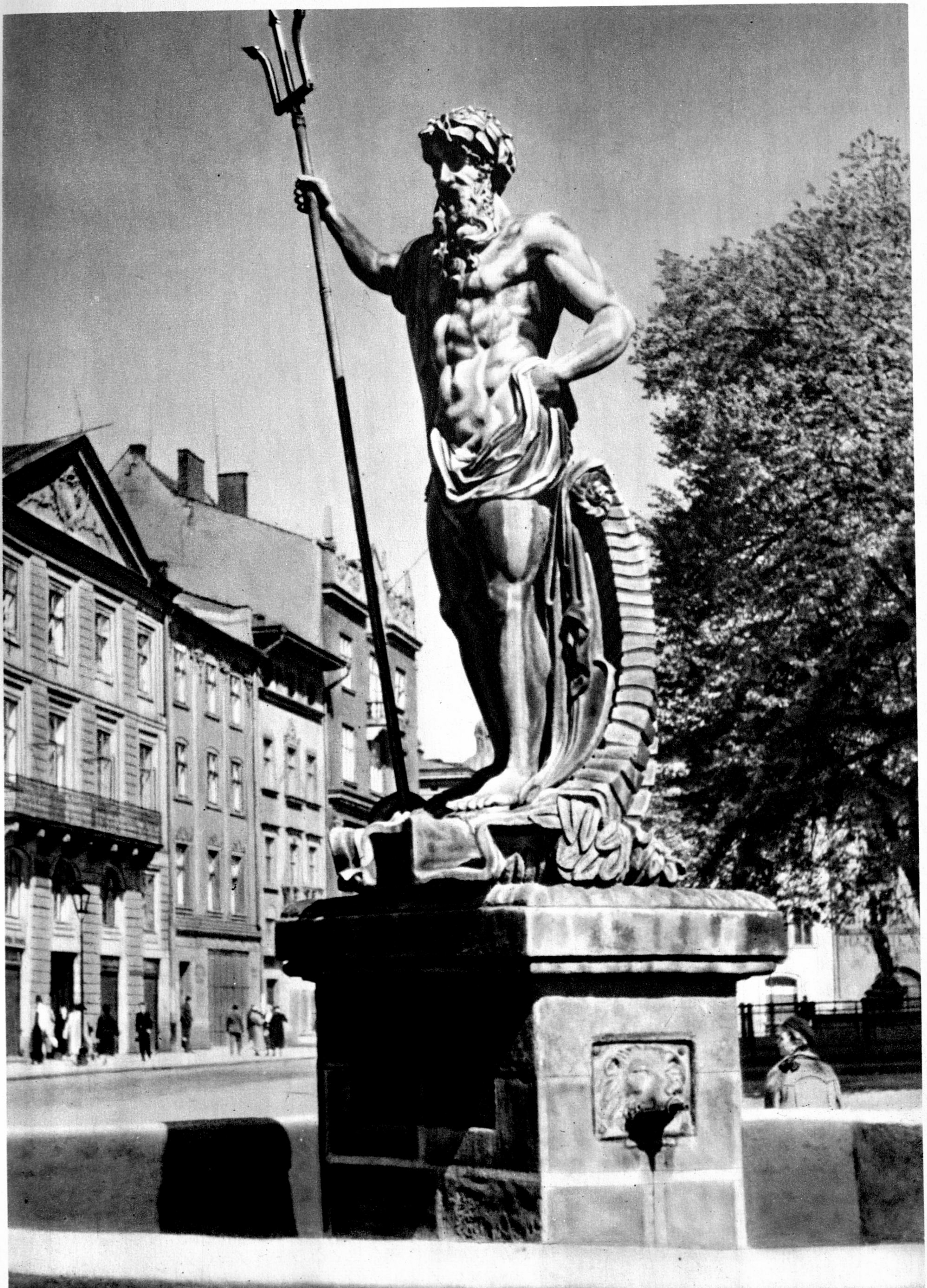
Immer wieder winken uns die Mädchen, Frauen und Männer freudig zu, so bald sie uns als Deutsche erkennen.

Die Abendsonne überstrahlt diesen bunten Menschenstrom mit goldenem Schimmer. Im Glanz vor uns heben sich die Türme von Stanislau als Silhouetten grüßend ab.

KIRCHLICHEN BAUWERKEN, DIE BERNHARDINER KIRCHE

DAS EHEMALIGE LEMBERGER LANDTAGSGEBÄUDE IN DER DISTRIKTSHAUPTSTADT GALIZIEN. HIER FAND IM NAMEN DES FÜHRERS DURCH DEN GENERALGOUVERNEUR DER FEIERLICHE STAATSAKT DER

NEPTUNBRUNNEN AM LEMBERGER MARKTPLATZ



TÜRME DER ARBEIT

Das deutsche Klein-Bethel in Stanislau

Ein Stadtteil für sich — GPU.-Zentrale im Deutschen Haus — Deutsche als Spione verdächtigt — Mit elektrischem Strom gemartert — Durch den Einmarsch unserer Truppen befreit

Flutendes Leben umfängt uns in Stanislau.

Die Stadt liegt auf einem Hügel zwischen der schwarzen und der goldenen Bystrzyca. Sie bildet einen wichtigen Eisenbahn- und Straßenknotenpunkt und war zu österreichischer Zeit ebenfalls Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichtes und einer Finanzbezirksdirektion.

Durch eine baumgesäumte breite Straße fahren wir ein. Bald erheben sich über die kleinen einstöckigen Häuser der vereinzelten Straßenzeilen an der Peripherie nach der Stadtmitte zu moderne, mehrstöckige Bauten in geschlossenen Straßenzügen.

Ja, Stanislau macht einen geradezu großstädtischen Eindruck gegenüber den Ortschaften, die wir nach Lemberg bisher durchfahren sind.

Zu Füßen der hohen Häuserfassaden herrscht am Sonntagabend ein lebhaftes Treiben. Inmitten der Buntheit des Gewoges tauchen auch die Farben der deutschen und ungarischen Uniformen auf.

Auf freiem Platz steht ein kopfloses Denkmal. Die Bevölkerung hat rasche Justiz geübt. Was übrig geblieben ist, könnte ebenso gut dem Vorsitzenden eines Kaninchenzüchtervereins oder auch dem Schankwirt von der „Roten Laterne“ angehören.

Dabei sollte dieses Denkmal einen Staatsmann darstellen.

Die hölzerne, vielfach verschachtelte Rednertribüne — es muß schon ein Kunststück gewesen sein, dort hinauf zu gelangen — der Sowjetkommissare ist der Zeichen ihrer einstigen Würde entkleidet worden. Jetzt klebt schlicht ein Bild des Führers an der Stirnseite.

Stanislau besitzt übrigens so etwas wie die Tuchhallen in Krakau, der Bau ist nur nicht so historisch wertvoll und von annähernd ähnlicher Schönheit. Immerhin beherrscht er alleinstehend einen freien Platz und beherbergt in einer langgestreckten Halle eine Reihe Verkaufsstände und -läden, die einen praktischen Einkauf ermöglichen. Wenn es was gibt! Im Augenblick herrscht noch gähnende Leere. Die Sowjets haben auch hier rasch noch alles geplündert.

Zahlreiche Türme überragen die Dächer der Stadt. Eine Eigenart fällt auf. Während sonst in solchem engeren Kreis baustilmäßig bei diesem und jenem der schlanken oder behäbigen Gesellen Anklänge festzustellen sind, sieht hier in der Tat keiner dem anderen ähnlich. Sie weisen die verschiedenartigsten Formen auf. Am eigenwilligsten reckt sich der Rathausturm empor. Er strebt in mehrfacher Verkantung übereinandergestellt als Obelisk himmelwärts. Die Spitze läuft in einem Stern aus. Als schön kann man ihn dennoch nicht bezeichnen, diesen „Stern unter den Sternen".

In Stanislau befand sich ein Klein-Bethel. Wir suchen es nach dem Stadtrand zu auf.

Sie war ein Stadtteil für sich, die einstige Musteranstalt des deutschen Superintendenten Dr. Zoeckler, der in ihr nach dem Beispiel von Bethel sieben- bis achthundert Kinder betreute. In erster Linie die Kinder der eintausendköpfigen deutschen Kolonie. Aber auch der anderen nahm er sich hilfsbereit an. Er erzog und unterrichtete sie und bereitete sie für eine praktische Berufsausübung vor.

So wurde er zum liebevollen Vater Tausender. Aus allen Bevölkerungsteilen schlug ihm dankbarste Verehrung entgegen, ihm, dem unermüdlichen Deutschen, der ein Kolonist unter Kolonisten blieb und zu seinem Teile in diesem Raume dem Deutschtum unauslöschliche Geltung verschafft hat.

Bis dreißig Häuser umfaßte die Anstalt zuletzt. Dazu gehörten Landwirtschaft, Fabriken und ein eigenes Krankenhaus. Die Jahre der Fremdherrschaft haben dieses Lebenswerk Dr. Zoecklers, das er vor etwa vierzig Jahren begann, verludern lassen.

Die Kolonie ist zersplittert. In den verblichenen Häuschen wohnen Fremdlinge. Die Vorgärten sind verwildert.

Das stattliche Deutsche Haus hatte sich der GPU.-Kommissar als Dienstsitz auserkoren. Hier tobte er sich in übelster Weise aus.

Für „ganz große Tage" stand ihm ein geräumiger Theatersaal zur Verfügung.

Einer der wenigen Deutschen, die 1939 im Zuge der Umsiedlung aus Krankheitsgründen nicht zur festgesetzten Frist mit heimkehren konnten, der Schuhmacher Groß, hat mit den andern — soweit es unter dem Terror möglich war — die Wartung und Verwaltung der Restbestände übernommen. Er ist beglückt, wie ein Kind, über unseren Besuch.

Auf dem Weg zum ehemaligen Deutschen Haus erzählt er uns, daß er damals zur Zeit der Umsiedlung todkrank im Bett gelegen habe. Es sei ein schwe-

rer Abschied von den Angehörigen gewesen. Die Ärzte hatten ihn aufgegeben. Nach einiger Zeit habe er sich jedoch wieder aufgerappelt, für ihn und die restlichen Deutschen aber ein Leben voller Drangsal und Verfolgung begonnen. Für die Bolschewisten seien sie durch ihr Hierbleiben als Spione gebrandmarkt gewesen. Umso skrupelloser habe man sie bespitzelt. Besonders in den letzten Monaten hätten sich die Terrormaßnahmen gehäuft.

„So hat man mich des öfteren aus der Wohnung geholt", schildert er knapp. „Schwerbewaffnete Sowjetsoldaten vorn und hinter mir. Du bist ein deutscher Spion! Gib es zu! brüllt mich der Kommissar des NKWD (Volkskommissariat für innere Angelegenheiten — frühere GPU.) immer wieder an. Sonst wirst du erschossen! — Ich habe diesen Peinigungen, so gut ich es vermochte, standgehalten. Das Ergebnis waren zermürbende Wiederholungen, bis man mich schließlich vor einen Tisch stellte, aus dessen Instrumenten elektrischer Strom in meinen Körper gejagt wurde. Ich war dem Zusammenbrechen nahe, da gab man mich noch einmal frei. Am anderen Morgen um acht Uhr würde ich wieder geholt werden, und wehe, ich hätte es mir über Nacht nicht anders überlegt und würde dann endlich gestehen!

Ich habe es mir anders überlegt. Aber nicht so, wie der Menschenschinder von Sowjetkommissar es sich gedacht hatte. Ich versteckte mich zwei Tage lang.

Am dritten brachten mir die siegreichen deutschen Truppen die Erlösung".

Er geht eine Weile still neben uns her. Dann deutet er auf ein schmuckes Gebäude. Das sei es, das Deutsche Haus.

Innen bietet sich uns ein Bild der Verwüstung. Bolschewistisches Propagandamaterial, Bücher, Plakate, Schriften... bedecken den Boden.

Die durch die scheußlichen Mordtaten auch in Stanislau aufgewiegelte Bevölkerung hat in der Stunde der Befreiung diese GPU.-Zentrale der Interimszeit gestürmt. Fordernd drang sie ein. Und fand sie auch nicht mehr die Mordbestien vor, so tobte sie sich doch an den Überbleibseln aus.

Gewehrständer, Giftflaschen, Marterinstrumente und Funkapparate gingen in Trümmer. Die Regale wurden umgestürzt, die Bilder von den Wänden gerissen, die Büsten Lenins und Stalins zerstückelt.

Füße stampften noch auf den Gipsstücken herum.

Über den Dächern von Stanislau geht die Sonne glutrot unter. Der flammende Widerschein dringt auch in diese Stuben schlimmster Marter. Die kahlen Wände klagen an. Sie haben so manchen Schmerzensschrei aufgefangen.

Die Räume aber, die bolschewistisches Untermenschentum entweiht hat, werden nach gründlicher Säuberung künftig wieder dem ursprünglichen Zweck einer deutschen Heimstatt bestimmt sein.

An der evangelischen Kirche der Kolonie vorüber, über deren gotisches Portal ein Spruch in deutscher Frakturschrift läuft, gelangen wir zurück in den Stadtkern.
Aus einem größeren Kaffeehaus klingen Schlagermelodien. Sie brachen ein wenig später etwas plötzlich ab.
Die Hälfte der Kapelle sah sich genötigt, ihre Instrumente einzupacken. Es waren Juden, die hier noch in typischer Unverfrorenheit aufspielten, als sei garnichts Schlimmes um sie herum geschehen.
Sie mochten einige Takte zurückgeblieben sein.

Kirche erst Munitionsdepot — dann Kino

So hausten die Bolschewiken in der deutschen Siedlung Babawilon — Deutsche Schule zur GPU.-Kaserne gemacht — Die Mordstunden von Stryj — In der Wäschetrommel zu Tode gequält

In der Frühe des Morgens fahren wir über Kalusz im spitzen Winkel auf die Ostbeskiden zu.

Die Berge rücken uns näher. Sie müssen zum Teil zu beträchtlichen Höhen ansteigen. Die Karte bestätigt die 1000-Meter-Grenze. Zahlreiche Flüsse sprudeln aus ihren Tälern hervor.

Die Sowjets haben die größeren Brücken zumeist gesprengt. Rasch sind jedoch daneben Notbrücken geschlagen worden.

Bei Dolina berühren wir die Waldausläufer der Ostbeskiden. Danach biegt die Straße in Richtung Stryj nach Norden ein.

An diesem Teile unserer Strecke lag eine deutsche Kolonie, die sich bis zur Umsiedlung des Jahres 1939 am geschlossensten erhalten hatte. Wie mag es wohl heute in Babawilon aussehen? Wir halten kurze Umschau; sie vermittelt uns der bezeichnenden Aufschlüsse genug.

Babawilon ist eine blühende Kolonie gewesen. Aus der Erinnerung wird uns berichtet, daß das deutsche Dorf durch seine Sauberkeit, die schönen Häuser und gepflegten Blumengärten den Ortschaften in der Umgebung gegenüber wesentlich abstach. Den Häusern war zumeist auch eine Veranda vorgebaut. Die Deutschen erfreuten sich bei der einheimischen Bevölkerung größter Beliebtheit, da sie stets hilfsbereit mit Rat und Tat zur Hand waren.

Mit tiefem Bedauern sahen die ukrainischen Bauern daher im Winter 1939 ihre tüchtigen deutschen Nachbarn fortziehen. Kaum waren sie aus dem Dorf heraus, nisteten sich die Juden in den schmucken Häusern ein.

„In Scharen sind sie gekommen“ erzählen uns die ukrainischen Bauern.

„Wie die Aasgeier haben sie sich auf die Grundstücke gestürzt, während die Felder sofort verstaatlicht worden sind.“

Uns gegenüber blickt eine Jüdin neugierig aus dem Fenster. Erschrocken fährt sie zurück, als sie deutsche Worte vernimmt. Schnell hat sich Sarah jedoch wieder gefaßt und lauscht hinter der schmutzigen Gardine weiter. Man sieht deutlich, wie sich der Tuchfetzen bewegt.

Die Ukrainer packen inzwischen weiter aus. Wie die Schweine hätten sie gehaust, diese Juden. Man sehe es ja auch an dem verwahrlosten Zustand der Gehöfte. Die Bolschewiken hätten ihnen darin großzügig freie Hand gewährt. Die deutsche Schule habe man zur GPU.-Kaserne gemacht und in der Kirche zunächst ein Munitionsdepot eingerichtet. Schließlich sei aber das Schiff wieder geräumt worden. Umständlich habe man einige Öfen eingebaut und nun die Kirche zum Kino entweiht, um sie dann in letzter Zeit als eine Art Volksheim zu benutzen.
„Natürlich hatten sie es auch auf die Orgel abgesehen“ bemerkt ein ukrainischer Bauer. „Aber da waren wir schneller, als die Bolschewiken. Wir haben das schöne Instrument heimlich auseinander genommen und die Einzelteile versteckt. Die Bolschewiken fahndeten vergeblich danach“.
Dabei grient der Bauer schadenfroh über das ganze Gesicht. Die Orgel soll nun in den nächsten Tagen wieder eingebaut werden.
„Auch das Kreuz auf dem hohen Kirchturm war den Bolschewisten natürlich ein Dorn im Auge“ ergänzt ein anderer Bauer. „Sie wollten es herunterholen, hatten aber selbst nicht die nötige Courage dazu und gaben uns immer wieder Anweisungen. Von uns ist jedoch keiner hinaufgeklettert. Schließlich versuchten sie einen geistesschwachen Menschen zu übertölpeln. Aber auch damit hatten sie kein Glück“.
Das Kreuz leuchtet noch heute von der Spitze des Turmes in das Land.
Beim Abschied geben die ukrainischen Bauern zu verstehen, daß doch die deutschen Nachbarn bald wiederkommen möchten, dann wäre ihre Freude über die Befreiung von der bolschewistischen Fron erst vollkommen.

Die Landschaft verflacht sich wieder. Der Wald bleibt uns jedoch treu. Er hat etwa zehn Kilometer vor Stryj eine Überraschung für uns bereit.
Soeben fuhren wir noch an dürftigen, strohgedeckten Bauernkaten vorbei, als sich aus des Waldes Mitte unvermittelt ein Paradies erschließt. So mutet der Gegensatz jedenfalls an.
Mehrstöckige, moderne Häuser mit hohen Fenstern, breiten Terrassen im Rahmen gepflegter Parkanlagen lassen auf einen Kurort schließen.
Es ist Morszyn.
Die Villen wirken zwar bei näherer Betrachtung in ihrer nüchternen, betont amerikanischen Sachlichkeit mehr als Wohnkästen, ihre gesunde Umgebung, der Duft des Waldes, versöhnen jedoch mit mancher Geschmacklosigkeit wieder einigermaßen. Welche segensreiche Aufgabe harrt auch hier deutschem landschaftsgebundenem Bauschaffen!

Mit der Bahn gleichzeitig stoßen wir auf den Fluß Stryj, an dem dichtauf die Stadt gleichen Namens liegt. Er hat sich hier ein breites Bett gegraben. Die Brücke ist gesprengt. Allerdings nicht allzu glücklich. Eine Auflage von Bohlen hat sie wieder passierbar gemacht.

Für die Eisenbahn muß jedoch eine neue Brücke gebaut werden. Die ersten Aufschüttungen sind schon erfolgt. Zur Zeit ist man dabei, die Pfähle des Fundaments einzurammen. Sie verläuft parallel zur alten Brücke. Unter der Anleitung eines Eisenbahnpioniers arbeiten hunderte Einheimischer und Juden mit Hochdruck. Die 480 Meter lange Brücke muß in einer Woche geschafft sein.

„Und wir werden es schaffen!" betont der Pionier mit untermalendem Nachdruck. „Als ich hierher kommandiert wurde, wußte ich nur, daß es sich um einen Brückenbau handeln werde. Hier konnte ich mir die Bescheerung erst bei Lichte besehen. Sie war auch danach. Schnellstens ging es an die Organisation der notwendigsten Dinge. Handwerkszeug, Holz, Arbeitskräfte — und dann mit Volldampf hinein! Jetzt flutscht die Sache schon!"

Er schlägt wie zur Bekräftigung mit lautem Knall die Hände ineinander. Man sieht es auf den ersten Blick — er hat seine zusammengewürfelte Mannschaft in Schwung. Die Brücke steht in drei Tagen.

Auf der kurzen Fahrt zur Stadt begegnet uns slowakische Reiterei. Es sind alles junge, kräftige Kerle, die da wie angegossen auf den Pferden sitzen.

In Stryj herrscht wieder ein geschäftiges Treiben. Die Häuser erheben sich zwar auch hier nicht allzu oft über das erste Stockwerk hinaus, immerhin soll Stryj ein Schloß besitzen. Wir hatten leider keine Zeit, es aufzusuchen.

Dafür nutzen wir die wenigen Augenblicke, einmal in das Gefängnis des Kreisgerichtes zu sehen. Hier haben Sowjetsoldaten mit GPU.-Kommissaren gemeinsame Sache gemacht. Als sie merkten, daß ihre Stunde bald geschlagen haben würde, griffen sie sich in den Straßen noch rasch wahllos ihre Opfer, trieben sie mit Faust- und Kolbenschlägen durch das Gefängnistor, stießen sie in den Duschraum und knallten sie aus der Nähe nieder. Gehirn und Blut überspritzte das nächste Opfer und die Wände. Der Abfluß vermochte die roten Strudel kaum noch zu fassen.

Andere zwängten sie in die Wäschetrommel oder in den rostigen Desinfektionsapparat und quälten sie in sadistischer Freude am Martern.

Die Leichen warfen sie dann in die Kanäle, bis letztere verstopft waren oder in den Stryj.

Ein ukrainischer Professor, der uns begleitet, deutet rundum auf den Hof des finsteren Gefängnisses: „Dorthin haben wir Leiche an Leiche gelegt, soweit eine Identifizierung noch möglich war. An die zweihundert kamen zu-

sammen. Es war ein grausiger Anblick! Ein Junge blutete noch aus unzähligen Stichwunden. Er mochte sich verzweifelt gewehrt haben. Umso brutaler haben ihn die Bolschewisten niedergemetzelt. Selbst vor einer schwangeren Frau waren sie nicht zurückgescheut".

Man führt uns an die Kanäle, aus denen erst vor wenigen Stunden noch eine Leiche emporgespült worden ist. Über einem Holzstapel trocknet die Uniform eines sowjetischen Eisenbahners. Die Knöpfe mit Hammer und Sichel schimmern nur noch matt. Auch sie wurde aus dem Kanal gefischt.

In einer Kalkgrube zeigt man uns Strähnen von Mädchenhaaren.

Wurden auch die Unmenschen selbst nicht mehr gefaßt, so erwischte man doch eine Reihe Zuträger, die nun hinter Schloß und Riegel ihrer gerechten Strafe entgegensehen. Man öffnet uns einige der schweren Türen.

Die Insassen springen ängstlich auf. Sie stieren uns aus verwilderten Gesichtern an.

Andere durch schmähliche Denunziation in die Hände der Bolschewisten und damit in den sicheren Tod hetzen, da kannten sie keine Bedenken; jetzt zittern sie um ihr bißchen Leben.

Einer will uns winselnd von seiner Unschuld überzeugen. Der brutale Gesichtsausdruck straft seine kläglichen Worte Lügen.

In der Hauptstraße sind in einem Aushängekasten Fotografien verstümmelter Opfer angebracht worden. Text wurde nicht dazugeschrieben. Er erübrigt sich angesichts solcher erschütternder Zeugnisse bolschewistischen Untermenschentums.

Vor den Bildern stehen auch Kinder mit frühreifem Ernst in den blassen Gesichtern.

Sie werden diesen Anblick ihr Leben lang nicht vergessen.

Im Wald der Bohrtürme von Boryslaw

Das Drohobyczer Erdölgebiet — Der schnelle deutsche Vormarsch rettete Milliardenwerte — Die Gesundbrunnen von Truskawiec — Nach dem Kampf kommt das Ernten

Von Stryj aus halten wir auf Drohobycz zu. Ein kurzer Abstecher gilt dem Erdölgebiet.
Es handelt sich dabei um ein weit größeres und wertvolleres Gebiet, als das Generalgouvernement bisher bei Jaslo besitzt.

Auch Drohobycz ist wieder voller Leben. Über die flachen Dächer erheben sich eine Reihe Türme. Die Straßen münden fast schnurgerade in den Stadtkern ein. Rund um den Markt herrscht feilschender Betrieb.
Von den Häuserwänden leuchtet das deutsche Siegeszeichen des „V — Victoria". Aus den Fenstern rundum grüßen die Flaggen.
Eine Synagoge fehlt allerdings ebenso wenig, wie es auch nicht an den dazugehörigen Juden mangelt. Umso würdiger hebt sich die gotische Hauptkirche ab. Auch ein verwitterter Klosterbau fügt sich in das wechselvolle Stadtbild ein.
Mit den Türmen aber wetteifern die hohen Schornsteine der Mineralölraffinerien und Paraffinkerzenfabriken. Sie schließen den Ort nach den verschiedenen Seiten wie einen Wald ein.

Wenige Kilometer nach Boryslaw hinauf öffnet sich uns ein anderer Wald, jener der Bohrtürme.
Es ist ein großartiger Anblick, gelangt man aus dem grünen Gürtel eines dichten Baumbestandes in den freien Raum der Boryslawer Senke. Bohrturm reiht sich an Bohrturm. Putzig nehmen sich die hölzernen Hauben aus. Hier und dort schimmern ölige Tümpel. Darüber lastet ein bleierner Himmel.
Wir gehen auf einen der hölzernen Ungetüme zu. Maschinen fauchen. Kolben stampfen. Dampf zischt. Dicke Seile rollen über riesige Trommeln. Schwerer Öldunst steigt uns in die Nase.
Über schmierige Stufen treten wir in den dunklen Bohrturm. Nur von der Seite und von oben fallen Lichtstreifen. Von den Balken trieft Öl und Fett.

In der Mitte schwirrt das Seil in die Tiefe. Ein Bottich aus Blech umfaßt das Bohrloch.
Nach wenigen Augenblicken zieht die Pumpe an. Dann dauert es etwa fünf Minuten. Diese Bohrung liegt über 1000 Meter tief. Schließlich zischt Dampf aus dem Loch. Erdgase entweichen. Der Druck wächst zu schrillem Pfeifen an, bricht plötzlich ab und das zähflüssige Öl quillt nach.
Tiefschwarz glänzt es im Spalt des Tageslichtes.
Der Mann an der Steuerung radebrecht deutsch.
Ob die Bolschewiken viel zerstört hätten? Nein, dazu seien sie nicht mehr recht gekommen. Wohl hätten sie an eine Reihe von Schächten noch Hand angelegt, erheblicheren Schaden aber nur am Elektrizitätswerk angerichtet. Der schnelle deutsche Vormarsch hat hier Milliardenwerte gerettet.

Bei Boryslaw findet sich auch Ozokerit, ein meist grünlich- oder gelblichbraunes Erdwachs. Es faßt sich butterweich an und riecht wie Petroleum. Der Erdwachsbergbau von Boryslaw besitzt Weltruf.

Die herbe Schönheit des Erdölgebietes wechselt nur wenige hundert Meter südlich in die bunte Blütenpracht eines gepflegten Kurortes über.
Wie eine Fata morgana steigt Truskawiec aus der Mitte der Erdölwaldungen. Um den Kern sauberer, üppiger Kuranlagen mit Konzertpavillon, weißen Bänken und — man kann schon sagen — mondänem Kurhaus, reihen sich in die Wälder und Höhen hinauf entzückende Villen, die immer wieder von liebevoll gehegten Gärten umgeben sind.
Der Baustil fällt hier einmal weniger aus den Rahmen der Landschaft. Das hat seine einfache Ursache darin, daß die Badeanlage im wesentlichen während der Zeitspanne der österreichischen Verwaltung entstanden ist.
In Truskawiec entspringen Schwefel- und Kochsalz-Quellen. Die deutsche Verwaltung wird sich dieses Kleinods nun erst recht sorgsam annehmen.
Die Einwohner erzählen uns, daß die Sowjets ganz entgegen ihrer sonst so betont klassenkämpferischen Propaganda keineswegs ihre Arbeiter hierher geschickt haben; dieser Kurort blieb ausschließlich oberen Schichten vorbehalten, die sich weniger erholt, als vielmehr unverschämt gepraßt haben sollen.

Wir probieren den Brunnen. Ein ukrainisches Mädchen reicht ihn uns. Das Wasser sprudelt in den Gläsern und erfrischt mit prickelndem Reiz.
Jenseits des Hanges strömt Öl aus der Erde. In diesem Tal sind es Gesundbrunnen kristallklaren Quellwassers.
Ein gesegnetes Land hat uns aufgenommen; es zum Segen auch seiner Be-

wohner zu erschließen, ist mit das Ziel erneuten deutschen Pionier-Einsatzes.
Als wir das dem ukrainischen Mädchen zu verstehen geben, lacht es uns froh und zuversichtlich an.

Der Distrikt Galizien hat uns nicht nur gebietsmäßig, sondern vor allem auch wirtschaftlich reicher gemacht.
Und noch eine Erkenntnis fanden wir bestätigt — Galizien gehört organisch zu uns. Land und Leute treten dafür immer wieder den Beweis an. Oft unbewußt, denn dieses Fundament ist nicht seit gestern und vorgestern gelegt. Seit 150 Jahren wurzelt das Deutschtum zwischen Dnjester und Pruth.
Die Kolonisation Kaiser Josef II. erschloß dieses Land dem deutschen Kulturkreis. Und immer, wenn es am engsten in ihn einbezogen war, blühte es in allen Teilen. Wurde es von fremdem Unkraut überwuchert, so drohte es zu ersticken.
Der schlimmste Einfall aber war das kommunistische Teufelskraut.
Es wird mit Stumpf und Stiel ausgerottet.

Denn es ist ein fruchtbares Land, in das wir neuen Samen werfen. Der nachhaltigste Eindruck bleiben die endlosen Kornfelder.
Wogendes Gold unter weitem, blauem Himmelsdach.
Die Spuren eines harten Krieges ziehen sich mitten durch. Waffen blitzten und erzwangen den Frieden über dieses gesegnete Land. Jetzt blinken Sichel und Sense zwischen den Halmen.
Nach dem Kampf kommt das Ernten.

Schutzumschlag und Einband: Leopold Juriga, Krakau
Aufnahmen des Verfassers und Archiv des Verlages, sowie 3 P. Brandner und 1 Arlart